Das Asylrecht

Wilhelm Jensen



Das Asylrecht.

Erster Band.

Von **Wilhelm Jensen** ist im gleichen Verlage erschienen:

Das Pfarrhaus von Ellernbrook. Roman. 2. Aufl. 2 Bde.
Preis geheftet *M.* 10. —; fein gebunden *M.* 11. —

Das Asylrecht.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

Erster Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Die große Residenz und Landeshauptstadt vereinigte in ihren allerdings nur mehr sprichwörtlichen Mauern alles, was die Zeit an hervorragender Bedeutung in Bezug auf Rangstellung, Einfluß, Geist, Volkstümlichkeit, Bildung und Feinheit des Tones besaß. Jeder, welcher ihr, oder richtiger der in ihr durch solche Kennzeichen charakterisirten „Gesellschaft" angehörte, fühlte dies. Er wußte aus geographischem Kindheitsunterricht, wie von späteren Reisen durch Augenschein, daß es auch sonst noch Ortschaften, sogar eine erhebliche Anzahl ziemlich volkreicher Städte gebe. Aber wenn ein Gedanke ihm zufällig dieselben ins Gedächtnis

rief und er sich das Leben, die Bewohner in ihnen vorstellte, so that er's mit einem leiblichen und geistigen Achselzucken oder, im Fall einer mitleidigen Gemütsanwandlung, mit flüchtigem Bedauern der unverdienten Herbigkeit mancher Menschenschicksale. In deutlichem astronomischem Bild gewahrte er die Stadt seines Aufenthaltes als eine Sonne und alles um sie her als einen an sich dunklen Weltraum, in welchem die großen und kleinen, da und dort kreisen den Planeten lediglich durch den Strahlenwurf jenes Zentralgestirns Licht und Wärme empfingen, um so karger, je weiter die Ungunst der Verhältnisse sie von dem einzigen Ausfluß belebender und beseelender Kraft entrückt hatte. Zu dieser Betrachtungsweise wurde er nicht durch eitle Ueberhebung und persönliche Anmaßung veranlaßt, sondern er empfand sich als ein verpflichtetes Glied einer Gesamtheit, deren unvergleichliche Leuchtkraft und Schärfe der Intelligenz ihn zu solcher Anschauung nötigten. Wohin er seine Augen sonst lenken mochte, konnte er nur von der Aufhellungsgewalt seines Blickes geworfene Schatten entdecken, da überall die Fähigkeit eigener Lichterzeugung gebrach.

Selbstverständlich umschloß die Stadt auch eine Universität, doch es gab keine Professoren an derselben. Es mochten vielleicht einige vorhanden sein, welche diese niedrige Rangstufe bekleideten, aber sie fielen mit Recht der völligen Unbekanntheit anheim, denn das wirkliche Verdienst auf den Gebieten der Wissenschaft und damit zugleich die Zugehörigkeit zur Gesellschaft war stets durch den Hofrang und Titel eines Geheimrats kenntlich gemacht. Die Berechtigung zur Führung dieses Namens verpflichtete auch dazu, ihn deutlich auf dem Porzellanschild an der Hausthür hervortreten zu lassen, und die Dienerschaft fühlte sich so von der Verdienstwürdigung ihrer Herrschaft mit gehoben, daß sie einen etwaigen nach dem „Herrn Professor“ fragenden Besucher aus der Provinz mit der Entrüstung anblickte, als ob derselbe sich nach der Wohnung eines Schusters oder Schneiders in dem vornehmen Hause erkundigt habe. Schritten die Jahre und die Berufsauszeichnung des Geheimrats noch mehr vor, so ward diesem und dem Hausthürschild noch ein „von“, in Einzelfällen hochgradigster Verdienstlichkeit sogar eine „Excellenz“ vorgesetzt und damit die höchsterreichbare Stufe

wissenschaftlicher Bedeutung und irdischer Lebens-befriedigung gekennzeichnet.

Das nämliche geschah hin und wieder, wenn-gleich in geringerem Maß, bei Künstlern, welche Zeugnisse besonders richtiger Anschauung und weitere Hoffnungen erweckender Schulung in ihren Leistungen abgelegt hatten. So wurden die Wissenschaft und die Kunst geadelt, dadurch der niedrigen Sphäre ihres Ursprungs enthoben — da ihre Vertreter nach dem irdischen Herkommen fast niemals hohen aristo-kratischen Kreisen, sondern zumeist dem unteren Bürger-, ja manchmal sogar dem Bauernstande ent-stammten — und „gesellschaftsfähig“ gemacht, in den nämlichen Räumen mit den höchsten Spitzen des Staatsbeamtentums und Militärs, mit Ministern und Generalen, wie den Trägern der ältesten Grafen- und Freiherrennamen gleichsam als pares inter pares zu verweilen. Und es mochten wohl solche Geheim-räte und Inhaber durch ihre Tüchtigkeit erworbener Adelsprädikate und Ordenssterne noch mit besonderem Bedauern der Professoren und Künstler in Pro-vinzorten gedenken, freilich nicht ohne Beimischung berechtigten Stolzgefühls, daß sie sich vom gemeinen

Pikendienst der Wissenschaft und Kunst zu derartigen Stellungen als Hauptleute und Obersten aufgeschwungen hatten, die fast mit wirklichen Majoren und Oberstlieutenants im Rang gleichstanden.

Es entsprach naturgemäß dieser höchsten Stufe der Gesellschaft, daß sie bei ihren Zusammenkünften auch in der Unterhaltung die höchsten Anforderungen stellte. Nur das anerkannt Bedeutungsvollste auf allen geistigen Gebieten durfte Anspruch auf Beachtung erheben, da die völlige Vertrautheit eines jeden mit den Unterbauten aller Bildungswarten außer Zweifel stand. Selbstverständlich blieben die Politik und ein Hereinziehen der Religion in den „Salon“ ausgeschlossen, um nicht etwaige abweichende Meinungen zu verletzen, oder durften doch nur insoweit berührt werden, als sie mit Sicherheit das Ergebnis allgemeiner Zustimmung und Erbauung herbeiführten. Auch philosophische Fragen waren ausgeschieden, wenn sie nicht den Zweck verfolgten, einen glänzenden Beweis für die schließliche Einheit des Denkens und des christlichen Glaubens abzulegen, und die Vermeidung naturwissenschaftlicher Erörterungen, mit Ausnahme etwaiger neuangebahnter gemeinnütziger

Erfindungen und praktischer Fortschritte, verstand sich unausgesprochen von selbst. In Betreff der übrigen Wissenschaften redete schon die Anwesenheit ihrer weitbenamtesten und durch Würden und Dekorationen ausgezeichnetsten Repräsentanten von der hohen Achtung aller vor denselben, so daß es keines Beweises dafür bedurfte, indem man sie etwa zum Gegenstand des Gesprächs erhob; doch war eine zugleich scherzhafte und lehrreiche Einflechtung, welche nicht die Hälfte einer Minute überdauerte, aus dem Mund einer besternten Koryphäe stets willkommen. Ein vorwiegendes Bedürfnis sprach sich aus, durch Darlegung eigenen Kunstverständnisses ein solches auch bei anderen noch mehr zu fördern; und die Malerei, die Plastik und Architektur genossen deshalb ein unbestrittenes Ansehen, das nur aus dem Grund nicht häufig zum Ausdruck gelangte, weil man nicht von dem Umfang der einschlägigen Kenntnisse bei dem andern vorher unterrichtet war und außerdem eine eingehendere Begründung gefällter Urteile befürchten lassen mußte, eine unschickliche Einseitigkeit der Konversation mit sich zu führen. Bei der Musik traf diese Besorgnis zum Glück nicht ein, denn die

Zugehörigkeit zur Gesellschaft und zur Blüte der Geistes- und Gemütsbildung schloß die Begeisterung für die genannte, in ihrer Rangstellung zu den irdisch subalternen Künsten als göttlich gekennzeichnete Kunst eo ipso in sich. Ihrem Kultus wurden sowohl in theoretischer als in praktischer Beziehung keine Schranken der Zeit und der Konvenienz gezogen; das höchste Alter und die erste Jugend begegneten sich in gleicher, ihr Innerstes ergreifender Hingabe und erkannten in dieser gewissermaßen ein Logenzeichen noch über allen äußeren Rang erhebenden gemeinsamen seelischen Reichtums. So bildeten Opern und Konzerte stets die eigentliche pièce de résistance der Unterhaltung, wobei die ersteren sich das nicht geringfügige Nebenverdienst erwarben, durch anknüpfende Besprechung der Kostüme und Toiletten der Sängerinnen auf eine Läuterung des Geschmacks hinzuwirken. Die Tragödie und das Schauspiel konnten dagegen nicht in Rede fallen, da man eine zu hohe ideale Vorstellung derselben in sich selbst trug, um ihrer Vorstellung auf der Bühne ohne tiefe Enttäuschung beiwohnen zu können, und das Ballet beschränkte im allgemeinen naturgemäß seine Verwertung

für die kunstsinnige Kritik auf einen halblauten Meinungstausch der Herren in den entlegeneren Winkeln und Nischen der Salonräume. Annähernd dem der Musik gewidmeten Zeitaufwand kam indes derjenige gleich, welcher den belletristischen Erzeugnissen der Literatur vergönnt ward. Die Kenntnis der neuesten französischen und englischen, auch russischen, dänischen und italienischen Romane unterlag keiner Anzweiflung, und aus dem durchgehenden Zutreffen dieser Voraussetzung ergab sich die Möglichkeit und der Genuß allseitigen tiefsten ästhetischen Eindringens in die Gesetze, die Technik, den kulturhistorischen Wert und die dichterischen Schönheiten der natürlich in ihren Originalsprachen gelesenen epochemachenden Werke. Es konnte keinerlei irrtümliche Meinung darüber aufkommen, daß man trotzdem der deutschen Dichtung unbedingt den obersten Rang zuerkannte; eben weil man aber die letztere als das höchste nationale Eigentum betrachtete, war die selbstbegreifliche Folge, daß man über diesen fraglosen Gemeinbesitz aller keine unnötigen Worte verlor. Anders verhielt es sich mit dem Fortgang der deutschen Literatur seit der durch den Tod Goethes

bezeichneten „Beendigung ihrer Glanzperiode“. Hier überwog entschieden als vorherrschend das Gefühl, es sei einer Blasphemie ähnlich, die unvergängliche Hinterlassenschaft jenes großen Dichters durch Kenntnisnahme von den Tageserzeugnissen des späteren Epigonentums herabzuwürdigen. Allerdings fanden sich dagegen auch solche, welche gelegentlich eine neuere Schöpfung benützten, um durch kritische Zergliederung derselben eben den Abstand zwischen Schiller und Goethe und der Jetztzeit, sowie die traurige Impotenz der letzteren in einen scharfen Lichteinfall zu stellen. Und man machte in diesem Fall eine Ausnahme, indem man sich dazu der gelehrten und vernichtenden Urteilssprüche aus den Literaturgeschichten auch nicht geheimrätlicher, nicht adeliger und sogar manchmal noch völlig undekorirter Professoren bediente.

Heute war Empfangsabend bei Excellenz von Borke, ehemaligem Gesandten an verschiedenen kleineren europäischen Höfen, doch schon seit einer Reihe von Jahren in wohlverdienten Ruhestand getreten. Was seinem Hause angehörte, legte besonderes Gewicht auf das außerordentliche Renommé der dort herrschenden geistigen Atmosphäre. In ihm selbst hatte sich

der älteste Adel der Geburt gleichsam zu einer unzertrennlichen Legirung mit demjenigen der feinsten Bildung in einander geschmolzen, und man konnte stets ebenso sicher darauf zählen, in den vornehmen Empfangsräumen mit den anerkanntesten Kapazitäten der Kunst und Wissenschaft, wie mit den Trägern der glänzendsten aristokratischen Namen zusammenzutreffen. Seine Excellenz huldigte vorwiegend einem weitumfassenden Geiste des praktisch Nutzbringenden, der eindringenden Erkenntnis in die realen Existenzbedingungen des Staates, der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt, während die Vorneigung Ihrer Excellenz, der weicheren weiblichen Natur gemäß, mehr auf das Schöngeistige, eine ideale Auffassung und Veredlung des Lebens gerichtet war. Ihre Tochter, Fräulein Martina von Borke, vereinigte als Doppelerbteil beide Geistesvorzüge in sich und wurde von ihren Freundinnen wegen ihres hervorragenden Verstandes in gleicher Weise bewundert, man konnte beinahe sagen gefürchtet, als um ihres Gemütes willen geliebt und verehrt. Sie hatte nicht nur im Raum, sondern ebenfalls in der Zeit schon mancherlei von der Welt gesehen und bildete

deshalb auch nach dieser Richtung nicht selten den Gegenstand der Bewunderung über die stets gleich bleibende Unveränderlichkeit ihres jugendlichen Benehmens und Erscheinens, wie über die geschmackvolle Unterstützung, welche sie dem letzteren durch die Wahl ihrer Kleidung verlieh. Diese bot niemals etwas Ueberladenes, ließ auch, wo sie auf den Schultern, am Nacken und Halse fehlte, keinen andern Schmuck als ein kleines, häuslich schlichtes, mit Türkisen besetztes Goldkreuz aufblicken und war so einfacher und wechselloser Natur, daß jemand sie schon einmal vor zwanzig Jahren genau in der nämlichen Toilette gewahrt zu haben glaubte. Und um ihrer Vorliebe für jene schlichte Halszierde willen hatten die ihr Näherstehenden sich gewöhnt, wenn sie sich in vertraulichem Gespräch unter einander befanden, Fräulein Martina von Borke mit der anmutigen Bezeichnung „das blaue Hauskreuzchen“ zu belegen.

Der Empfang war groß heut abend, und Seine Excellenz und Ihre Excellenz hatten sehr viel zu bewillkommnen. Es kam der Graf Gunther von Tannenberg mit Comtesse Tochter, ein sehr vornehmer, bereits lange verwitweter Herr, der sich den

Winter hindurch stets in der Residenz aufhielt, während er die Sommerzeit auf seinem schlesischen Stammgut oder auf Reisen verbrachte; Freiherr von Meseritz, Landgerichtspräsident, und Herr von Schulze, Ministerialkanzleichef; Excellenz von Pottenburg, außerordentlicher Bevollmächtigter eines verwandtschaftlich befreundeten Hofes zur Regelung eingetretener schwieriger Erbschaftsfragen; Oberstaatsanwalt Schloninus, die Geheimräte Teuerjahr, Dieterici und Cellarius, ausgezeichnetste Universitätsvertreter der juristischen, historischen und medizinischen Wissenschaften, Oberkonsistorialrat Schnicke und der Wirkliche Geheimrat Waterlos. Nun, viele Uniformen mit Generals- und Oberstenepauletten, auch eine Anzahl von Lieutenants als Altersgesellschafter der zahlreichen jungen Damen. Einige dieser Offiziere untern Ranges verloren sich nach ihrer tiefen Verbeugung vor der Hausfrau und dem Hausherrn rasch an die Seitenwände der beiden großen ineinandergehenden Säle; zwei oder drei wurden indes von Seiner und Ihrer Excellenz durch eine liebenswürdige Ansprache festgehalten, und aus der Anrede konnte ein etwa in der Gesellschaft noch Fremder ihre

hochgräflichen Namen entnehmen. — Es drängte sich jedoch immer noch, sowohl in der Herren- wie in der Damengarderobe, und hier und dort wurden zwischen näheren Bekannten Begrüßungen ausgetauscht.

„Wie hübsch, daß wir hier zusammentreffen!“

„Ich hoffte eigentlich mit Bestimmtheit darauf!“

„Es gibt kaum ein Haus wieder, das man mit so freudigen Erwartungen betritt!“

„Und mit so hochberechtigten in jeder Richtung!“

Fast überall indes setzte sich diese Anknüpfung gleichartig in die halblaute Aeußerung fort:

„Ich glaubte zuerst, daß die Einladungszeit der Karte auf einem Irrtum beruhe.“

„Ich ebenfalls, — acht Uhr — doch wie ich anderwärts Erkundigung darüber einzog, traf es auch dort zu.“

„Bei uns ist noch ausdrücklich die Bitte vermerkt, nicht später zu kommen.“

„Und man soupirt hier doch niemals vor elf Uhr.“

„Vermutlich wird musizirt werden.“

„Sie treffen immer das Richtige; vielleicht ist ein gerade in der Residenz anwesender Künstler engagirt worden.“

„In einem so kunstsinnigen Hause kann man auf alles gefaßt sein.“

„Ich habe deshalb auch vorher einen kleinen Abendimbiß zu mir genommen; es ist nichts fataler, als in einem geistigen Genuß durch die materielle Anwandlung eines Hungergefühls beeinträchtigt zu werden.“

Weißkrawattete Dienerschaft in dunkelfarbiger Livree reichte den Thee mit dem dazu bestimmten feinen Gebäck, doch beteiligte sich an der Präsentirung des letztern dann und wann auch Fräulein Martina von Borke, indem sie einem Lakaien eines der silbernen Körbchen abnahm und, dasselbe einer hochgestellten Dame oder einem älteren Herrn, die sich nicht mit demselben bedient hatten, anmutig darbietend, sagte:

„Bitte, bitte! Es ist meine Pflicht als Tochter des Hauses, thun Sie es mir zu lieb!“

Sie blickte die Angesprochenen dabei so zuversichtlich und mit einem Ausdruck an, sie werde schmollen, wenn sie eine abschlägige Antwort erhalte, daß jeder dankend von dem Gebotenen nahm und, während sie weiter schwebte, lächelnd hinter ihr bemerkte:

„Wer könnte dem allerliebsten Mädchen etwas abschlagen!“

„Welche reizende, kindliche Natürlichkeit sie sich bewahrt hat!“

„Ganz die Liebenswürdigkeit ihrer Frau Mutter!“

„Ja, sie wird ihr von Jahr zu Jahr ähnlicher!“

Seine Excellenz von Borke unterhielt sich in den Pausen der Begrüßungen und Vorstellungen noch vorwiegend mit dem Grafen Tannenberg, der erst vor kurzem von einem Herbstaufenthalt am Bodensee in die Hauptstadt zurückgekommen war. Der Graf besaß etwas steif vornehme Haltung und bot eine eigentlich nicht auf germanische Abkunft schließen lassende äußere Erscheinung, der sein inneres Wesen in einer gewissen Richtung vollständig widersprach. Er legte gerade besonderes Gewicht auf das Deutschtum seines Geschlechtes und hatte dem, wie er selbst zu seiner Befriedigung den alten Vornamen Gunther führte, auch in der Wahl derjenigen seiner beiden Kinder, Egenolf und Walfrade, deutlichen Ausdruck gegeben. Sein Gesicht zeigte eine reservirt ruhige, doch kluge Miene, die Art seines Redens Gewandtheit und Verbindlichkeit, deren äußerer Ernst vielleicht ab und zu

einen leichten Anflug von Humor verbarg. Er äußerte gegen den Hausherrn:

„Ich bin außerordentlich erfreut, Excellenz in so ausgezeichnetem Gesundheitsstand wieder vorzufinden. Excellenz haben, wie ich vernommen, sich auch im Sommer keine Muße vergönnt, sondern in unermüdlicher geistiger Thätigkeit uns mit der gründlichen Aufhellung einer schwierigen politischen Frage bedacht.“

Der Angesprochene erwiderte lächelnd:

„Eine zu ehrenvolle Bezeichnung, Herr Graf. Ein paar leichte Kollektaneen; wenn man die schwere Arbeit seines Lebens hinter sich hat, da fühlt man bei der erfreulichen Erleichterung doch auch einen Drang, wie soll ich mich ausdrücken, eine Verpflichtung, nach geringen Kräften noch für die Mitwelt Nutzen zu bringen.“

„Excellenz erlauben, daß ich die Nachwelt nicht als ausgeschlossen betrachte. Ich selbst bin leider nur ein einfacher Landmann, dessen Hand die Feder nicht zu führen weiß, aber doch noch nicht so verbauert, daß ich nicht begreifen sollte, wie die Vorschrift des noblesse oblige auf geistiger Rangstufe

wohl noch ein zwingenderes Gebot enthält als auf jeder andern."

„Horaz spricht: rura paterna bovibus suis exercere bilde das glücklichste Los auf der Erde, und so mag man sich nach seinen Worten auch damit genügen, wenn man wenigstens den Versuch anstellt, das otium der späteren Jahre nicht ganz sine dignitate zu genießen. Verzeihen, Herr Graf, ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Excellenz von Pottenburg bei mir zu begrüßen."

Der Hausherr kam seiner Verpflichtung gegen den etwas seitab eingetretenen Letztgenannten nach, indem er auf diesen zuschritt und ihn ansprach:

„Wir müssen es uns als eine besondere Ehre und Auszeichnung anrechnen, daß Excellenz bei der großen Inanspruchnahme Ihrer kostbaren Zeit durch so wichtige Angelegenheiten uns Ihre Gegenwart hier heut abend für einige Stunden vergönnen."

Mit dankbar verbindlichem Lächeln entgegnete der Bewillkommnete:

„Es ist mir der erfreuendste Gedanke bei meiner Hiehersendung gewesen, Excellenz wiedersehen und die durchgeistigte Atmosphäre dieses seltenen Hauses

wenigstens für eine kurze Weile wieder mitgenießen zu dürfen."

„Excellenz belieben, unsere einfache Häuslichkeit mit zu genügsamen Augen anzusehen. Horaz spricht: tacitis senescimus annis, und wenn man die schwere Arbeit seines Lebens hinter sich hat, da muß man zufrieden sein, sich durch freie geistige Thätigkeit noch ein wenig in dem gewohnten Geleise forterhalten zu können. Excellenz erlauben, daß ich einige Worte mit Herrn Präsidenten von Meseritz, der dort eintritt —"

Die älteren Damen saßen zumeist in Fauteuils und auf Wanddivanen, die jungen standen vorwiegend in lebhafter Konversation mit den jüngeren männlichen Elementen der Gesellschaft. Eine Gruppe zeichnete sich durch besonders buntes Geleucht der umher angesammelten Uniformen aus; als ihr Mittelpunkt erwiesen sich die Comtesse Tannenberg, die Freiin von Meseritz und Fräulein von Schönborn. Die beiden ersteren erschienen im Aeußern und im Wesen bis auf das ungefähr gleiche Alter von denkbarster Verschiedenheit, mußten jedoch in näherem Verhältnis zu einander stehen, da sie sich mit Du

anredeten, und waren in der That leibliche Cousinen; Irma Schönborn hielt sich ihnen, offenbar aus dem Trachten, der Vereinzelung zu entgehen, und mit der Selbstbescheidung angeschlossen, nur ein kleines Planetchen der beiden jungen gesellschaftlichen Sonnen zu sein. Fraglos kam Walfrade Tannenberg unter allen Anwesenden der Schönheitspreis zu. Maler wie Bildhauer hätten ihn ihr gezollt und keinen Zug an ihr abgeändert, um nach ihr eine jugendliche olympische Göttin auf der Leinwand darzustellen oder in Marmor auszubilden. Wen so zu repräsentiren sie am geeignetsten sein würde, ließ sich freilich nicht so leicht sagen. Eine Aphrodite war sie nicht, dazu fehlte ihrem Gesicht die Weiche und Wärme, besonders vielleicht der Wunsch und Wille, es zu sein. Auch mit Hebe oder Psyche konnte man sie nicht in Verbindung bringen, und die niedriger gestellten Olympbewohnerinnen aus den Reihen der Musen und Charitinnen vermochten nicht in Rede zu stehen, denn der erste Blick auf sie kündete, daß sie sich niemand unterordnete. So blieben Artemis und Athene zum Vergleich, und zwischen diesen beiden ließ sich schwanken; die hochschlanke, doch nicht machtvoll

wirkende Gestalt Walfrades erschien der ersteren angemessen, der Ausdruck ihrer Züge der zweiten. Sie trug ihr ganz schwarzes, aber für diese Farbe außerordentlich weiches und feines Haar höchst einfach, man wußte nicht, ob aus vornehmer Lässigkeit, die einen Wettstreit mit anderen auf solchem Gebiet als unter ihrer Würde achtete, oder aus wirklicher Gleichgiltigkeit gegen alle Toilettenkunst. Eine Entscheidung, ob sie sich ihrer leuchtenden Schönheit bewußt sei oder nicht, fiel schwierig; wenn es der Fall war, verbarg sie es so gut, daß sie den Eindruck erregte, keinerlei Wert darauf zu legen. Ihre ziemlich großen, dunkelgestirnten Augen besaßen etwas Unbewegliches; sie drehten sich gewöhnlich nur zugleich mit dem ganzen Gesicht jemandem entgegen. So war die Gesamtwirkung ihres Wesens kühl, um nicht zu sagen frostig. Ihre Sprache hatte einen metallenen Klang, doch von einer Klarheit, welche die Vorstellung weckte, daß sie so ungefähr von den Lippen eines redenden Steinbildes kommen müsse. Uebrigens vernahm man ihre Stimme höchst selten, meistens nur in einer kurzen, knappen Antwort, die keine Silbe über das Erforderliche hinzufügte. Es verletzte nicht direkt

die konventionelle Höflichkeit, grenzte jedoch manchmal nahe daran und beließ Zweifel, ob es aus Hochmut oder Beschränkung entspringe. Wenigstens erschienen ihre Interessen sehr beschränkt, denn sie legte für nichts eine innerliche Teilnahme und Aufmerksamkeit an den Tag.

Neben ihr als vollster Gegensatz stand das Freifräulein Gerta von Meseritz, eine etwas mehr als zwanzigjährige Blondine mit beinahe bernsteinfarbigem Goldton des Haares, milchweißem Teint und beweglichen, strahlend blauen Augen. Sie war anmutig, sehr lebhaft und sehr vergnüglich. Am Saum ihres Kleides konnte man sehen, daß der Fuß darunter manchmal, während sie jemand zuhörte, leicht auf und nieder wippte, als übertrage sich die Ungeduld ihres Mundes, zum Antworten zu gelangen, auf ihn mit. Wo sie stand, ward fast stets gelacht; ihre zierliche Nasenspitze bog sich vielleicht ein wenig über die Schönheitslinie auf, doch für Gerta Meseritz war der Vergleich mit einer griechischen Muse trotzdem voll gegeben. Unzweifelhaft auch, mit welcher; nur Euterpe, „die Frohgenießerin des Augenblicks", paßte genau auf sie; der reglustige Fuß befand

sich indes fraglos auch mit Terpsichore nicht in Feindschaft.

Nun kam die Tochter des Hauses mit einem Backwerkkörbchen gleichfalls hieher und präsentirte dasselbe. Gerta Meseritz nahm ein Konfektstückchen, knusperte es zwischen den Zähnen und sagte:

„Was für einen reizenden neuen Halsschmuck Sie haben, Martina! Wohl ein Geburtstagsgeschenk? Sind es grüne Katzenaugen?"

„Aber, liebste Gerta, das trage ich ja immer; es ist ein blaues Türkiskreuzchen," versetzte Fräulein von Borke.

„Ach, wirklich? Ich kann mich gar nicht erinnern und bin auch ein bißchen kurzsichtig. Jetzt erkenn' ich's erst genau, es ist gerade wie ein altes Kreuz aus dem vorigen Jahrhundert, das ich vor ein paar Wochen auf dem Tannenbergschen Gut gesehen, und steht Ihnen ganz, als ob der Künstler es für Sie angefertigt hätte."

Fräulein Gerta von Meseritz biß sich hurtig ein ganz klein wenig auf die bewegliche Zunge, sah mit treuherzigen Augen auf das blaue Kreuz, und die Tochter vom Hause bot wieder ihr Backwerk dar.

„Ich danke," sagte Walfrade Tannenberg.

„Bitte, bitte, liebe Comtesse, ich muß sonst schmollen!"

„Das thut mir leid, aber ich danke!"

„Nun, dann nehme ich noch," lachte Gerta Meseritz, die Finger in den rosig angehauchten Handschuhen vorstreckend. „Ich bin nicht unerbittlich und gebe solchem Korb keinen Korb. Außerdem bin ich hungrig und es ist noch lang hin bis zum Soupiren." Es knisterte einen Augenblick lustig wieder von ihren Zähnen her. „Weshalb sind wir denn eigentlich so früh bestellt? Wird noch getanzt vorher?"

„Bestellt?" wiederholte Fräulein Martina von Borke mit leise vorwurfsvollem Ton. „Sie sprechen wirklich ganz ländlich, liebste Gerta! Wir denken, unseren lieben Gästen einen edleren geistigen Genuß bieten zu dürfen!"

Sie ging, ihrer Pflicht weiter nachkommend, einer andern Gruppe zu. Gerta Meseritz seufzte halblaut mit einer komischen Bestürzungsmiene: „O Gott, wenn er für mich nur nicht zu edel ist!" Und sie konnte, ohne die gesellschaftliche Schicklichkeit zu arg zu verletzen, der jungen Comtesse rasch ins Ohr

wispern: „Ich wollt', wir säßen wieder bei euch draußen, Walsa, meinetwegen bis an die Schultern im Schnee. Wenn ich hier heut abend an einem Schlaganfall zu Grund gehe — es kann auch ein Lachkrampf sein — da begrabe mich unter den beiden Pappeln am Parkrand, weißt Du?"

Ihre Excellenz Frau von Borke erfüllte gleichfalls eine Pflicht, die ihr eigentlich nicht oblag, doch die sie aus einem innern Drang auf sich genommen hatte. Sie bewegte sich durch die Reihen, von einem vor kurzem eingetretenen jungen Herrn begleitet, den sie einigen der an Rang und Namen hervorragendsten Damen mit eigenem Mund vorstellte. Dies Thun von ihrer Seite nahm etwas wunder und es überraschte noch mehr, wenn sie den Namen des Präsentirten aussprach:

„Darf ich mir erlauben, Ihnen Herrn Gerold Fredeheide bekannt zu machen?"

Ohne weiteren Titel, nicht Graf oder Baron oder wenigstens von Fredeheide, sondern schlechtweg nichts als Fredeheide! Er trug auch keine Uniform, sowie an seinem Frack keinen leisesten Anflug einer Dekoration. Als erläuternd fügte Frau von Borke

nur stets hinzu: „Ein Sohn einer lieben Jugendfreundin von mir!"

Der lächelnde Ton dieser Aeußerung war mit einer leichten Wehmut gemischt, welche darauf hinzudeuten schien, daß die Genannte sich mutmaßlich nicht mehr am Leben befinde. Dies traf jedoch nicht ganz im gewöhnlichen Wortsinn zu, denn physisch zählte sie noch nicht zu den Toten, sondern bis jetzt nur moralisch oder wenigstens gesellschaftlich. Ihre Excellenz erläuterte flüsternd den Zusammenhang kurz hinter dem Rücken des Sohnes, daß seine Mutter eine geborene Comtesse Hebenstein sei, die sich — man sei damals allgemein außer stande gewesen, es zu begreifen — mit einem Herrn Fredeheide, einem Richter oder Anwalt in einer kleinen Provinzstadt, verehelicht habe. Allerdings befand sie sich nicht in glänzenden pekuniären Verhältnissen. Frau von Borke hatte nie wieder von ihr vernommen, als jetzt durch ein ihrem Sohn mitgegebenes Empfehlungsbillet, der seine juristischen Universitätsstudien im Sommer vollendet und als Referendar seine Carrière in der Hauptstadt anzutreten gedachte. Er besaß übrigens nicht allein seine wissenschaftliche Befähigung, sondern

daneben auch — unzweifelhaft als Erbteil von seiner hochbegabten Mutter — ausgesprochenes künstlerisches Talent, und deshalb sei die Einladung der lieben Gäste des Hauses heut auf so ungewöhnlich frühe Stunde erfolgt, weil Herr Fredeheide eine von ihm verfaßte Novelle vorzulesen beabsichtige. Ihre Excellenz drückte sich aus, er wolle die Güte haben, dies zu thun, verbesserte sich indes sogleich, daß das Angedenken und die Rücksichtnahme auf ihre liebe Jugendfreundin es ihrem Gefühl nahe gelegt hätten, die Erlaubnis dazu und die nachsichtige Aufmerksamkeit der verehrten Anwesenden für das dichterische Erzeugnis des jungen Mannes zu erbitten, damit ihm eine Möglichkeit gegeben werde, sich durch dasselbe in der Gesellschaft gewissermaßen als der Sohn seiner Mutter zu legitimiren. Frau von Borke brachte diese Mitteilungen in einer Weise vor, welche ihr noch immer schmerzliches Bedauern der erwähnten Mesalliance, doch ebenso ihre fein empfindende Teilnahme für den bis zu einem gewissen Grad schuldlosen Abkömmling derselben und zugleich die Hoffnung deutlich an den Tag legte, diese Zwiespaltsmischung ihrer eigenen Gefühle auch von ihren lieben Gästen

als unvermeidlich und vollberechtigt anerkannt zu sehen. Die Blicke der Hörerinnen wandten sich auch demgemäß auf die hochgewachsene Gestalt, das jugendlich einnehmende Gesicht des in Rede Stehenden; eine erwiderte: „Auch ohne Ihre Mitteilung, liebe Excellenz, däucht mich, spricht es sich in seinen Zügen sofort aus," und eine andere fügte hinzu: „Finden Sie nicht, daß Kinder aus derartigen Ehen manchmal etwas eigentümlich Interessantes besitzen?"

„Das ist wohl aus einem Hauch innerer Wehmut erklärlich, der sich naturgemäß auch nach außen über ein solches Gesicht ausbreiten muß. Ich vermag dies aufs innigste nachzuempfinden."

„Sie scherzen, liebe Frau Baronin; ich glaube, daß kaum jemand hier im Hause dazu von einem halben Jahrtausend so wenig berechtigt sein dürfte."

„Man wird eben am meisten durch die Vorstellung von etwas Unbegreiflichem in Mitleidenschaft gezogen, Frau Präsidentin. Und wirklich eine vornehm schöne Erscheinung sonst!"

Allerdings erforderte es besonderen Feinblick, den wehmütigen Anhauch in den Zügen Gerold

Fredeheides zu entdecken. Für die oberflächliche Beurteilung erschien sein etwas länglich gebildetes, doch kraftvolles Gesicht sehr sorglos, heiter und von unangekränkelter Naturfrische. Seine simple schwarze Gesellschaftskleidung saß so tadellos, wie er seine Verbeugungen vollzog; darnach schweiften seine hellen Augen, wenn er nicht auf eine wohlwollende Ansprache zu erwidern hatte, höchst unbekümmert durch den Saal umher. Sie konnten dies mit einer physischen Leichtigkeit, da sein braunes Scheitelhaar sich mindestens um einige Zoll auch über die höchsten der übrigen Köpfe aufhob, und sie thaten es mit einem unbefangenen Gleichmut, als seien sie an ein stetiges Verweilen auf den Häuptern so hochgestellter Persönlichkeiten gewöhnt. Das war offenbar auch ein mütterliches Erbteil und vermutlich ebenso der leichte Anflug, der ihm ab und zu unter dem kleinen Bart der Oberlippe um die Mundwinkel huschte. Man konnte es nicht Lachen, nicht einmal ein Lächeln benennen, aber es kam fraglos als ein flüchtiger Aufschimmer auch innerlich nicht übermäßig wehmutsreicher Stimmung zu den Lippen in die Höhe.

Ihre Excellenz erwarb sich das Verdienst, ihren jungen Protégé ungefähr ein dutzendmal aus seiner beinahe völligen Unbekanntschaft unter den Anwesenden zu befreien. Sie lächelte nunmehr:

„Es wird jetzt wohl Zeit sein, daß Sie mit Ihrer Lektüre beginnen, lieber Herr von Fredeheide. Pardon, ich meinte —“

Es war so natürlich, daß sie sich in der Anrede versprochen hatte, aber es besaß unter den obwaltenden Umständen doch auch etwas Verlegenes, fast Peinliches — ihr Zartgefühl sagte ihr, noch mehr für ihn selbst als für sie — und sie suchte das Versprechen ihres Mundes möglichst rasch wieder gut zu machen. Der Zufall fügte, daß sie dies in unmittelbarer Nähe konnte, und sich leicht wendend, kam sie noch einmal der selbstauferlegten Mühewaltung nach:

„Liebe Comtesse, darf ich Ihnen Herrn Gerold Fredeheide vorstellen, den Sohn einer lieben Jugend ...“

Der Genannte fiel, mit der gleichmäßigen, tadellosen Höflichkeit sich verbeugend, ein:

„Ich habe mich bereits im letzten Sommer am

Bodensee der Ehre erfreut, die Bekanntschaft der Comtesse machen zu dürfen."

Walfrade Tannenberg drehte einen Moment die Augen mit dem Kopf zugleich gegen den Sprecher herum und versetzte:

„Ja, ich glaube."

Die kaum wahrnehmbare Stirnbewegung, mit der sie die Worte begleitete, stellte mutmaßlich eine Entgegnungsverneigung dar, dann schien ihr Blick sich aus leerer Luft zu ihrer Nachbarin zurückzuwenden:

„Du sagtest eben, Gerta —"

Die bevorstehende außergewöhnliche Ausfüllung der Stunden bis zum Souper war schnell zur allgemeinen Kenntnis gelangt, und man äußerte sich lauter und leiser darüber.

„Es ist ein Haus, in dem stets etwas Ueberraschendes geboten wird."

„Kennen Sie den Verfasser der Novelle?"

„Mir ist gesagt worden, ein Herr Fredeheide."

„Eigentümlich, ich meine, der Name ..."

„Ein Name, der mir in der Literatur bisher ganz fremd ist."

„Wenn Excellenz ihn bei Ihrer erstaunlichen Beherrschung des literarischen Gebietes nicht angetroffen haben, dürfte er überhaupt wohl nicht auf große Berühmtheit Anspruch erheben.“

„Ich hörte durch den Herrn Ministerialkanzleichef von Schulze, er sei der Sohn einer geborenen Gräfin Hebenstein.“

„Ah so; es wird gewiß recht interessant sein.“

Die Dienerschaft hatte geräuschlos Sitze für alle noch stehenden Herren hergerichtet, sowie zwei Kerzen auf einem Tischchen am Rand des Saales angezündet. Gerold Fredeheide trat vor den Tisch, machte eine stumme Verbeugung gegen die Gesellschaft, setzte sich und begann mit helltöniger, unbefangenster Stimme von den ersten Bogen eines bereit gelegten Manuskriptes zu lesen:

„An einem schönen Vorsommerabend, zwei Jahre vor der Wende des fünfzehnten Jahrhunderts versetzte etwas eine Anzahl von Bewohnern der guten, festummauerten und freien Reichsstadt Isny im hochlöblichen schwäbischen Kreise in lebhafte Aufregung. Auf den Straßen und Plätzen der als äußerst lebenslustig bekannten Stadt bemerkte man nichts davon,

sondern vollbrachte dort sein gewohntes Tagewerk, das nach der Aufzeichnung des Chronikschreibers darin bestand, ‚gleichsamb die Zeit in lauter Frewde und Wolleben zuzubringen.‘ Auch derjenige nahm nichts Absonderliches wahr, der etwa in einer so hochgelegenen Kammer saß, daß er aus ihrem Fenster nach Süden hin über das Vorhügelland wegzuschauen und sich die Algäuer Alpenbergspitzen im roten Abendsonnenlicht zu betrachten vermochte. Die Mädelergabel und der Widderstein, der Hochvogel, Bieberkopf und Grunten, wie ingleichen das Nebelhorn, lagen gerade so da, wie sie es täglich bei heller Luft zu thun pflegten; zu praktischen Erwägungen geneigte Gemüter mochten sich dabei die Güte der Käse vorstellen, welche da drüben auf den grünen Almweiden bereitet wurden, und wer sich mehr einer allgemeinen Stimmung hingab, konnte vielmehr sein Vergnügen an dem von der Landschaft erregten Eindruck außerordentlicher Friedfertigkeit finden, zumal wenn er dabei auf die tüchtige und wohlbetürmte Ringmauer unter sich hinunter blickte. Denn im großen und ganzen fiel der Schönheitsbegriff der Zeit ziemlich mit dem Sicherheitsgefühl zusammen oder war

mindestens von letzterem nur schwer zertrennlich. Aber zum Glück lernten die Kinder bereits in den Schulen, daß Isny schon aus alten Tagen vortreffliche Wälle, Gräben, Türme und Thore besitze, und schöpften sich aus dieser Kenntnis eine erfreuliche Anwartschaft auf ein ebenso sorgloses und ungebundenes späteres Leben, wie sie es ihre Väter und Mütter stets gegenwärtig führen sahen. Auch der Wohlstand in der Stadt ließ nur in wenigen Häusern etwas zu wünschen übrig, obwohl auf dem steinigen Boden um sie herum weder Korn noch Wein gedieh, sondern der Anbau lediglich in Hafer, Flachs, Rüben und Gartengemüsen bestand. Doch die Alpenstraße aus Italien an den Rhein führte über Isny und brachte den Bewohnern desselben durch Handel und Wandel reichlichen Gewinn. Selbst verfertigten sie außerdem weit gerühmte und gesuchte Leinwand, die ihnen alljährlich fast ein paarmalhunderttausend Gulden aus der Fremde heimtrug. Dafür ließ sich auskömmlich Getreide auf den wohlbestellten Nachbarmärkten von Leutkirch, Ulm und Memmingen einkaufen, konnte man nach Milch- und Fleischbedarf die stattlichen grauen Algäuer Kühe mit dem hellen Streifen um

Maul und Rücken erhandeln, lieferten die Flüsse und der nahe Immensee Forellen, Aschen und Grundeln, Hechte und Karpfen, und brachten nicht nur die Achsen der Winzer vom Bodensee, sondern auch vom Neckar und sogar aus dem Veltlin Ohmfässer von erstaunlicher Größe und Anzahl in die Thore herein. Und daß der Inhalt in ihnen nicht verdarb, dafür waren völlig ausreichende Zunft- und Zechstuben den Tag hindurch und vielfältig auch noch geschäftig bei Nacht besorgt.

„So sahen die Dinge in Isny höchst befriedigend aus, und wenn trotzdem an diesem Maiabend etwas einen Teil der Stadtangehörigen in einige Aufregung versetzte, so entsprang dies zunächst keinem Anlaß, der sie oder ihr tadelloses Gemeinwesen selbst betraf. Ursprünglich bildete den Grund sogar nur ein fast lächerlich geringfügiges Ding, denn es war nichts weiter als ein winziges Staubwölkchen, das auf der Wegstraße nach der Nachbarreichsstadt Wangen gegen den Horizont aufflog. Mehrere Bürger hatten sich, um die schöne Abendluft zu genießen, zusamt ihren Hausfrauen und Töchtern auf die Mauerbrüstung neben dem Espertorturm begeben und schauten mit

ihrem väterlichen Erbteil behaglichen Sicherheitsgefühls in die Weite hinaus. Da stäubte es drüben am Hügelrand auf der Straße weißlich in die Höhe.

„Offenbar kam ein Reiter von dorther und ebenso offenbar that er dies sehr hurtig, so schnell, wie ein Pferd ungefähr laufen konnte. Das enthielt nun freilich an sich noch nichts Gemüterregendes. Es mochte ein kaiserlicher oder kurfürstlicher oder sonst ein hochreichsständischer Eilbote sein, der von irgendwoher eine gewichtige Botschaft irgendwohin zu überbringen hatte. Und wenn man in friedfertiger Beschaulichkeit dastehen konnte, lag eigentlich eher etwas Beruhigendes darin, einen Mitmenschen so mit dem Wind um die Wette daherjagen zu sehen, als daß es in Aufregung versetzte. Jedenfalls aber bot die Betrachtung eine anziehende Abendbeschäftigung für solche, die nichts weiter zu thun hatten.

„In dieser erquicklichen Lage, wie gesagt, befanden sich die auf der Ringmauer Stehenden und schauten dem überaus geschwind näher kommenden Reiter entgegen. Man unterschied bereits einen kurzen, hellfarbig zurückflatternden Mantel des letzteren und darüber ein Baret mit gleichfalls vom

Luftzug lang nach hinten gestrichener bunter Feder. Doch nun sagte jemand: ‚Es ist nur einer voraus, da kommen noch mehr!‘

„So war's auch unzweifelhaft, denn an der Ecke, wo eben erst das kleine Staubwölkchen erschienen, wirbelte jetzt eine große und dichte Staubwolke in die Höhe, so massenhafter Art, daß man nicht erkennen konnte, was sie verursachte. Aber da sie ihrer Vorläuferin mit gleicher Schnelligkeit nachfolgte, blieb kaum eine andere Mutmaßung übrig, als daß sie ebenfalls von galoppirenden Pferden herrühre. Und eine Mädchenstimme auf der Mauerbrüstung gab dieser Annahme in der Bemerkung Ausdruck: ‚Es schaut aus, wie ich einmal eine Jagd gesehen, als wäre das vorn ein Hirsch und das hinten die Jäger.‘

„Da geschah es, daß sich plötzlich die eigentümliche Aufregung aller droben befindlichen Zuschauer bemächtigte. Denn während das Mädchen seine Aeußerung gethan, war der vordere Einzelreiter gleich einem geschleuderten Speer gegen den Graben vor dem Espertbor herangeflogen, richtete sich, noch immer in gleicher Hast vorjagend, in den Steigbügeln halb

auf und rief mit einer weithin laut durch die abendliche Stille hallenden Stimme: ‚Asylrecht! Ich bitte um Asylrecht bei der freien Stadt Isny!‘

„Die kleine Jungfrau hatte unverkennbar mit ihrer Anschauung der Begebenheit drunten nicht ganz das Unrichtige getroffen. Nur war es keine Hirschjagd, sondern eine Menschenhetze, die sich auf das Thor zuwälzte, über dessen Eingang das von dem großmächtigen Kaiser Maximilian dem Ersten der Reichsstadt Isny erst ganz neuerdings in hohen Gnaden anstatt ihres alten verliehene Wappen in Gestalt eines völlig goldenen Adlers schirmende Flügel ausklafterte und drohende Fänge vorstreckte.

„Der Ruf des Reiters drunten war aber noch nicht verhallt, als sich das Merkwürdige begab, daß alle Bürger droben und nicht minder ihre Frauen und Töchter wie aus einem Mund, laut aufschreiend, das von jenem ausgestoßene Wort wiederholten: ‚Asylrecht! Asylrecht! Die Zugbrücke herunter!‘

„Dabei drängten sie sich alle in plötzlichem, lebhaftestem Durcheinandergewimmel rufend und winkend über die Brüstung; die Weiber klatschten halb jubelnd, halb in atemloser Erregung ihre Hände zusammen,

und ein paar jugendliche Waghälse männlichen Geschlechts sprangen blindlings geradeaus von der nach dem Stadtinnern zum Glück nicht allzu hohen Mauer in die Tiefe, purzelten heldenmütig auf die Nase, rafften sich jedoch mit unzerbrochenen Gliedmaßen auf und rannten so spornstreichs auf dem kürzesten Weg durch die Thorwölbung, um dem Wächter behilflich zu sein, in möglichster Hurtigkeit die aufgehobene Zugbrücke herabzulassen.

„Und es war in der That ein großes, freudiges und wohl des begeistertsten Eifers wertes Ereignis. Zugleich mit dem güldenen Reichsadlerwappen hatte die überschwengliche Gnade des Kaisers Maximilian der freien Stadt Isny das Asylrecht für ein halbes Kalenderjahr verliehen, dergestalt, daß jeglicher, der nicht eines gemeinen Verbrechens, als Mord, Straßenraub, Diebstahl, Brandstiftung, Falschmünzung und derlei bezichtigt wurde, wenn er den Schutz und Schirm ihrer Mauern zu erreichen vermochte, innerhalb der letzteren für die Frist eines halben Jahres Sicherung und Zuflucht gegen jede Verfolgung fand, falls der gestrenge und hochpreisliche Rat der Stadt ihm ein Anrecht darauf zuerkannte. Bis zum

heutigen Tag hatte sich indes zu Isny noch nie ein Anlaß geboten, sich vor der Welt als im Vollbesitz dieses großmächtigen Privilegiums zu bekunden, und so war die gewaltige Aufregung wohl begreiflich, die sich jählings aller Augenzeugen des heutabendlichen Vorfalls bemeisterte. Da es sich um eine Sache von ungeheuerstem Ernst handelte, kann es selbstverständlich nur als ein Vergleich dienen, daß sie ungefähr in die Sinnesüberreizung gerieten, welche Kinder bei der Verlustgefahr eines köstlichen, noch nie benützten Spielzeugs zu überkommen pflegt. Sie rannten wie besessen umher, schrieen fortwährend: ‚Asylrecht! Asylrecht!‘, um die Pferde der Verfolger ihres unbekannten Schutzbefohlenen dadurch im gestreckten Lauf anzuhalten, ballten die Fäuste, beschworen Blitze vom Himmel und die Rache von Kaiser und Reich aus der Luft herunter und holten durch ihr Gelärm aus allen Haupt- und Nebengassen der Umgegend laut brausende, fragende und wieder weiterschreiende Menschenströme herbei. Doch ward trotzdem die Hauptsache nicht, wie es manchmal vorzukommen pflegt, vernachlässigt, sondern die Zugbrücke rasselte noch eben rechtzeitig über das tiefe Grabenwasser nieder, daß der davor

harrende Reiter, seinem Gaul beide Sporen in die Rippen stoßend, diesen zu einem mächtigen Sprung auf das noch etwas schräg in der Luft schwebende Bohlenwerk anstacheln konnte. Die letzte Möglichkeit eines Entkommens nötigte ihn allerdings dazu, denn seine Verfolger waren, ein halbes Dutzend Köpfe stark, jetzt mit aufgeschwungenen Waffen so unmittelbar hinter ihm drein, daß der vorderste Pferdekopf noch gegen den Balkenrand der sich eilig wieder aufrichtenden Brücke anprallte. Da der Flüchtling noch nicht über diese hinüber war, geriet er auf der schiefen Fläche mit seinem Grauschimmel ins Rollen, doch er bekundete sich als ein so sicherer Reiter, daß er trotzdem sein Roß und sich selbst aufrecht erhielt und ungeschädigt auf den inneren, aus festem Gestein aufgemauerten Teil der Thorbrücke herabkam. Jenseits des Grabens aber erscholl aus dem Mund des vordersten Reiters der zornige und gebieterisch fordernde Ruf: ‚Im Namen meines Herrn, des hochfürstlichen Grafen Hugo von Montfort, verlange ich von dem Rat der Stadt Isny die Auslieferung dieses Landfriedensbrechers, der sich an Leib und Leben des hochedlen Sohnes meines Herrn vergriffen,

auf daß nach billigem Recht und Wiedervergeltung über ihn abgeurteilt werde!'

„Dies Ansinnen jedoch und der Name dessen, durch den es gestellt wurde, waren gleich wenig geeignet, die Erregung der guten Bürger von Isny zu beschwichtigen und zu Gunsten des an sie gestellten Verlangens umzustimmen. Die nähere und weitere Umgegend ihrer Stadt wies ein überaus buntes Gemisch von Landeshoheiten auf, und man konnte nur nach einer Richtung einige Stunden weit reiten, ohne ein halbes Dutzend bistümlicher, reichsgräflicher, reichsfreiherrlicher und reichsstädtischer Grenzen oder eingesprengte erzherzoglich österreichische Gebietsteile zu überschreiten. Die eine Ausnahmsrichtung erstreckte sich gegen Süden; dort lag die verhältnismäßig weit ausgedehnte uralte Reichsgrafschaft Montfort bis an den Bodensee hinan und tief in die Algäuer und Vorarlberger Alpen hinein. Nach Norden umschloß sie das Weichbild der Reichsstadt Isny fast von dreien Seiten, und menschlichen Unzulänglichkeiten gemäß hatte der Lauf von Jahrhunderten diese innige Nachbarschaft nicht ohne einige oder vielmehr recht zahlreiche Unzuträglichkeiten belassen. Ja, man

konnte sich dreist dahin äußern, daß nichts unter unglücklicheren Auspizien zu kommen vermochte, um einen Rechtsanspruch von den Bewohnern der freien Stadt zu begründen, als wenn derselbe im Namen der nachbarlichen Reichsgrafschaft erhoben wurde. Und es durfte deshalb die drüben vor dem Graben haltenden gegenwärtigen Vertreter der letzteren nicht besonders wunder nehmen, daß ihnen zunächst als vieltönige Antwort auf ihre Anforderung entgegenscholl:

„‚Nach billigem Recht? Wir kennen die Billigkeit des Montfortschen Rechts! Es ist uns noch nie billig zu stehen gekommen. Wenn er den Landfrieden bei euch gebrochen, hat er gewiß gewußt, warum. Ist nichts als Wiedervergeltung gewesen, die er für uns an euch geübt. Seid mit der Wiedervergeltung zufrieden! Um den hochedlen Sohn wäre der Schaden auch nicht zu groß. Wenn eure Gäule von der Jagd hungrig sind, wollen wir ihnen Hafer geben, und Wasser zum Saufen ist genug im Graben. Wir halten immer gute Nachbarschaft. Wir wissen, was wir unserem kaiserlichen Adler schuldig sind‘.

„So kam es, nicht ohne Selbstbewußtsein, Anzüglichkeit und Schadenfreude, von der stattlichen

Mauerhöhe herunter, und nur das niedliche Mägdlein, das den Verfolgten zuerst mit einem Hirsch verglichen, schaute nicht nach den Montfortschen hinüber, sondern bückte sich möglichst weit über die Brüstung, um auf die Brücke hinunterblicken zu können, und sagte aus anderer Tonart als ihre Mitbürger und Bürgerinnen um sie her: ‚Schaut, er hat Goldsporen an den Füßen, es muß ein Rittersmann sein.‘

„Der, von dem sie redete, konnte wohl Mädchenaugen auf sich ziehen. Unbekümmert, als wisse er nichts davon, daß er kaum vor einer Minute drohendster Lebensgefahr entronnen sei, saß er hoch aufrecht im Sattel da, klopfte seinem noch an allen Gliedern zitternden Pferd den Hals und ließ die hellsternigen Augen keck und neugierig umhergehen. Er war junkermäßig oder eigentlich nach geckenhaftem Zeitbrauch gekleidet. Seine Füße steckten in langen, nadelspitz auslaufenden Schnabelschuhen und die kraftvoll elastischen Beine in engumschließendem, stahlgrauem Gewirk. Ein lauchgrünes Wams fiel mit braun verbrämtem Rand kaum handbreit über die Hüften, und das gleichfarbige, käppchenartige Baret

auf dem krausgelockten dunkelblonden Haar war mit zwei langen weiß und hellblau gefärbten Straußfedern geschmückt. Offenbar diente ein über der Brust und auch aus den Schlitzärmeln hervorglimmerndes, feinmaschiges Panzerhemd ihm ebenfalls mehr zur Zierde denn als wirkliche Schutzwehr, dagegen bildete seine nach neumodischster Art leicht gekrümmte Hiebklinge in der geschmeidigen Hand unverkennbar eine Achtung einflößende Waffe. Sein Pferd trug hinter dem Sattel einen ledernen Mantelsack, dem ein leichter, gleichfalls bunt befiederter Visirhelm aufgeschnallt war; das ganze Gepäck, mit dem er auf seinen Ausritt gezogen, schien darin enthalten. So machte er einen Eindruck, der den Beurteiler durchaus im Zweifel beließ, welchem Stand und Beruf man ihn zurechnen solle. Im klugen und geistigen Wesen seiner Züge besaß er etwas von einem fahrenden Hochschüler, seine Kleidung war die eines höfischen Stutzers, und aus der Keckheit seiner Miene redete ein abenteuerhaftes Vagantentum. Aber mehr oder minder zu dem allem im Widerspruch trug er zweifellos ein paar goldene Sporen an den Füßen.

„Die Botschaft von dem gewichtigen Ereignis vor dem Esperthor war indessen auf so hurtigen Füßen ins Innere von Isny hineingelaufen, daß sie auch bereits das Ratsgebäude und in diesem das sinnend über dem Wohl des Gemeinwesens wachende, wenngleich gegenwärtig gerade ein wenig eingeschlummerte Stadtoberhaupt erreicht hatte. Jemand war zu diesem mit dem Ruf in die Thür gestürzt: ‚Es ist einer, der Asylrecht wider die Montfortschen von uns erbittet!‘ und der Stadtschultheiß hätte seine Augenlider nicht blitzschneller, nicht weiter und nicht mit größerer Verklärung aufzureißen vermocht, wenn ihm eine plötzliche direkte Verkündigung durch einen Erzengel ans Ohr geschlagen wäre. Er fuhr auf und schon mit dem Arm in seine feierliche, pelzbesetzte Amtsschaube hinein, und das weitere Ergebnis weniger Minuten war, daß er mit einer goldenen, gleichfalls maximilianischen Gnadenkette um den Hals und einer großen Pergamentrolle unter dem Arm dem Thor in einer Schrittbeschleunigung zueilte, welche allerdings der Bedeutsamkeit des Vorfalls, doch nicht völlig der Würde eines souveränen Reichsstandes entsprach, da bei der Ankunft die Schweißtropfen

ihm in erheblicher Dichtigkeit von seinem reichsunmittelbaren Haupt herunterrieselten. Doch trocknete er diese mit dem Gleichmut bewußter Pflichterfüllung kurz ab und wandte sich an den jungen Reiter mit der Anfrage, in die er vergeblich den gestrengen Ton eines ruhigen Inquirenten hineinzulegen suchte: ‚Wie benennt Ihr Euch?‘

„Der Befragte verspürte, wie es schien, in der Kehle nicht übel Lust, einem Lachreiz über die unerwartet vor ihm auftauchende, feuchttriefende Gestalt nachzugeben, doch er bekämpfte diese für den Augenblick jedenfalls ungeeignete Anwandlung und erwiderte ernsthaft: ‚Mein Name ist Neidhart Zumsteg.‘

„‚Und aus welcher Heimat entstammt Ihr?‘

„‚Aus der hochfreien Reichsstadt Nürnberg.‘

„Die Antwort erregte höchst merkbares Wohlgefallen aller seit dem Eintreffen des Schultheißen in lautlose Schweigsamkeit verfallenen Umherbefindlichen, und jener fuhr in seiner amtsverpflichteten Sachprüfung fort: ‚Seid Ihr ein Ritter?‘

„Die Lippen des jungen Mannes hatten es noch schwerer als zuvor, ihrem Uebermut nicht Luft zu

machen. Er drehte seinen einen Fuß mit der Ferse gegen den Fragsteller herum, daß der goldene Sporn daran vorblinkte, und versetzte: ‚Wenn die's machen, so bin ich's wohl, denn ich trag' sie zu Recht und Fug!'

„‚Schaut ihr's, 's ist ein Ritter,' sagte droben, den braunumrahmten Kopf kurz zu ihren Genossinnen umdrehend, die kleine Linnenweberstochter Mechthild Schirlitz, und sie kehrte rasch das Gesicht wieder nach der Brücke hinunter. Der Schultheiß aber hatte jetzt seiner Vorpflicht genug gethan und rückte zu der Hauptfrage weiter: ‚Ihr werdet von der Gefolgschaft des hochfürstlichen Herrn Reichsgrafen von Montfort bezichtigt, auf dem Gebiet desselbigen mit blanker Wehr an seinem Sohn den Landfrieden geschädigt zu haben. Seid Ihr, nach Eurem Ritterwort, solchen Ueberfalls und Totschlags auf der Heerstraße aus räuberischen Absichten oder gemeinen Ursächlichkeiten schuldig?'

„Neidhart Zumsteg verneigte sich vor dem Ratshaupt mit geziemlicher Ehrerbietung im Antlitz, die von dem ihm im Nacken sitzenden Schalk nichts gewahren ließ, und entgegnete:

„‚Weiß nicht, Euer Gestrengen, ob es hier zu Land ein Ueberfall auf der Heerstraße ist, wenn man sich seiner Haut erwehrt, und bin auch kaum des Glaubens, daß ein Totschlag dabei vorgefallen. Sondern, da ich meines Weges nach Eurer weitgerühmten Stadt geritten, um bei Euch fröhliche Einkehr zu halten, ist mir ein fremder Junker mit seiner Gefolgschaft zuwider geraten und hat laut vermeint, wohl meines grünen Kleides halber, ich müsse ein Zeisig sein, der zu früh aus dem Nest oder von einer Bank gefallen sei. Drauf ich ihm höflich entgegnet, ich sei wohl bereit, ihm ein Liedlein zu pfeifen, so er's begehre. Und wie er darnach seinen Pferdestecken durch die Luft geschlagen und spöttisch gesagt, mit solchen pfeife man bei ihnen den Buben auf den Rücken, die aus der Schule gelaufen, da ist's gekommen, daß unsere Hüftgurtnachtigallen den Zwiegesang fortgeführt und ihm die meinige dabei wohl mit einem Triller ans Ohr gefahren, daß er zur Stund' kein sonderliches Verlangen nach weiterer Musika getragen. Dieweil ich aber einer wider ein halbes Dutzend über solches Saitenspiel höchlichst Erboster gewesen, so hab ich meinem Rößlein Auftrag gegeben, sie nicht

fürder durch meine Gegenwart zu verdrießen. Trachteten sie aber, wie es erscheinen will, darnach, meine Gesellschaft noch für längere Zeit zu genießen, denn sie folgten mir ebenso hurtig bis an das Thor Eurer preiswürdigen Stadt nach, von der ich bescheidentlich die Unterkunft erbeten, welche ich bereits zuvor im Sinn getragen und von Eurer allbekannten Gastlichkeit erhofft. Dieses ist nach meiner ritterlichen Gewähr des Vorgangs getreulicher Bericht.‘

„Heiter und zungengewandt hatte der junge Reiter dies gesprochen, dabei nunmehr ab und zu einem Lächeln nachgebend, das sich dem ungewöhnlich hübschen Bildnis seines Gesichts jedesmal gleich einem Glanzlicht auf die Lippen setzte. Diese waren indes jetzt kaum verstummt, als sämtliche andere Lippen über ihm und rund um ihn her wiederum in so laute und einmütige Beifallsäußerung ausbrachen, als ob er von einem durch eine allerlöblichste That erworbenen Verdienst Bericht abgestattet habe. Nur der Stadtschultheiß beteiligte sich an dieser Kundgebung nicht, hob aber statt dessen die große Pergamentrolle unter seiner Armbeuge hervor, schwenkte sie ein paarmal, Ruhe heischend, durch die Luft,

rollte sie alsdann mit zitternden Fingern auseinander, daß ein riesiges Wachssigill an zwei Fäden von ihrem Unterrand niederhing, und sprach mit ziemlich erheblich vor innerlicher Erregung überschnappender Stimme:

„‚Kund — männiglich, den es angeht — durch mich, Jacobum Dietericum Arleder, Schultheißen in der Reichsstadt Isny —‘

„Hier setzte der Sprecher seinen Fuß um einen Schritt weiter auf die Steinbrücke vor und drehte den Mund insonders den drüben harrenden Montfortschen Berittenen entgegen:

„‚Alldieweil diese Gnadenakte des großmächtigsten und aus höchster Majestät gebietenden Kaisers und Herrn Maximilianus, allzeitigen erhabensten Schützers, Förderers und Gönners unserer Stadt, unter dem Reichssigillo bekundet, daß derselbigen nach kaiserlichem Willen und Vollmacht zugebilligt worden, an verfolgten und beschuldigten Leuten, fürnehmen und geringen, so sie nicht des Mordes, Straßenraubes, Felddiebstahls, Brandstiftung, Falschmünzung, Landfriedensbruches oder der Ketzerei bezichtigt seien, des römischen Reiches Freistattrecht auf ein Halbjahr

nach dem Calendro Juliano üben und gewähren zu dürfen — also daß der in den Schutz unserer Mauern Aufgenommene innerhalb derselben jeglichen Vorteils, Freiheit und Sicherung an Leib, Leben, Hab und Gut, gleichwie ein unbescholtener Bürger unserer Stadt teilhaftig werde, und wer sich mit Gewaltthat oder hehlings zu seinem Schaden an ihm vergreift, als ein Missethäter unserem peinlichen Gericht anheimfallen solle; so —'

„Das Entzücken aller auf der Mauer, Brücke und Gasse befindlichen männlichen und weiblichen Angehörigen Isnys war jedoch nicht mehr durch Lippenbeherrschung zu bändigen, daß der Schultheiß mehrmals: ‚So — so —' wiederholen mußte, ehe es ihm gelang, den allgemeinen Jubel durch die Fortführung zu bemeistern:

„‚So nehmen wir durch mich, Jacobum Dietericum Arleder aus kaiserlicher Gnade, Macht und Fugnis den Ritter Neidhart Zumsteg aus Nürnberg de dato des heutigen Tags als am zehnten des Maimonats bis zum zehnten Tage des Novembermonds hujus anni in den Schutz, Schirm und Beistand unserer Stadt wider jeden einzelnen und

männiglich insgesamt, daß er bis zum angeführten termino wegen keiner seither von ihm begangenen That zur Rechenschaft gefordert werde ...‘

„Der Sprecher beabsichtigte offenbar noch nicht, an dieser Stelle zu schließen, doch seine Stimme reichte nicht mehr aus, den rund um ihn aufwirbelnden, brausenden und jauchzenden Lippen- und Kehlensturm zu übertönen. Zwischen allen Zähnen jubelte es hervor: ‚Asylrecht! Asylrecht!‘ — ‚Wir haben einen Schützling!‘ — ‚Wir wollen den sehen, der ihm ein Haar zu krümmen wagt!‘ — ‚Die Montfortschen Krähen werden sich vor dem neuen Adler von Isny hüten!‘

„Alles schüttelte sich die Hände, beglückwünschte sich, wie wenn die geheimste Herzenssehnsucht der gesamten Bevölkerung plötzlich in Erfüllung gegangen und ihr ein unschätzbares Kleinod vom Himmel in den Stadtsäckel gefallen sei. Ergrimmt scholl darein nur über den Graben her die laute Frage des Anführers der Montfortschen Reiter: ‚Ihr wollt den Uebelthäter uns nicht zum Gericht in die Hände liefern? Besinnt euch noch einmal! Sonst nehmt euch vor dem Zorn unseres Herrn in acht!‘

„Doch der Schultheiß schwang ihm nur in sprachunfähiger Begeisterung die kaiserliche Gnadenrolle entgegen. Das war allerdings, wenn auch nicht gerade körperlich, so doch in erweiterter Bedeutung eine gewaltige Schutz- und Trutzwaffe gegen reichsständischen Zorn, nur haftete derselben allerdings der Mißstand an, daß der Kaiser schon nach landesüblichem Sprichwort zumeist recht weit und der Graf von Montfort recht benachbart war. Allein doch noch näher um die Stadt her lagen die vortrefflichen Mauern, Türme, Thore und Gräben mit manchem Hundert junger, behender, kräftiger und gutbewehrter Bürger dahinter, und in weiterem Umkreis breitete sich ein stattlicher Gürtel anderer gleich waffentüchtiger freier Städte, deren Sicherheit aus gemeinsamen Wurzeln Nahrung zog und die deshalb nicht allzu schwer geneigt waren, in einem Bedränger der einen auch einen gemeinsamen Gegner aller zu betrachten und nach dieser Erkenntnis thätlich anzusehen. Und ein Mund rief vom Wall hinunter:

„‚Habt vor Zorn wohl etwas kurzes Gedächtnis in Montfort, daß es nicht zu euren Aeltervätern zurückreicht und der vierzehn Schwaben nicht mehr gedenkt.‘

„Das war ein recht schmerzhafter und schadenfroher Erinnerungsstachel, zumal da sich weder mit Spott noch mit Trotz viel darauf entgegnen ließ. Denn vor gut einem Jahrhundert hatte sich Isny mit dreizehn anderen Reichsstädten des schwäbischen Kreises verbunden gehabt, um sich gemeinschaftlich jeder Schatzung und Verpfändung durch fürstliche Bedrängung, wie durch die kaiserliche Majestät selber zu erwehren. Inhaber der letzteren war damals der böhmische König Wenzel, aber die vierzehn Städte versagten ihm die Anerkennung seiner Würde, bevor er ihnen nicht Bürgschaft ihrer Freiheiten leiste. Und da er ihnen auf diesen Trotz mit Verhängung der Reichsacht antwortete, zogen sie gegen den Ausüber derselben, den Grafen Ulrich von Württemberg, aus, in dessen Heergebot sich auch der Graf von Montfort befand, und schlugen ihn in einer grimmigen Schlacht bei Reutlingen dermaßen aufs Haupt, daß Kaiser und Reichsfürsten den weiteren Versuch aufgaben, den Städtebund ihren Gelüsten botmäßig zu machen. Das hatte sich im Maimonat des Jahres 1377 zugetragen, und darauf bezüglich scholl es jetzt noch von der Mauer hinterdrein: ‚Es ist wieder

schöne Maitagzeit, wenn ihr uns besuchen wollt. Könnt auch noch ein paar Freunde mitbringen; wir haben Reutlinger Metzelsuppe im Vorrat, um alle zu bewirten.'

„Die Montfortschen Reiter hatten zu dieser Gedächtniswedung selbst Anlaß gegeben, konnten die von der Stadt Isny ausgeübte Freistattgewähr auch weder thatsächlich noch rechtlich bestreiten und thaten unter solcher Bewandtnis das Klügste, was ihnen übrig blieb, das heißt, sie erwiderten nichts mehr, als daß sie halblaut zwischen den Zähnen knurrten: ‚Wir werden euren Asylzeisig schon kriegen,' dazu eine stumme, doch trotzdem nicht sehr respektvolle Bewegung gegen den Schultheiß Jakob Dietrich Arleder, die gesamte Bürgerschaft umher und die ganze freie Reichsstadt Isny machten und freundnachbarlich davonritten.

„Er aber, der diesen ganzen Aufruhr und mit demselben so viel Freude und Ingrimm hervorgerufen hatte, saß heiter lächelnd, als ob er sich seiner hohen Verdienste gar nicht bewußt sei, im Sattel, verneigte sich nur artig und dankbar gegen die ihm von allen Lippen und Augen gespendete

Gunst und begriff auch in der That durchaus nicht, woher dieser glänzende Empfang seiner wildfremden Persönlichkeit rühren könne. Erst eine Aeußerung der kleinen Mechthild Schirlitz warf ihm jetzt einen Lichtstrahl in dies Rätseldunkel hinein, denn sie rief, freudig in ihre Hände klatschend: ‚So mußte der erste grad ausschau'n, dem unsere Stadt sich als Asyl aufthun sollte!'

„Dies erläuternde Wort faßte Neidhart Zumsteg ersichtlich mit außerordentlich hurtigem Verständnis auf, hatte plötzlich seine eigene Bedeutsamkeit für das sich um ihn stauende Gemeinwesen im Innersten erkannt und erwiderte, anmutig sein Federbaret gegen die Mauerbrüstung emporlüftend: ‚So schaute das Bildnis aus, unter dem ich mir in meiner Heimat die liebenswerte Stadt Isny als ein Jungfrauenantlitz vorgestellt!'

„Er sah dabei in die beiden rehbraunen Augen über ihm auf, und es konnte zweifelhaft bleiben, ob seine Entgegnung mehr eine schmeichelhafte Huldigung für die Stadt oder für Mechthild Schirlitz enthalten habe, denn unfraglich waren nur wenige Töchter Isnys im stande, sich mit der letzteren an jugend-

lichem Liebreiz der Gestaltung und Gesichtszüge zu messen. Sie ward über den ihr zugeteilten Vergleich ein wenig rot und schlug die Wimpern über den hellen Blick herunter; um das vom Himmel gefallene Glück der Stadt aber drängte sich nun ein halbes Dutzend der angesehensten Bürger und erbat sich die hohe Vergünstigung, dem jungen Reiter zunächst Unterkunft und Gastfreundschaft gewähren zu dürfen. Indes lehnte er alle diese Anerbietungen mit großer Dankbarkeit, doch auch ebensovieler Entschiedenheit ab, fragte statt dessen nach einer guten Herberge und nahm nur mit verbindlicher Miene das dichte Geleit an, das ihn wie in einem Triumphzug zum ‚güldenen Lindwurm‘ neben der Kirche der heiligen Elisabeth entlang führte. Von der Thür dieses Gasthauses aus verbreitete sich alsbald nach kurzer Frist unter der noch draußen angesammelten Menge die Nachricht, daß der dort Eingekehrte dem Wirt einen Leibgurt voll prächtiger, neugeprägter Goldflorinen in sichern Verwahrsam gegeben habe, und es konnte nicht wohl Zweifel darüber bestehen, daß diese Mitteilung bei den zwar vorwiegend lebensvergnüglichen, doch auch praktisch bedachtsamen Bürgern Isnys nicht

unbeträchtlich noch zu einer Ansteigerung der allgemeinen Hochachtung für ihren Schützling beitrug.

„In seiner wohleingerichteten Prunkkemenate im güldenen Lindwurm aber, die ihren Namen mit Recht trug, da sie einen aus italischem Marmor aufgebauten und kunstvoll ausgemeißelten Kamin enthielt, pfiff Neidhart Zumsteg ein Lied vor sich hin und warf sich darnach auf eine Ruhebank, um den dicken Teppich derselben vor seinem Mund zu benützen, daß sein lustiges Auflachen nicht allzu laut durch die Wände des Hauses hinausschallte. Denn er mochte nicht ganz ohne gegründete Besorgnis sein, man könne draußen auf die Vermutung geraten, er lache so unwiderstehlich über die gute Reichsstadt Isny und ihr vom Himmel gefallenes Erstlingsasylglück.

„Bei diesem allgemeinsten Entzücken der männlichen wie nicht minder der weiblichen Bevölkerung über ihr neues und obendrein so höchst anziehend aussehendes Spielzeug, fanden sich indes trotzdem in Isny auch ein paar wohlbedächtig ergraute und mißtrauische Köpfe, welche vermeinten, redegewandte Worte wüchsen leichtlich überall wie Pilze im Herbst

an den Wegrändern, Schuhe an den Füßen hätten keine Zunge, um kundzumachen, auf welcherlei Art goldene Sporen an sie geraten seien, und der thatsächliche Besitz eines Gurtes mit Goldgulden führe noch immer nicht den unanzweifelhaften Beweis rechtmäßigen Eigentums daran mit sich. Die insolchergestalt Behutsamen und Argwöhnischen hatten einerseits ihr Lebenlang eine andere Vorstellung mit einem Ritter verbunden, als er ihnen hier heute abend vor die Augen getreten war, und andererseits mochte ihre Altersgriesgrämigkeit an seinem ganzen bunten, leichtgeschürzten und stutzerhaften Aufzug Anstoß genommen haben, der den Vergleich des jungen Grafen von Montfort mit einem Zeisig eigentlich zu gar keinem so unüblen und fernliegenden gestaltete. Sie beschlossen deshalb, ihm mit sorglich spähenden Augen und scharfhörig aufzupassen, ob sie ihn nicht etwa auf Widersprüchen ertappen, in klug gestellten Dohnenschlingen einfangen und als lockeren Vogel entlarven könnten. Dazu bot schon der nämliche Abend die trefflichste Gelegenheit, denn der ehrsame und wohledle Rat hatte es sich selbstverständlich nicht nehmen lassen, den Stadtschützling

zu einem Willkommstrunk in seine eigene Zechstube einzuladen und, soweit der Raum es verstattete, auch den Meistern sämtlicher Zünfte und sonstigen hochangesehenen Bürgern den Zutritt zu vergönnen. Da saß denn mit einbrechender Nacht der so unerwartet heut eingetroffene Gast am dunklen Eichentisch im Kreise einer hundertköpfigen Zuhörerschaft und legte zuvörderst Zeugnis vom Besitz einer ausnehmend erprobten Weinzunge ab, indem er ohne die geringste Unschlüssigkeit nach kurzer Durchprüfung sich für die Kanne mit dem edelsten Rebensaftinhalt entschied, und versetzte alsdann seine Gesellschaft mit so viel Laune, Scherz und Artigkeit in eine Heiterkeitsstimmung, wie sie der Ratszechstube zu Isny seit ihrer Erbauung noch schwerlich zu Gesicht geraten. Er war nicht nur ein Trinkkumpan, dessen Mund allem ihm von der Gesamtheit zugebrachten Willkomm furchtlos Bescheid that, sondern seine Lippen flossen dabei stets dichter von lustigen Mären, Sprüchen und Reimen über, wie wenn das Traubenblut sich auf ihnen in ein buntfarbiges Schmetterlingsgeflatter und vielstimmiges Vogelgezwitscher umwandle. Gar mancherlei Welt- und Wissenskunde entflog ihm,

mit der die würdigen Stadtbewohner bisher nur eine sehr dunkle Vorstellung verknüpft gehabt, und jede wißbegierige Frage fand aus seinem Mund eine sofortige und zutreffende Antwort, die, wo es immer möglich fiel, sich mit einem feinen Lobspruch der guten Stadt Isny und ihrer trefflichen Bürger verband. So gingen die Stunden hin, der Wein in den Kannen minderte und die Wirkung desselben auf den Zungen mehrte sich; da erachteten die Argwöhnischen die Zeit ihrer Dohnenlegung für gekommen und befragten den Gast, ob er nicht geneigt sei, ihnen einige Auskunft über sein eigenes, gewiß an unterhaltenden, bedeutsamen und rühmenswerten Dingen reiches Vorleben zu erstatten. Neidhart Zumsteg wandte auf diese Anforderung dem Fragsteller seine hellen Augensterne gerade ins Gesicht und erwiderte mit einer prächtigen Mischung von liebenswürdiger Bereitwilligkeit, Offenherzigkeit und Schalkhaftigkeit, es finde sich davon nicht sonderlich viel zu rühmen; er sei eigentlich ein Geschöpf, von dem die verständigen Leute sagten, daß es zu nichts tauge, und er selber wisse von sich auch nicht viel Besseres beizufügen. Und aus seiner unverhohlenen Weiterrede ergab sich, daß

er ein jüngerer Sohn des alten Nürnberger Geschlechts der Zumstege war, nach seines Vaters Geheiß auf der neuen Hochschule zu Ingolstadt und hernach auf der alten zu Bologna das Jus studirt, daran indes kein übermäßiges Gefallen gefunden und sich mehr in der Rhetorik, Poetik und derlei unnützen Künsten umgethan hatte. Wie alsdann nach seiner Heimkehr der Herzog Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut, der Begründer der Universität Ingolstadt und besonderer Freund der Künste und Wissenschaften, eines Tages zu Nürnberg Hoflager gehalten, hatte der junge Rechtsbeflissene den durchlauchtigen Herrn im Auftrag seiner Vaterstadt mit einem lateinischen Empfangspoem begrüßt, wovon der Herzog in Gnaden so befriedigt gewesen, — ‚sonder Verdienst und Betracht,‘ lachte Neidhart Zumsteg, ‚denn übler war die ars poetica des Horatius wohl noch nicht oftmals mißachtet worden‘ — daß er den Dichter sofort coram publico zur Belohnung mit seinem Schwert zum Ritter geschlagen. Das war allerdings eine unerwartet große Gunst für ihn, sowie eine außerordentliche Ehre für seine Vaterstadt Nürnberg gewesen und auch dem Sinn seines eigenen, viel auf

die lange patrizische Vergangenheit seines Geschlechtes haltenden Vaters keineswegs zuwiderlaufend. Sehr mißfällig dagegen hatte es diesen berührt, daß sein Sohn um einige Zeit darauf erklärt, den Dienst der Justitia verlassen und in denjenigen der Musen übertreten zu wollen, woraufhin Herr Nikolaus Zumsteg nicht unzutreffend bemerkt, ein armer Ritter ohne Amt oder Handelsgeschäft könne lang an seinen Goldsporen saugen, ehe er so viel daraus hervorgebracht, um einer hungrigen Fliege damit den Magen zu füllen. Aus solcher Unvereinbarkeit der Anschauungsweisen war alsdann zum Schluß die Folge erwachsen, daß Neidhart Zumsteg gegen einen mit Goldgulden angefüllten Reisegurt auf jeden weitern Anspruch an ein väterliches Erbteil Verzicht geleistet, ein Pferd bestiegen und wenngleich nicht mit dem Fluch seines Vaters, so doch auch ohne den besondern Segen desselben sich auf den Austritt in die Welt und den Frühling hinausgemacht hatte. Nach welchem Ziel sein Weg trachtete, wußte er vorderhand selber noch nicht, hoffte es indes einmal durch eine Erleuchtung vom Himmel zu erfahren. So war er auf der Straße zum Bodensee dem gräflichen Junker von

Montfort begegnet, ohne ihn zu kennen, und endete damit: ‚Wofür ich ihm äußerst zu Dank verschuldet bin, da ich sonst wohl schwerlich das Glück genießen würde, heut abend in einer so guten Stadt mit so hochansehnlichen und liebwerten Genossen bei so köstlichem Wein zusammen zu weilen!‘

„Das war in Kürze der Lebensbericht des jungen Gastes, den er überaus heiter, oft fröhlich lachenden Mundes, ohne Prahlerei und ohne Rückhalt erstattete; im Gegenteil hatte er seine Worte durchaus nicht sorglich zu seinem Vorteil abgewogen, sondern den Zuhörern das Bildnis eines ziemlich jugendlich unbedachten und leichtgesinnten, um nicht zu sagen leichtsinnigen Gesellen ins Ohr gemalt. Die Mißtrauischen aber saßen sehr enttäuscht mit ihren bereitgehaltenen Leimruten und Klappfallen da. Ihre Griesgrämigkeit mochte den jungen Stadtschützling immerhin heimlich mit der Bezeichnung eines lockern Vogels belegen, doch es gehörte kein Quentchen Altersweisheit und besonders geschärfter Menschenkenntnis dazu, um die sicherste Ueberzeugung zu gewinnen, daß in dem Maler seiner eigenen Persönlichkeit kein Arg und Falsch enthalten sei, daß er

nichts verhehlt und nichts hinzugesetzt habe, als wie er wirklich, leibhaftig und von geistigem und gemütlichem Wesen dasitze. Dies aber stellte in Verbindung mit dem gefüllten Goldgurt für jeden, den der künftige Lebensweg des ritterlichen Kaufherrnsohnes nichts anging, unbestreitbar nichts Abstoßendes dar; es mochte manchen Graubart nicht ohne einige Wehmut an eigene kecke Jugendsorglosigkeit gemahnen, und es ward ziemlich späte Nacht, ehe die in der Ratszechstube Versammelten durch die still gewordenen Gassen mit dem einmütigen Dankgefühl heimwanderten, unterschiedlich auch ein wenig heimschwankten, daß die feierliche erste Einweihung und Ausübung ihres Asylrechtes ihrer Stadt und der kaiserlichen Gnadenakte vor der Mit- und Nachwelt zu so viel Ehre gereiche.

„Draußen vor den Thoren Isnys herrschte dagegen keineswegs die gleiche Auffassung und Gemütsstimmung für den eigentümlichen Ehrengast der Stadt, und Wanders- und Handelsleute, welche der letzteren in den nächsten Tagen aus den vier Himmelsrichtungen zuzogen, berichteten gleichmäßig von absonderlichem wahrgenommenem Umtrieb in Busch

und Feld. Ueberall hatten sie, bald offen auf Weg und Steg, bald heimlich im Versteck lauernd, eine Gestalt bemerkt, die sich unverkennbar mit nichts anderem als genauester Beobachtung der von der Stadt her Kommenden beschäftigte, und es konnte nach diesen Angaben kein Zweifel darüber obwalten, dort außen seien wirkliche zahlreiche Dohnenschlingen gelegt, um einen etwa freiheitslustig aus dem Mauerkäfig von Isny herausflatternden Vogel unweigerlich einzufangen. Dazu überbrachte jemand die verbürgte Meldung, der junge Grafensohn Hartmut von Montfort sei freilich nicht tötlich verwundet worden, vielmehr ohne Lebensgefährdung mit einer tüchtigen Backenschmarre davongekommen, er aber wie sein Vater hätten sich zugelobt, nicht Rast zu halten, bis sie den Vergießer des hochgräflichen Blutes in ihre Hände gebracht und als Landfriedensbrecher vor dem Schloß Montfort an den Querbalken gehängt haben würden. Das letztere erhob sich aus schon uralten Tagen stark, groß und mächtig von einer sich zwischen den Städten Bregenz und Feldkirch aus dem Bregenzerwaldgebirge zum Rhein hin abdachenden Vorbergskuppe, und sah als Burgsitz des mächtigen

Grafengeschlechtes weitum so stolz herunter, wie dieses selbst auf alles ihm nicht Ebenbürtige unter den Menschenköpfen drunten niederblickte. Doch standen die Montforts von altersher auch im Ruf heißen Geblüts und jähzornigen Gemüts, vielleicht als eines Erbteils ihrer Abkunft, da sie nach grauer Sage aus der griechischen Halbinsel Morea, dem alten Peloponnes, nach Deutschland herübergekommen waren, und es ließ sich ihrer Wesensart gemäß wohl erwarten, daß sie keinerlei Mühe und Ausdauer scheuen würden, um sich Genugthuung für die ihnen durch Neidhart Zumsteg widerfahrene Unbill zu verschaffen. Zumal da ihr hochfahrendes Selbstbewußtsein noch mehr durch den Umstand gereizt worden, daß die von ihnen gehaßten und mißachteten ‚Ellenritter‘ von Isny dem seinerseits frechen Mißachter der reichsgräflichen Hoheit ihren neuen kaiserlichen Asylschutz geöffnet hatten.

„Unter solchen Umständen war für den jungen Nürnberger Patriziersohn vorderhand nicht an ein Wiederverlassen der Stadt zu denken, und er trug auch zunächst durchaus kein Verlangen nach dieser Richtung in sich. Man beeiferte sich allseitig, ihm

seine Gefangenschaft so angenehm als möglich zu machen, doch auch er besaß die ergiebigsten Fähigkeiten, selbst dazu mit behilflich zu sein. Der Humpen in der Zechstube konnte ihm dies allabendlich bezeugen; auch am Tag war er kein Verächter guter, durch einen Trunk geförderter Ansprache, und Straßen, Plätze und Gebäude der alten Reichsstadt boten seinen Augen mancherlei anziehende und stundenverkürzende Anschau. Vor allem indes hegte das wohleingerichtete, vergnügliche Gemeinwesen Isnys nicht nur behagliche Trinkgelasse, sondern ingleichen eine luftige und weitgeräumige ‚Tanzstube‘, die zur Benützung bei besonderen festlichen Gelegenheiten bestimmt war. Solcher Anlässe fanden sich aber von jeher in der Stadt auffällig viele, so daß man sich allgemein gewöhnt hatte, wenn eine Einladung zu einer abendlichen Tanzlust erging, gar nicht mehr nach dem besondern Zweck derselben zu fragen, sondern sich genügsam an den Bericht hielt, daß der Rat seine Erlaubnis dazu erteilt habe. Und da der Rat diese eigentlich niemals verweigerte, war man allgemach auf die Gepflogenheit verfallen, ihm zumeist die Belästigung durch eine Anfrage auch zu

ersparen, so daß diejenigen, welche noch ein abendliches Bedürfnis nach ausgiebiger Bewegung fühlten, sich auch ungeladen aufs Geratewohl in der Tanzstube versammelten. Dies Bedürfnis zeigte sich, den Einrichtungen der Natur entsprechend, am meisten bei der noch in jugendlichem Stande befindlichen Stadtbevölkerung, und da eine glückliche Fügung es mit sich brachte, daß Söhne und Töchter fast stets ungefähr in der gleichen Verhältniszahl von jenem gesundheitsförderlichen Drang erfaßt wurden, stand nicht leicht eine Mißbefriedigung desselben für jemand zu befürchten. Nach guter Väterüberlieferung ging es dabei jedoch allzeit ehrbar, sittig und züchtiglich zu, daß kein Mägdlein es zu scheuen brauchte, sich auch ohne Geleitschaft seiner Mutter oder Muhme mit seinen Freundinnen dort einzufinden. Allerdings schien es, als müsse sich an der Decke der Tanzstube ein Vorratsplatz für besonders viele Brautkränze befinden, die zum öfteren unversehens auf eine der jungen Tänzerinnen herunterfielen, daß sie mit einem solchen auf dem Kopf nach Hause heimkam. Allein die Eltern waren zu vernünftig, um sich darüber unmäßig zu beklagen, und die hübschen

Töchter trösteten sich ebenfalls mit dem Gedanken, daß für das fernere Tanzbedürfnis immer noch genug Jungfräulein nachblieben oder doch rasch wieder nachwachsen würden. Denn ein wirklicher Mangel daran war in der guten Stadt Isny noch so wenig jemals eingetreten gewesen, wie an stets bereitliegendem feinem Linnengewebe für die hochzeitliche Ausstattung.

„Die dortige Tanzkunstfertigkeit hatte sich indes bisher nicht viel weiter als auf einen ‚Hoppeltanz‘ und ‚Hupfauff‘ erstreckt, und so bildete auch nach dieser Richtung das Erscheinen und Verbleiben Neidhart Zumstegs in Isny ein und zwar nicht zu unterschätzendes Ereignis, denn die Dankbarkeit von Frauen ist derjenigen von Fürsten ebenbürtig, übertrifft die letztere jedoch noch durch die Beschaffenheit der ihr zu Gebot stehenden Huldbeweise. Solchen Dank aber erwarb er sich zunächst in allgemeinstem Umfang dadurch, daß er von seinem zu Bologna betriebenen Musenkultus auch den der Terpsichore keineswegs ausgeschlossen und sie ihn dafür in den verfeinerten Reigenschlingungen der Galliarde, des Saltarello und Passamezzo, ja sogar in der könig-

lichen Volte und Courante du Roy unterwiesen hatte. Diese graziösen und zu Isny völlig neuen künstlerischen Fähigkeiten bewahrte er nun keineswegs eigennützig für sich, sondern vergönnte freigebig jeglichem nach Beingelehrigkeit und Herzensbegehrlichkeit gleichen Anteil daran, und da die weibliche Hälfte der Jugend sich in dieser Beziehung auch hier, wie an den meisten Orten, durch angeborenes Talent, stärkeren Eifer und schnellere Fassungsgabe vor der männlichen auszeichnete, so ernteten seine artigen Bemühungen, wie der glänzende Erfolg derselben fast täglich eine neue Fülle sich durch Lippen und Augen kundgebender Anerkennung der reichsstädtischen Jungfräulein oder Mageden. So verlautete nämlich die ihnen einzig gebührliche Ansprache, da noch um beinahe zwei Jahrhunderte später die hohe Reichsfürstlichkeit bei dem Kaiser dringliche Beschwernis dawider einlegte, daß der gemeine Landadel sich unterfange, seine Frauen und Töchter ‚Gemahl‘ und ‚Fräulein‘ zu benennen, während er doch nur befugt sei, sie ‚Ehefrauen‘ und ‚Töchter‘ zu heißen. Unter diesen Mageden jedoch verfuhr der junge Ritter mit einer Unparteilichkeit, welche ihm die gleichmäßige Gunst

aller oder wenigstens der Mehrheit eintrug. Denn daß er allemal nur die Hübschen zum Tanz aufforderte, war er dieser ihnen von der Natur zugesprochenen Auszeichnung schuldig und fand jede von ihm zum Reigen Aufgeführte ebenso berechtigt, als ihr das Verständnis dafür abging, wozu sich überhaupt anders Geartete in der Tanzstube einfanden. Und zum Glück, wie schon einmal angemerkt worden, waren von den letzteren nicht übermäßig viele in Isny vorhanden.

„Wenn Neidhart Zumsteg so einen neuen Kunstfortschritt der Füße in der Stadt anbahnte, fügte er sich doch andererseits auch durchaus willig den alten, dort aus Vorväterzeit erbgesessenen Bräuchen und Rechten. Darunter fand sich ein Herkommen, daß bei einem gewissen Tanz alle Paare gehalten waren, getreulich das nachzuahmen, was der Vortänzer begann. Wenn er sich plötzlich drehte, mußten sie ebenfalls Kehrt machen oder gleich ihm beide Hände hoch über sich in die Luft heben, oder auf was für närrische Kurzweilerfindung er verfiel. Er konnte sich auch — und dies war nicht ganz unüblich — vorbücken und seine Tänzerin auf Stirn oder Wange

küssen; dann durfte von den Nachfolgenden sich keine der gleichen Erweisung von Ehrerbietung vor ihrer Naturmitgift entziehen, und es geschah auch nur höchst selten ein dahin zielender Versuch von ihrer Seite, da sie dadurch gewissermaßen ein Zeugnis des eigenen Gefühls der Unwürdigkeit solcher Anerkennung wider sich abgelegt hätte. So trug sich eines Abends auch diese Einschaltung in den begonnenen Rundtanz zu, und der junge Ritter besaß weder ein Recht, sich von derselben auszuschließen, noch hätte seine menschenfreundliche Gemütsart ihm verstattet, sich eines solchen zur Kränkung seiner Tänzerin zu bedienen. Er kam deshalb gleichfalls seiner Verpflichtung ordnungsgemäß nach und übte sie an Mechthild Schirlitz aus, da der Zufall ihm diese gerade als Reigengenossin zugesellt hatte. Nur verfuhr er insofern dabei nicht ganz regelrecht, als er, in dem Brauch noch etwas unbewandert, oder in der Befürchtung, seiner Obliegenheit zu säumig nachzukommen, diese nicht auf der Stirn oder Wange, sondern gerade auf den frischen roten Lippen Mechthilds erfüllte. Aber sie leitete offenbar den Ursprung dieser Irrung richtig aus seiner noch mangelhaften

Kenntnis der Ortssitte ab und war zu gutherzig, ihm den Mißgriff fühlbar zu machen, denn ihr Mund that weder eine dahin zu deutende Aeußerung, noch belehrte derselbe ihn durch ein schnelles Zurückweichen über die Brauchwidrigkeit seines Verfahrens. Vielmehr erwies sich ihr Gesicht genau so freundlich wie bisher, und ihre Stimme klang noch fröhlicher als zuvor, so daß ihm völlig das beschämende Gefühl erspart blieb, etwas Unzukömmliches begangen zu haben. Im Gegenteil besagte ihr nächster Aufblick eher in schonungsvollem Verhalten, er habe durchaus das Richtige gethan, und erinnerte ihn lebhaft daran, daß es eine seiner allerersten Beschäftigungen zu Isny gewesen, in diese beiden rehbraunen und doch glanzhellen Augen hineinzuschauen. Er hatte sie inzwischen allerdings schon einigemal wieder gewahrt, auch mit ihr getanzt und geredet, doch bedünkte es ihn gegenwärtig, als ob er sie zum erstenmal wirklich so sehe, wie es in der Absicht der Natur gelegen, ihr Gestalt und Art zu verleihen. Und dies Vorhaben war jener zweifellos so vorzüglich gelungen, daß man ihr Erzeugnis als ein kleines Meisterwerk bezeichnen konnte. So schlank und

zierlich war es ausgefallen, wie ein junges Menschenkind bei tadellosester Leibesgesundheit nur zu sein vermochte; das Köpfchen saß so leicht beweglich wie das eines behenden Singvögelchens auf den Schultern, und ihr Gesicht wetteiferte an zarter Beschaffenheit mit dem feinsten an fürstlichen Höfen gesuchten Leinenwebstuhlgewirk ihres Vaters, des Meisters Rüdiger Schirlitz. Diese Mitgift, deren sie ohne ihr Zuthun teilhaftig geworden, erhöhte sie aber unfraglich noch durch das eigene Verdienst einfacher, doch höchst geschmackvoller Umhüllung, an welcher der vom Hals bis zu den Knieen hinabreichende lichtblaue ‚Schirlitz‘ den Hauptbestandteil ausmachte. Es war das ein leichter, schönfaltiger Ueberwurf aus weicher Leinwand, dessen der Komödiendichter Plautus schon unter dem Namen supparum als eines sommerlichen Bekleidungsstückes der Römerinnen seinerzeit Erwähnung gethan. Wie dies lateinische Wort sich allmälich zu dem deutschen Schirlitz umgebildet hatte, wußte schwerlich jemand mehr zu deuten, doch besaß es hohe Wahrscheinlichkeit, daß ein Vorfahr des Meisters Rüdiger das letztere zum Geschlechtsnamen erwählt oder erhalten, weil seine

Arbeitsthätigkeit sich eben mit der Schirlitzanfertigung befaßte. Und so stand die freundliche Mechthild gewissermaßen aus einem Guß äußerlicher und innerer Zusammenstimmung als die berechtigtste und anmutigste Schirlitzträgerin der Stadt da, und es konnte nichts besser zu ihrer Gewandung und nichts passender zu dem Frühling in ihren Zügen stimmen als der weiße, mit dünnen Goldschnürchen umflochtene Maiglöckchenkranz, den sie heut abend zum Tanz auf ihrem braungewellten Scheitel trug.

„Nun hielt Neidhart Zumsteg sich rastend neben ihr an der Wand der Tanzstube, und ihm war's, als ob er eigentlich auch zum erstenmal mit ihr rede und den hellen Klang ihrer Stimme höre. Freilich hatte er diese ja auch schon alsbald nach seinem sonderbaren Einritt in Isny vernommen, und er that seines Gedenkens daran jetzt Erwähnung, und sie gab hurtig zurück: ‚Ja, ich weiß es auch gar gut noch, ich sah Euch zuerst von allen als ein Staubwölkchen in der Weite.‘

„Da ging's dem jungen Ritter plötzlich wunderlich durch die Empfindung, als sei das Mädchen vor ihm eigentlich seine Retterin gewesen, der er es

danke, daß er heut noch hier stehe und lache und lebe. Dies Gefühl enthielt keinerlei wirkliche Begründung, denn nur die Schnelligkeit seines Pferdes hatte ihm dazu verholfen. Aber es wollte ihm nicht aus der Vorstellung, daß die Zugbrücke noch rechtzeitig vor ihm niedergefallen sei, habe ein Ruf Mechthild Schirlitz' bewirkt, die zuerst seine Bedrängnis wahrgenommen, und da er sah, daß ihr ein Maiglöckchen aus dem Kranz vor den Fuß gefallen lag, bückte er sich rasch darnach, hob es auf und fragte:

„‚Habt Ihr die weißen Blumen gern, Maged?‘

„Sie antwortete, es seien ihr die liebsten, und sie freue sich allemal, wenn dieselben wiederum draußen im Bergwald ständen.

„‚Aber sie welken über Nacht,‘ versetzte er, ‚darum werde ich morgen im Wald neue für Euch aufsuchen.‘

„Die Verheißung lockte ein halbes Lachen um ihren Mund: ‚Das werdet Ihr wohl unterlassen, wenn Ihr noch fürder zu leben gedenket.‘

„Er erwiderte, jetzt erst sich der Unbedachtsamkeit, die in seinen vorigen Worten gelegen, bewußt werdend: ‚Freilich gedenke ich dies gern und heut

zumal mit besonderer Freudigkeit. Aber ich wäre der Sporen an meinen Füßen noch unwürdiger, als manch einer mich ihrer schätzen mag, wenn ich eine Befürchtung für mein Leben höher achtete als die Dankespflicht, die ich Euch für dies Leben schulde.'

„Mechthild Schirlitz konnte nicht wohl verstehen, was er mit dem letzteren vermeinte, und entgegnete:

„,Wodurch sollte ich Dank daran um Euch verdient haben?' Doch zugleich fiel es ihr blaß mit jähem Schreck übers Gesicht, daß sie, schleunig ihre Hand vorstreckend, ausstieß: ,Nein, so thöricht werdet und dürft Ihr nicht handeln, Euch um eine Blume in solche Gefahr zu begeben. Dann könnten meine Augen nimmer Freude daran haben — gelobt's mir in die Hand, daß Ihr es nicht thun werdet!'

„Sie verstummte und errötete ein wenig an den feinen Schläfen, da ihr jetzt erst kommen mochte, daß sie ungewöhnlich laut und mit erregter Stimme gesprochen, doch auch Neidhart Zumsteg antwortete nichts, sondern hielt nur, das verlangte Gelöbnis damit erteilend, stumm ihre Hand ein Weilchen in der seinigen. Dabei schaute er sie groß an, und ihm war's, wie wenn sie doch wiederum eine andere

sei, als sie noch vor ein paar Minuten neben ihm gestanden. Die letzten Worte und der Klang, mit dem sie von ihren Lippen gekommen, schienen ihm diese völlig verwandelt zu haben. Sie waren gewiß noch ebenso frisch und rot wie zuvor, aber sie vor allem hatten sich plötzlich so umgeändert wie eine am Abend noch unscheinbar gewesene Knospe, die in der Frühsonne blühend in Duft und Farben aufgegangen. Er begriff etwas nicht — nicht, daß seine Augen, sondern daß seine eigenen Lippen dies nicht wahrgenommen gehabt, und er stand, noch immer lautlos den Blick auf sie niederrichtend, und wußte nicht, was er dachte und wollte. Dann ließ er auf einmal kurz ihre Hand fahren, sagte halb stotternd, er kehre gleich zurück, und ging davon. Sie schaute ihm erstaunt nach und sah ihn zu dem Vortänzer auf der andern Stubenseite hinüberschreiten und mit diesem heimlich ein paar Worte tauschen, zu denen der Angeredete anfänglich den Kopf schüttelte, dann jedoch mit lachendem Mund und Augen einwilligend nickte. Da schoß das Blut von einem plötzlichen Herzschlag Mechthild Schirlitz dunkel ins Gesicht, und wie nun Neidhart Zumsteg eilig zurückkam, fand

er sie nicht mehr an der Stelle, wo er sie verlassen. Er suchte umher, doch er konnte sie überhaupt nirgendwo mehr finden, denn sie lief so hastig, als es ihr möglich fiel, allein draußen durch die Gassen ihrem Elternhause zu. Drinnen aber hatte der Tanz wieder begonnen, und der Vortänzer schien von völliger Vergessenheit des Voraufgegangenen befallen zu sein, denn er handelte durchaus wider den feststehenden Brauch, der eine Wiederholung der gleichen Vorbildnachahmung am selben Abend ausschloß, indem er nach einigen Rundschwenkungen seine Tänzerin mit den Armen umfaßte und küßte. Ueberrascht sahen die Nachfolgenden drein, doch offenbar in der Befürchtung, durch Einspruch eine Störung der Vergnüglichkeit zu veranlassen, schlossen sie sich einhellig nochmals dem Beispiel an, bis auf Neidhart Zumsteg, der sich außer stande dazu befand und noch immer mit eilfertig umsuchenden, unruhig glanzvollen Augen die an ihm vorüberfliegenden lachenden Reihen durchmaß.

Am nächsten Vormittag aber geriet er zu der Erkenntnis, daß es ihm an feinem Linnengewebe für seine Bekleidung gebreche; er beschloß, diesem

Mangel durch einen guten Einkauf abzuhelfen, und da er sich entsann, von dem Meister Rüdiger Schirlitz als einem der vortrefflichsten Leinwandverfertiger gehört zu haben, begab er sich zu diesem, um seinen Vorsatz auszuführen. Er gelangte dort in ein ansehnliches und wohlbehäbiges Bürgerhaus, das ihm in der Gewerkkammer reichlichste Auswahl für sein Bedürfnis darbot, und der Webermeister zeigte sich beflissen, den Schützling der Stadt mit seinen besten Erzeugnissen zu bedienen. Er berief seine Tochter, damit sie ihm bei der Schaulegung der Vorräte Handreichung leiste, und Mechthild kam sogleich in einfachstem Gewand, drin sie in Haus und Hof schaffte, doch zeigte grad so aufs deutlichste, daß sie zur Schmückung gar keiner weiteren Beihilfe bedürftig sei als der ihr überall und allzeit von der Natur selbst geliehenen. Sie begrüßte den jungen Geschäftskunden ihres Vaters artig und bat ihn sofort um Vergunst ihres unerwarteten und ungeziemlich erscheinenden Verlassens der Tanzstube halber, zu dem sie genötigt gewesen, weil sie plötzlich von heftigen Kopfschmerzen befallen worden und ihr nichts verblieben, als sich eilfertig nach Hause fortzubegeben.

Sie habe schon zuvor die Dinge umher nicht mehr deutlich vor den Augen gehabt und möge auch wohl, ohne es mehr zu wissen, mit dem Munde thöricht geredet haben, daß sie, falls es so geschehen, dafür gleichfalls um Nachsicht bitten müsse. Heut morgen aber sei ihr Kopf wieder völlig in Ordnung und gewahre alles klar und richtig, wie es in Wirklichkeit sei, und er könne sich deshalb darauf verlassen, daß sie ihm bei seinem Einkauf den besten, sachkundigsten Rat erteilen werde. Das letzte fügte sie mit einem fröhlichen Lachen hinzu, doch obwohl sie ebenso reizvoll, freundlich und heiter wie am Abend zuvor dastand, bedünkte sie Neidhart doch eine andere als gestern, wie sie an der Wand mit einander gerastet. Er mußte wohl auch, eben wie sie, vor heißer Luft und schneller Bewegung die Dinge nicht deutlich vor den Augen gehabt haben, denn von dem, was sich nicht mit Worten benennen ließ, aber damals wie ein Glanz oder Duft um ihr Gesicht geschwebt und wie der leise Ton eines süßen Saitenspiels aus ihrer Stimme geklungen, vermochten seine Sinne nichts mehr zu entdecken. Sie erschien ihm wohl von hübscherer und feinerer Antlitzbildung als die übrigen Bürger-

töchter der Stadt, sonst indes nicht anders als alle, und lediglich die Prüfung und Auswahl der von ihm begehrten Leinwand brachten es mit sich, daß er in den folgenden Tagen noch ein paarmal im Hause des Webers vorsprach. Dabei lernte er jedoch in dem Meister und der Ehefrau desselben zwei so verständig bedachtsame, in den Weltläuften nicht unerfahrene und auch zu guter Zwiesprache über ernste und heitere Menschendinge durch richtige Erkenntnis des Kopfes und Herzens so befähigte Leute kennen, wie er sie gleicher Art sonst zu Isny noch kaum angetroffen. Und da sich ihm das erfreuliche Gefühl hinzugesellte, daß Rüdiger Schirlitz es sich zu hoher Ehre anrechne, ihn in seinem Hause nicht allein als Händler, sondern auch als Hauswirt empfangen zu dürfen, so geschah es unvermerkt, daß der junge Ritter bald täglich dort als Gast einige Stunden verbrachte. Denn sein Tag besaß von diesen mehr, als ihm gemeiniglich erwünscht fiel; es ward auf die Dauer doch recht eng innerhalb der Stadtmauern und oftmals ziemlich gemütsbedrückend, nicht in den leuchtenden Frühling draußen hinausreiten zu können. Daran war aber nach wie vor nicht zu denken; wenn

sich auch mit oberflächlichem Ausblick nichts gewahren ließ, traf doch oft Kunde von untrüglichen Anzeichen ein, daß die Montfortschen sich stets in gleicher Ausdauer rundum auf der Lauer verhielten. In der Stadt selbst aber ging es, wie es überall in der Welt zu gehen pflegt. Die Bevölkerung hatte sich an das neue Glück gewöhnt, einen Schützling ihres Asylrechts zu besitzen, und bekümmerte sich in ihren Gedanken nicht viel mehr um ihn. Ja, wenn noch über ihn geredet wurde, geschah dies zumeist in der Richtung, daß man mit neugieriger Erwartung auf den Tag vorausblickte, an dem seine Freistattfrist abgelaufen sein würde und er nach den Bestimmungen der kaiserlichen Akte auf Stunde und Minute unweigerlich hilflos vors Thor hinausgeführt werden mußte. Darüber entspann sich dann beim Abendhumpen lebhafte Meinungsverschiedenheit, ob es ihm möglich fallen könne, vorher mit heiler Haut zu entkommen, und ob andernfalls der Graf von Montfort ihn wirklich an den Galgen hängen lassen oder sich begnügen würde, ihn in der Hoffnung eines hohen Lösegeldes in ein Verlies seines Felsenschlosses hinunter zu werfen. Und die Mienen der eifrig in

diesem Ansichtstausch Begriffenen gaben nicht selten dem Wunsch Ausdruck, der zehnte Novembertag des Jahres möge schon näher herangerückt sein, damit das Endergebnis den richtigsten Beurteiler der fragwürdigen Sachlage herausstelle.

„Es konnte unbehindert darüber hin und wider geredet werden, da Neidhart Zumsteg nur wenig mehr die öffentliche Trinkstube besuchte, sondern sich ganz gewöhnt hatte, allabendlich nach seinem Nachtmahl im güldenen Lindwurm die letzten Tagstunden in der Wohnstube Rüdiger Schirlitz' zuzubringen und sich dann frühzeitig zum Schlaf zu legen. Auch Mechthild saß stets dabei, denn sie ging nie mehr zu der Tanzlust mit ihren Freundinnen, weil sie erfahren, daß die heiße Luft dort ihr für die Gesundheit nicht zuträglich sei und sie die Wiederkehr des Kopfschmerzes, den sie sich zuletzt dort zugezogen, fürchtete. Sie hörte aufmerksam dem Wechselgespräch zu, beteiligte sich selbst indes kaum daran; doch war sie immer dienend für den Gast besorgt, wo es ihm an etwas gebrach, ein freudiger Stolz auf die Freundschaft und Auszeichnung, die er ihrem Vater erwies, lag in ihren Zügen und Frohsinn in ihren Augen, wenn

er eintrat. Ohne daß er es wahrnehmen konnte, bereitete sie ihm hauptsächlich die Behaglichkeit, die ihn am liebsten dort in das Haus hineinzog. Aber nur, wenn er sie geradezu ansprach, erwiderte sie ihm, allemal kurz, doch unbefangen, klugsinnig und lächelnden Mundes. Zuweilen freilich auch so, daß er ihre Meinung nicht recht verstand, wie sie ihm denn einmal auf eine Frage entgegnete: ‚Darauf mögen die Sporen an Euren Füßen wohl besser Antwort geben können als der Webstuhl in meines Vaters Hause. Es wäre thöricht, wenn er sich vermessen wollte, seine Eisenstäbchen ihrem Gold anzugleichen.‘

„Es trug sich gleichfalls eines Abends zu, daß sich auch hier die Rede auf den dereinstigen Ablauf der Schutzfrist des jungen Ritters verwendete, und der Meister Rüdiger meinte mit nachdenklichem Sinnen, wenn nicht früher ein zu erhoffender günstiger Umstand noch eine Entweichungsmöglichkeit mit sich führe, lasse sich wohl nur darin ein ungefährlicher und sicherer Ausweg gewahren, daß der Bedrohte sich unter den Töchtern der Geschlechter in Isny umschaue und sich eine derselben zur Ehefrau auswähle,

um solchergestalt zum Bürger und Schutzverwandten der Stadt zu werden. Bei diesem Anlaß mischte sich Mechthild wider ihre Gepflogenheit, auch ohne selbst angesprochen zu sein, in die Wechselrede ein und äußerte rasch, sie befinde es am natürlichsten und zweckdienlichsten, wenn es Herrn Zumsteg nicht länger zu bleiben gefalle, daß alsdann eine Anzahl junger Bürger ihm mit bewaffneter Hand das Geleit geben, bis er aus der Nähe der Montfortschen Lande in Sicherung zu einer entfernteren Reichsstadt gelangt sei. Dazu schüttelte jedoch Rüdiger Schirlitz bedenklich den Kopf, da das kaiserliche Schutzrecht der Stadt für den des öffentlichen Landfriedensbruches Beschuldigten sich lediglich auf den Raum innerhalb der Mauern erstrecke und ihre gegenwärtige Machtbefugnis sich sofort zu widerrechtlicher Gewaltthat umgestalte, wenn sie sich unterfange, auch draußen die Auslieferung des — ob begründet oder nicht — von einem mächtigen Reichsfürsten unter peinliche Anklage Gestellten verhindern zu wollen. Zweifellos werde der Rat einen derartigen Versuch durch Androhung strengster Ahndung zu nichte machen und schwerlich ausreichend Viele sich finden, um sich der

Gefahr der Einbuße ihres Hab und Guts auszusetzen. Doch hoffte im Verfolg des Gesprächs der Webermeister, wenn erst die rauhere Herbstzeit eintrete, auf eine Ermüdung und Unlust der Montfortschen Wächter und des weiteren vor dem bedrohlichen Zeitpunkt auf eine dunkle Nacht, welche das Hindurchgelangen des in Isny Gefangenen verstatte.

„Bis dahin war es in der That jetzt im Junimond immerhin noch weit, konnte sich mancherlei verändern, und Neidhart Zumsteg legte keinen leisesten Anflug von Besorgnis für sich selbst betreffs des in Rede stehenden Novembereintritts an den Tag. Es hatte sich seiner allerdings ein Gefangenschaftsgefühl, etwas wie eine halb leibliche, halb geistige Atemnot bemeistert gehabt, daß er den Sommer zwischen Holz und Stein zu verbringen genötigt war und einzig nach den grünen Almen der Algäuberge hinüberschauen durfte. Der Drang in Feld und Fels, Wald und Wildnis hinaus lag ihm von Kindheit auf im Blut, und eben für seine unbeschränkte Lebensfreiheit hatte er alle Anwartschaft auf eine verheißungsvolle Laufbahn als Rechtsgelehrter, sowie auf sein väterliches Erbgut leichtbeschwingten Sinnes

und Sackes hingegeben. Aber eben dies unleidlich erwachende Gefühl der zeitweiligen Beschränkung seiner Freiheit hatte ihn auch auf ein Heilmittel seines Mißbehagens verwiesen und ein günstiger Zufall ihm dabei einen Fund in den Weg gebracht, der ihn in den letzten Tagen seiner Eingesperrtheit kaum mehr gedenken ließ. Um sich den Ueberfluß seiner Zeit möglichst zu verringern, war er mit ernsthaft beflissenem Sinn an die Betrachtung und Durchforschung der mannigfaltigen baulichen Ueberreste der Stadt aus früheren Jahrhunderten gegangen, suchte sich, wo es möglich fiel, alte darauf bezügliche Schriftstücke zu verschaffen und durch sorgliche Prüfung derselben seine Gedanken in die geistige Thätigkeit zu versetzen, an die er auf der Hochschule gewöhnt gewesen und die ihn über den langsamen Fortschritt der Stunden befriedigend hinwegbrachte.

„So stand er eines Abends auch, schon in ziemlich spätem Taglicht, vor einem im westlichen Teil der Stadt an der Mauer hin belegenen, von ihm bisher nicht aufgefundenen, weitläuftigen, doch leer zerfallenen, mit Gras und zierlichen Farnblättern

überwucherten Trümmerwerk und beschaute daran ein in Stein ausgehauenes und gut erhalten gebliebenes Roßhufeisen. Davon hatte er bereits in Erfahrung gebracht, daß es vormals, ehe der Kaiser Maximilian seinen güldenen Adler an die Stelle gesetzt, das Wappen der Stadt gebildet und diese darnach den Namen Isena getragen habe, der gemach in Isny verwandelt worden. Sich in genauere Betrachtung vertiefend, hörte er aber hinter sich den trocken schlürfenden Luftzug einer atemschöpfenden Kehle, und den Kopf wendend, gewahrte er eine lange, dürre, engbrüstig vorgebückte Mannesgestalt in einer abgetragenen Kleidung, wie die Aeltervväter des gegenwärtig lebenden Geschlechts sie besessen haben mochten. Auch das Gesicht war beinahe völlig fleischlos, gleich dem eines halb Verhungerten eingefallen, die grauen Haarstränge und der Bart gleich allem andern verwildert und verwahrlost. Nur stachen unter den struppigen Brauen zwei besondere, scharfleuchtende Augen hervor, als ob sie alle Dinge begierig anpackten und sich wie mit zwei metallenen Bohrerspitzen in das Innere derselben hineindrehten. Mit ihnen sah er den jungen Ritter an und sagte heiserstimmig: ‚Möchtet

auch wissen, was da drinnen war und ist? Glaub's wohl; wer's ausfinden könnte, hätt's gut!‘

„Durch die beginnende Dämmerung redete ihm aus Wort und Miene etwas Geheimnisvolles und reizte die Einbildung des Hörers auf, die schon zuvor durch den Anblick des alten fremden Gemäuers angeregt worden. Er fragte, ob es eine absonderliche Bewandtnis mit dem letzteren habe, und der andere schüttelte kurz den Kopf und versetzte, es sei nur der Ueberrest des vor nun zwei Jahrhunderten durch eine Feuersbrunst in Schutt gelegten ehemaligen Benediktinerklosters, um welches herum Isny begründet sein solle, und das nachmals drüben an seiner jetzigen Stelle wieder aufgebaut worden. Neidhart gab Antwort, daß er an der Mauer das Hufeisenwappen der Stadt erkannt habe; der Alte drehte seine glimmenden Augensterne nach dem steinernen Zeichen; nun ging etwas wie ein tonloser Lachschatten um seine dünnen, fahlen Lippenränder und er erwiderte: ‚Ja, sie heißen es ein Roßeisen. Thut Ihr auch nur desgleichen!‘

„Es klang diesmal ein mißachtender Hohn aus seiner dürren Stimme, der den jungen Mann verdroß

und doch zugleich auch mit einem begierigen Drang erfüllte. ‚Wißt Ihr Besseres?‘ fragte er. ‚Ich suche darnach in Eurer Stadt, daß die alten Gesteine mit mir Zwiesprache führen mögen.‘

„‚Ihr suchet?‘ wiederholte der Mund der hageren Gestalt. ‚Habt Ihr Ohren zu hören?‘ Und er vermurmelte hinterdrein in sein Bartgewirr: ‚Ich bin ein dürftiger Mann. Wenn Ihr mir die Kosten der Lampe entrichtet, mögt Ihr bei mir Euer Gehör prüfen, was es vernehmen mag.‘

„Neben dem geheimnisvollen Blick glitzerte unverhehlbare Habgier zwischen den Lidern des Fremden, und Neidhart entgegnete rasch:

„‚Wenn Ihr mir Kunde von Wissenswürdigem zu schaffen vermögt, bin ich bereit, mit Euch zu gehen und Euch Eure Zeit und Mühe gut zu lohnen. Denn ich sprach Euch, daß es mich nach dem grad treibt, wovon Ihr zu wissen scheint.‘

„Der andere versetzte wie mit zugreifend auffunkelnden Augen und einer grinsenden Mundwinkelzerrung: ‚Nach meinem Namen möchtet Ihr mutmaßen, ich wisse von solchen Dingen wie der Esel vom Lautenspiel, denn mein Vater hat mich Hunold

Lutenesel benannt. Doch wenn Euer feines Gewand sich nicht vor dem schlechten Stall scheut, drin ich hause, so kommt mit mir, Herr Ritter.‘

„Offenbar kannte der Sprecher gleich der ganzen Bevölkerung Isnys den Stadtschützling bereits von Ansehen und Namen, und die Befriedigung seines Gesichtes ließ vermuten, er habe die Begegnung vor dem zerfallenen Gemäuer nicht ohne Absicht selbst herbeigeführt, sondern die Erwartung, die sie ihm erfüllt, daran geknüpft.

„Nun diente er Neidhart Zumsteg durch einige Nebengassen als Wegweiser, bis er denselben in den dunklen Flur eines alten, baufällig überhängenden Hauses nachfolgen hieß. Dann dröhnte sein Fuß in schon völlig lichtloser Finsternis auf einer wohl fast hundert Stufen hohen, engen, sich im Kreislauf windenden Holztreppe, voran, bis sie auf einem gleicherweise nachtschwarzen Bodenraum anhielten. Hier vernahm Neidhart kein Geräusch mehr von seinem Führer, als ob dieser spurlos irgendwo versunken sei, und der erstere dachte darüber nach, welchem Stand und Lebensberuf sein sonderbarer Begleiter eigentlich angehören möge. Er konnte sich keine

Annahme darüber gestalten, gewahrte ihn indes jetzt wieder in langem dunklem Umriß, da ein Funken emporglomm, den der Alte aus einer Herdasche aufgestöbert hatte. Daran hielt er einen Zündfaden, an dem von der Kohle ein bläuliches Gefunkel entlang züngelte, und entflammte damit eine rostige Pechlampenpfanne an einer Wand.

„So ward es hell in der ziemlich großen, doch unwirtlichen und schmutzigen Giebelkammer, die nur ein thürloses Bodengelaß unter dem unbekleideten Dachsparrenwerk war. Aber der erste Vorblick erläuterte dem fremden Ankömmling sogleich einigermaßen, bei wem er sich befand. Auf einem Tisch stand eine roh angefertigte Himmelskugel, mit Sternbildern bedeckt, Zirkel, Maße und Sehrohre lagen daneben, während von einem Bordgesims irdene Tiegel, mit Quecksilber gefüllte Röhren, verschiedenfarbige Pulver auf allerhand Scherben, gelbe Schwefelstücke, Metallstufen und gedörrte Pflanzen herabsahen. Unverkennbar war Neidhart zu dem armseligen Dachunterschlupf eines in die ‚Geheimkünste‘ Eingeweihten hinaufgelangt, der zugleich als Astrolog und Alchimist hier hauste, als letzterer das ‚große

Magisterium' ausfindig zu machen trachtete, und als ersterer vermutlich um ein Billiges gläubigen Besuchern seiner Spelunke das Horoskop und die Nativität stellte. Ueberallher aber starrte aus den Winkeln des Raumes wie aus den hohlen Zügen seines Bewohners den Beschauer ein Gepräge schmutzigsten Wuchergeizes an und beließ keinen Zweifel mehr darüber, daß jener seinen Begleiter nur als einen Ausbeutegegenstand seiner Gewinnlauer hieher gelockt habe. Doch Neidhart Zumsteg besaß einen in frischer Geistesluft der humanistischen Hochschule zu Bologna herangereiften geraden, klugen Verstand, gehörte nicht zu den Gläubigen an den Stein der Weisen und hatte seine Vernunft noch nie von astrologischen Deutungen der Konstellationen und Konjunktionen der Gestirne gefangen nehmen lassen. So flößte ihm die Erkenntnis, zu wem er geraten sei, nur ein über seine eigene Thorheit verdrossenes Gefühl ein und er machte eine Bewegung, ohne weiteren Aufenthalt die dunkle Treppe wieder hinunter zu steigen. Doch Hunold Lutenesel erspähte dies mit einem lauernden Seitenblick, streckte rasch die knochigen Finger nach einem verstäubten Schriftwerk auf

dem Wandsims, trat damit gegen den jungen Ritter heran und sagte:

„‚Lachet innerlich über das Spielwerk, das Ihr dort umher schauet. Verüble es Euch nicht, denn Ihr seid noch jung und habet nicht erfahren, daß die Menschen Kindertand brauchen, auch wenn der Bart ihnen schon grau ums Kinn spinnt, bis ihre Klugheit wieder zu Erde geworden, aus der sie gewachsen. Doch mich däucht, Euch bekümmert nicht die Venus am Himmel, noch wie man auf der Erde Gold zu erzeugen verhofft, sondern Ihr begehrtet von einem Roßeisen zu wissen, dessen Geheimnis kein Stein der Weisen, vielmehr nur die Kenntnis des Menschengeistes ergründet. Wenn Euch wirklich nach solcher Wissenschaft gelüstet, so schaut hieher.‘

„In den Augenhöhlen des Sprechers zitterten diesmal ein paar andere Lichtfunken als die der Habgier und des Geizes hin und wieder und ließen erkennen, daß er kein trügerisches Gaukelspiel bezweckte, sondern von etwas redete, das sein Inneres in Wirklichkeit mit fiebernden Blutwellen durchglühte. Seine Lippen murmelten in sich hinein: ‚Es hat mich viel gekostet, Jahre und Geld,‘ während er mit der

Hand ein Blatt des dicken Schriftwerks aufschlug, auf dem nichts als eine kleine Zeichnung enthalten war. ‚Was ist das?‘ fragte er.

„Das Bild stellte eine Wiedergabe des alten Stadtwappens dar, und Neidhart antwortete:

„‚Das Roßeisen in dem Gestein der ehemaligen Klostermauer.‘

„‚Und das?‘

„Der Fragende schlug um, und das nächste Blatt zeigte das nämliche Hufeisen, nur mit der Rundung nach unten, statt nach oben.

„‚Das Gleiche wie zuvor,‘ versetzte der Beschauer, ‚doch in umgewendeter Gestalt.‘

„‚Ja, die Zeit und die Menschen wenden manches um,‘ raunte Hunold Luteneſel fast tonlos; ‚ich will auch umwenden,‘ und er drehte wieder das Blatt. Da zeigte das folgende abermals das Hufeisen, nur ein wenig gestreckter, und die Nagelköpfe drin reihten sich zu einem leichten, kettenartigen Zierrat aneinander. Und wieder ein Blatt, auf dem die Ränder sich noch etwas weiter abflachten, und der Schmuck des vorigen schlang sich zu einem Kranzbehang drum her. Es war das Hufeisen und doch zugleich

auch ein Kahn, und Neidhart Zumsteg sah überrascht drauf nieder. Der Alte schlug nochmals um, da saß in einem mit Blumengewinden umgebenen Nachen eine weibliche Gestalt als Fergin.

„‚Was sollen diese Bildnisse deuten?‘ fragte der junge Ritter, doch der Astrolog entgegnete nichts, sondern blätterte zwischen dem Schrifttext fort. Dabei ließ eine Zeichnung im Vorübergleiten die Darstellung einer dicken Kröte erkennen, und Neidhart sagte, anhaltend die Hand darnach streckend, neugierig: ‚Was ist das?‘

„‚Mißächtlich aber haftete nur kurz der Blick Luteneſels darauf und er gab Erwiderung:

„‚Narretei für die Kinder mit grauen Haaren. Es ist die Krot, die der Klosterkoch um des vorigen Jahrhunderts Mitten, da sie in den Suppenhafen gekrochen, mit dem Fleisch gesotten haben soll, daß der Abt Heinricus secundus zusamt allen Mönchen an ihrem Gift verstorben. Wer Nahrung für Menschensippen kocht, darf auch mit solch thörichter Wurzzuthat für ihren Geschmack dran nicht kargen. Will man dem Rind einen Heiltrank einflößen, muß man ihn in das Futter mischen, darnach es von seiner

Natur Eier trägt. Also ist ingleichem das federlose Getier auf zwei Beinen.'

„Neidhart Zumsteg sah sich abermals, doch diesmal in umgewandter, erfreulicher Weise enttäuscht. Mochte das Gemüt seines augenblicklichen Stubengenossen auch das eines eigensüchtigen, Gewinn erlauernden und sich selbst fast aushungernden Geizkragens sein, vom Mund desselben kam Menschenkenntnis und aus einem lebendigen Quell inneren Denkens aufsickernde Weltweisheit, die ihn nicht mit anderen astrologischen und alchimistischen Betrügern zusammenwerfen ließ. Augenscheinlich hatte er sich eine wirkliche, verborgene Wissenskunde von Dingen erworben, welche Neidhart in letzter Zeit lebhaft beschäftigten, und diesem kehrte die Bereitwilligkeit zurück, eine Einweihung darin reichlich zu vergelten. Der Alte hielt jetzt ein Blatt aufgeschlagen, das die Abbildung eines Marmorblockes zeigte, von dem eine Inschrift aufsah, die in halb erloschenen Buchstaben, doch noch entzifferbar die Namen Septimius Severus und Aurelius Antoninus hervortreten ließ.

„,Das waren zwei altrömische Kaiser,' äußerte der junge Humanist von Bologna. ,Wie kommt

Ihr zu dem Bildnis solchen Steins hier? Wer hat ihn?'

„,Wer ihn hat?' wiederholte Hunold Lutenesel, und seine Augen funkelten. ‚Ich hätte ihn im Besitze, wenn ich das Gold dazu besäße. Er ist im Kellergeschoß des verbrannten Benediktinerklosters aufgefunden worden. Aber ich bin arm — arm — habe nicht meines Leibes Notdurft für den Tag,' und er fummelte mit der hagern Hand über die abgeschabte Kleidung auf seiner Magengegend.

„Neidhart fragte jetzt:

„,Was für ein Schriftwerk ist denn dies? Habt Ihr es verfaßt? Und was bezweckt Ihr damit?'

„Das griff in die verborgene Feuerstatt im Innern des Alten hinein, so daß es ihm wie Sankt Elmsgeleucht aus den Brauen und Scheitelhaaren, den Lippen und Fingerspitzen zu zucken schien, und er antwortete:

„,Ich hab's verfaßt, und es könnt's kein anderer auf der Erde als ich allein. Durch ein Vierteljahrhundert hab' ich dran gesonnen und gesponnen, nun ist's fertig und ist da. Fertig? Es kann niemals fertig werden, denn der Menschengeist ist zu klein,

um es zu fassen. Aber niemand kann es weiter vollenden, als ich es gethan, und ich will es dem Günther Zainer zu Augsburg geben, daß er es durch seine neue Buchdruckkunst vervielfachen soll für solche, die Augen und Ohren haben, um es zu begreifen. Doch der Zainer verlangt ungeheures Geld für seine Kunst, und ich bin arm, arm und hungrig.‘

„Er klappte seine Handschrift wieder zu und stand im Begriff, sie aufs Sims zurückzulegen. Seine Miene verhehlte indes kaum, daß er die Wißbegier seines Besuchers so stark angereizt zu haben hoffte, um diesen zu einem guten Entgelt für eine Aufhellung des bisher nur geheimnisvoll Angedeuteten zu veranlassen. Und er hatte sich darin nicht verrechnet, denn Neidhart Zumsteg griff in seinen Sack, legte einen Goldgulden auf den Tisch und sprach dazu:

„‚Auf daß Ihr heut zur Nacht nach Bedarf essen möget; mich aber laßt eine Erläuterung Eures Schrifttums und der Dinge, die Ihr mir darin im Bildwerk vorgezeigt, gewinnen.‘

„Hunold Luteneſel packte mit zitternden Fingern das Goldstück, als befürchte er, dasselbe könne im

nächsten Augenblick zu Luft aus einander fließen, und verbarg es hastig unter seiner alten Schaube auf der Brust. Darnach brachte er vom Mund:

„‚Habet Dank, edler Herr, und nehmet Platz in meiner Dürftigkeit!‘

„Er schob mit dem Fuß einen halb zerbrochenen Holzschemel gegen seinen Gast hinan. Doch nur eine kurze Weile verging, in der Neidhart Zumsteg noch etwas von der Unwirtlichkeit um ihn her gewahrte, dann wurde seine lebendige, an den Ueberlieferungen der alten Welt genährte Einbildungskraft vollständig durch die heiserstimmigen Worte des leise raunenden Mundes vor ihm gefangen genommen.

„Und in der That war es Absonderliches, ein Bild geheimnisvoll leuchtender Art, das der Alte dem Hörer aufrollte oder vielmehr allmälich aus Mosaiksteinen Stück um Stück vor ihm zusammensetzte, bis es in fremdartig reizumflossener Schönheit, erkennbar aus dem Dunkel hervortretend, dastand. Die Schrift Hunold Luteneselś enthielt einen von ihm verfaßten Bericht über den wirklichen Ursprung der Stadt Isny, der allerdings mit den Hinterlassungen früherer Chronikschreiber nichts Ge-

meinsames besaß. Doch die Auffindung jenes Marmorsteines in dem Kellergemäuer des Benediktinerkonvents hatte ihm zuerst ein Licht darauf geworfen, es müsse bereits vor dem Kloster an dieser Stelle ein Menschenbau vorhanden gewesen sein, und zwar nach den Kaisernamen der Inschrift ein von den alten Römern aufgerichteter, denen somit auch Isny seine Entstehung verdankt habe. Seit dieser Erkenntnis war er rastlos bemüht gewesen, alles zu durchforschen und zusammenzuschleppen, was in Schriftwerken darüber etwa verborgen zu entdecken war, was das tote Gemäuer redete und was im Volksmund noch als nicht mehr verstandene Sage umging. Und Schritt um Schritt in die Nacht der Vergangenheit zurückdringend, hatte er zahlreiche Anhaltspunkte und die unerschütterliche Selbstüberzeugung gewonnen, der Name Isnys entstamme davon her, daß in grauen Tagen auf der Statt des späteren Mönchsklosters ein herrlicher Tempel der ägyptischen höchsten Göttin Isis gestanden habe, deren Dienst zu Rom so sehr das gewaltigste Ansehen genossen, daß selbst die Kaiser Domitianus, Commodus und Caracalla sich zu Priestern derselben weihen

ließen. Damit befanden sich denn auch die beiden Cäsarennamen auf dem Stein in Verband; zur Zeit, als die oberdeutschen Gaue eine römische Provinz gebildet, hatte die Heerstraße aus Italien an den Rhein durch Isny geführt. Auf ihr war, wie dem Forscher noch da und dort Spuren mancher Art kundthaten, der Isiskultus auch bis nach Germanien gedrungen und eben hier in der Stadt zu seinem Hauptsitz gelangt, bis um die Mitte des fünften Jahrhunderts der Hunnenkönig Etzel oder Attila mit seinen barbarischen Horden hereingebrochen sei und die Stadt zusamt dem Isistempel in Schutt und Asche begraben habe.

„Neidhart Zumsteg hörte lautlos zu. Seine Einbildung gestaltete ihm ein glänzendes Bild dieser fernen Vergangenheit vor dem Blick, doch daneben regte sich in ihm eine kritische Stimme, welche sich nicht an den bisherigen Darlegungen des Alten genügen lassen wollte, sondern noch ein stärkeres Beweismittel für dieselben verlangte. Halb unbewußt sprach er dies aus; nun ging es wie mit einem geisterhaften Licht über die Züge Hunold Lutenesels und er erwiderte:

„‚Und habt doch selber solchen Beweis schon mit Augen vor Euch geschaut, freilich gleich allen anderen in unserer Stadt, wie die Fliege in der Luft auf ein Schriftwerk blicken mag und es nur als zwecklose Striche achtet. Doch Ihr wisset, daß die große Isis als Tochter und Gottheit des heiligen Nilflusses in einer Barke sitzend abgebildet wurde, und daß die Römer deshalb, wo sie ihr eine Tempelstatt aufrichteten, diese mit einem kleinen Kahn, als ihrem Symbolo, zu kennzeichnen pflegten. Drum sprach ich Euch zuvor, die Zeit wende vieles um, denn sie that's also auch mit einem Nachen und verkehrte ihn mit dem Boden nach oben. Und der Hunnenfürst löschte das Gedächtnis der Menschen hin, und die nach ihm kamen, gewahrten anstatt einer Barke ein Roßeisen, führten es im Wappen und leiteten den Namen der Isisstadt von dem Eisen her, das man seit alters im Berg neben ihr gegraben und damit die Hufe der Pferde beschlagen.‘

„Es war ein jählings aufleuchtender und sinnbewältigender Blitz, der aus den Worten durch das Gehirn des jungen Hörers fuhr, er sah wieder die fünf Abbildungen vor sich, die aus dem mit der

Rundung nach oben gewandten Hufeisen ohne Zwang in mälichem Uebergang einen kleinen Nachen hervorgestalteten, und die Aufhellung der Bedeutung dieser ihm bis dahin unverständlich gewesenen Zeichnungen wirkte so überraschend und überzeugend auf ihn, daß er den bis hieher vermißten Beweis als unbezweifelbar erbracht empfand. Die regsame Begeisterung und Gemütserregung der Jugend für etwas geheimnisreich Ueberschüttetes, aus Trümmern und Nacht wieder Auflebendes und dunkle Schleier Abwerfendes hielten ihn ganz erfaßt, und er horchte fast atemlos auf die Weiterführung der Erläuterungen Hunold Luteneſels, der nun über die zahlreichen Wandlungen der Isis und die mit ihr verknüpften tiefen Mysterien fortredete. Neidhart wußte, daß sie die Schwester und zugleich Gattin des Nilgottes Osiris gewesen sei, der von ihrem andern Bruder Typhon getötet und in Stücke zerrissen worden, die sie in unendlich mühsamer Wanderung wieder aufgefunden und in den zahlreichen Osirisgräbern Aegyptens bestattet habe. Doch weiter reichten seine mythologischen Kenntnisse nicht, und es kam ihm zum erstenmal von den raunenden Lippen des Alten, dessen Augen in mysti-

schem Glanz flimmerten, daß Isis eigentlich alles, der Grund aller Dinge, die ganze Natur, die Kraft, die Fülle und Schönheit des Lebens selbst sei. Da Osiris nachmals zum Sonnengott geworden, teilte sie als Mondgöttin die Weltenleitung mit ihm und war die Beherrscherin der segenausspendenden Nacht. Doch sie war auch die alles gebärende und nährende Mutter des Lebens, seine Ordnerin und Erhalterin, die höchste Göttin der Liebe und als solche den Urgrund des Weltenalls bildend, das sie mit ihrem sanften Mondauge überallhin durchschaute und durchprüfte. Daher floß der Zauber und das Geheimnisvolle der Mondnacht durch das Menschengemüt. So stand ihr Marmorbild in den Tempeln mit einem Lotos, der allbeglückenden Frucht des Nillandes, über dem Scheitel und dem Sistron, dem Schellenstab in der Hand, dessen Geläut einst mit göttlicher Macht den Typhon in die Flucht gescheucht. Und Hunold Lutenesel war unbeirrbar überzeugt, so liege ihr Bildnis noch seit den Tagen Attilas unter dem Schutt des ehemaligen Benediktinerklosters begraben und suche sich in glanzhellen Nächten durch die Trümmereinsamkeit zu den weißen Mondstrahlen heraufzuheben.

„Mit einer seltsamen Mischung scharfsinniger Spürkraft und dunkler philosophischer Mystik brachte der Alte das alles vor und verstrickte Neidhart Zumstegs Phantasie dadurch in ein Netz halb sinnlicher und halb geistiger Fäden, das sich ihm mit einem süßheimlichen Gefühl zugleich um Leib und Seele spann. Späte Stunde ward's, bis er die Dachkammer verließ, doch mit der Zusicherung, daß er am nächsten Tag wiederkehre, um tiefere Einsicht in das Schriftwerk Luteneſels zu gewinnen, und mit Wort und Wesen zugleich nicht kargenden Lohn dafür verheißend.

„Der Alte sah dem Fortgehenden mit einem glimmernden Blick vollster Befriedigung nach; es stand drin zu lesen, daß ihm ein Anschlag gelungen sei und daß er auf den Weiterverlauf desselben die glühendste Hoffnung zur Erlangung der Mittel setze, um den Druck seiner Schrift durch Günther Zainer in Augsburg bewerkstelligen zu können. Er verwandte den erbeuteten Goldgulden nicht für eine Nachtmahlzeit, sondern ließ ihn klirrend zu anderen in einen heimlichen Mauerversteck hinunterfallen, holte sich eine verdorrte Brotkruste aus einem Winkel,

kaute daran und vertiefte sich regungslos in die Ueberlesung seines Buches.

„Neidhart aber schritt draußen durch die stillen Gassen, über deren dunklen Häusergiebeln weißlich die erste schmale Mondsichel schwamm; er begab sich zum erstenmal nicht mehr in das Haus Rüdiger Schirlitz', sondern in seine Herberge, um, voll von der neu empfangenen Geistesanregung des Abends, darüber nachzudenken. Ein glücklicher Zufall hatte ihn das finden lassen, was er entbehrt und wonach er innerlichst getrachtet, eine ernsthafte Gedankenthätigkeit, die ihm trotz seines leichten Sinns ebensosehr Bedürfnis war, wie die Lebenslust und Freudigkeit. Der Gegenstand dieses Nachsinnens beschäftigte ihn unausgesetzt dermaßen, daß er sich nicht enthalten konnte, davon zu reden, als er am folgenden Tag in der Behausung des Linnenwebers vorsprach. Er that Hunold Lutenesels allerdings nicht Erwähnung, doch leitete er das Gespräch auf die graue Vorzeit Isnys und Deutschlands, sowie auf den Dienst der Isis, den die Römer vermutlich mit sich hier herüber gebracht hätten. Von dem allem besaß indes der Meister Rüdiger nicht die geringste Ahnung und

äußerte nur, ihn bedünke es überhaupt ziemlich gleichgiltig, zu wissen oder nicht zu wissen, was früher einmal gewesen sei, denn das ändere an den Lebensumständen der gegenwärtig vorhandenen Menschen doch nicht das Geringste; um herauszuspüren, was für Leinwand man ehemals gewebt habe, die seit einem halben Hundert von Geschlechtern verbraucht und in Moder zerfallen sei, bringe keinen Nutzen, wohl aber die Gefahr mit sich, daß man darüber versäume, tüchtig zu erlernen, wie sie heut am besten gemacht werde. Doch auch Mechthild Schirlitz, die sonst allem ihr Fremden und Lehrreichen aufmerksamst zuhörte, legte für die Isis wenig Teilnahme an den Tag, oder wenn auch, so doch nur solche einer unwillkürlichen Abneigung. Sie war durchaus nicht von einer ängstlichen Frömmigkeit, welche mit dem Namen und der Vorstellung altheidnischer Gottheiten die Furcht vor teuflischen Geschöpfen verband, sondern im allgemeinen stellte sie weit mehr ein heiteres, kluges Weltkind als ein übersorgliches Beichtkind der Kirche dar. In Bezug auf die Isis jedoch, von der auch sie zum erstenmal reden hörte, meinte sie nur kurz, dieselbe scheine ihr eine Abgöttin, um die

man sich besser nicht bekümmere, zumal wenn sie mit dem Mond zu thun gehabt habe. Denn alles Offene, Aufrichtige und Vertrauen Einflößende komme von der Sonne, die Mondnacht aber sei für solche Dinge geeignet, welche sich vor zu hellem Licht scheuten. Das werde wohl allezeit so gewesen und bei der Isis gleichfalls zugetroffen sein.

„So fand der junge Ritter für die neue Richtung seiner Gedanken im Schirlitzschen Hause keinen Anklang, mußte sich mit sich selbst und der täglichen, schrittweise vorrückenden genaueren Auskundung der Niederschrift Hunold Lutenesels genügen. Durch die letztere festigte sich aber auch seine eigene Vergewisserung von ihrer Richtigkeit immer mehr und erfüllte ihn so vollständig, daß gleicherweise sein prüfender Verstand und seine Einbildungskraft lediglich auf diesen einen Gegenstand hingerichtet waren. Jede Nacht erschien ihm im Traum, aus den alten Klostertrümmern aufsteigend, der glänzende Tempel der Isis, und zwischen den Säulen desselben stand mondbestrahlt das weiße Marmorbild der Göttin mit dem Lotos über dem Haupt und dem Sistron in der Hand, wie die Ueberzeugung Lutenesels es noch unter

dem Brandschutt begraben hielt. Es winkte ihm mit einer kaum merklichen Antlitzregung, und an jedem Morgen beim Erwachen fand er in seinem Kopf einen fester gewordenen Glauben an die thatsächliche Begründung jener Annahme vor. Doch zugleich vollzog sich unvermerkt in ihm auch ein Zusammenfluß seines vernunftmäßigen Erforschungstriebes mit der altägyptisch vernebelnden Deutung des Isisbegriffs durch den Alten. Nicht sein Geist allein, ebenso ein geweckter mystischer Drang seines Gemüts zog Nahrung daraus. Es war ein unbekanntes Empfindungsverlangen, das ihn täglich nach dem einsamen Klosterüberrest drängte, um hier zwischen den geborstenen Mauern des langen Umgangs und im leeren Geviertraum der Mitte sich den versunkenen Tempel aufzubauen und, halb denkend, halb träumend, überallhin den Blick auf den Boden zu heften, wo unter dem Gerank und Gestein das marmorne Standbild seit einem Jahrtausend in der Tiefe verschüttet liegen möge. Und wenn er dann mit dem Dämmerungsanbruch davon ging und der allabendlich voller anwachsende Mond silbern vor ihm aufstieg, da war's ihm nicht der astronomische Trabant des Erdplaneten, sondern mehr und mehr

das sanfte Auge der Isis, das ihm die Brust mit einer geheimen, fremdartigen, doch sich aus göttlichem Urquell empfindenden Sehnsucht erfüllte.

„So war eine Woche verflossen, seitdem er zuerst die Bekanntschaft Hunold Luteneſels gemacht, und ein heißes Verlangen nach einem Aufschluß trieb ihn zu ungewohnter Tageszeit in die Dachbehausung des Alten hinauf. Doch dieser war abwesend, und Neidhart setzte sich, in die Handschrift desselben vertieft, ohne den Ablauf von Stunden zu bemerken. Dann stand plötzlich der Heimkehrende vor ihm; er mußte weit draußen in Feld und Busch gewesen sein, denn seine durchlöcherten Schuhe waren mit Staub und Lehm überkrustet, in der Hand hielt er ein Bündel zusammengeraffter Pflanzen.

„‚Wo waret Ihr?‘ fragte der Besucher. „‚Mich däucht, daß ich schon lange hier auf Euch geharrt.‘

„Der Blick Luteneſels war zunächst unruhig nach dem Mauerversteck seines Geldes geflogen, doch auch sonst schien es ihm unlieb, den Gast hier zu treffen oder so von ihm betroffen zu werden. Er versetzte rasch, auf seine Pflanzen weisend:

„‚Ich muß Kräuter suchen, edler Herr; Ihr

wißt, damit sie mich speisen durch die Narrheit der Leute, die an ihre Wundersäfte glauben. Besäße ich das Gold in Eurem Sack, nur weniges davon, brauchten meine alten Beine sich nicht so weit draußen in der Wildnis zu mühen und ihr Schuhwerk zu verschleißen. Ihr glaubt nicht an die Wirklichkeit der Astrologie, sonst würde ich Euch Euer Horoskop mitteilen, das ich Euch zur Nacht gestellt habe, und Ihr würdet es mir durch eine kleine Darreichung lohnen. Aber vergesset nicht, daß Horos der Sohn der Isis war, die Ihr durch mich auch ehren gelernt habt.'

„Das Ansinnen enthielt ein Wortspiel bezüglich des Horoskops und eine kaum bemäntelte Bettelei der Habsucht, doch Neidhart war bereit, der letzteren zu willfahren, und erwiderte lächelnd:

„‚Ich erinnere mich, daß Ihr mich einmal um meine Geburtsstunde befragtet; Ihr sollt Eure Mühe nicht ohne Entgelt aufgewendet haben, wenn sie sonst auch umsonst sein mag. So sagt mir, was Ihr über meine Nativität ausgekundet habt.'

„Er legte ein Goldstück vor Hunold Luteneſel hin; der dies gewohnheitsmäßig hastig in Besitz nahm,

dann ein mit einigen Kreisen, Punkten und Linien bedecktes Schieferstück ergriff und, darauf niederschauend, entgegnete:

„‚Unsere Augen sind kurzsichtig; wenn sie eine Eichel erblicken, gewahren sie etwas von dem mächtigen Baum, der doch drinnen verborgen steckt? Also ist auch unsere Vernunft; sie benennt manches Trug, weil sie es als solchen zu erkennen vermeint und ihr das Licht der Selbsterkenntnis fehlt, zu urteilen, wo sie sich selber trügt. Es mag mit den Gestirnen sein, daß eine Schrift darin steht, die Irrtum und Wahrheit bei einander redet; vielleicht kommt es drauf an, ob die Konstellation in unserem Gehirn mit der ihrigen so zusammenfällt, um diese richtig zu deuten. Haltet solche Kunst mithin in Zweifel oder nicht, sie hat mir auf meine Fragen erwidert, daß Euch Uebles vom Azimuth drohen kann, der durch den Merkurius fällt, dagegen ist die Venus Euch günstig, wenn sie in den Aspekt des Mondes rückt. Ihr wisset, es sind das nur zwei Namen, die den nämlichen Inhalt umschließen, denn aus beiden wirken die gesonderten Kräfte der Isis, aus dem Mond und aus der Venus. Sie regt mit dem ersteren die Fluten des Meeres und

vertreibt das Gewölk, doch als letztere herrscht sie über dem Leben, läßt das Blut in uns erstehen und vergehen, erwarmen und erkalten und immer wieder werden, was in der Gegenwart die Zukunft forterhält.'

„Neidhart Zumsteg lachte unwillkürlich:

„‚Daß mir vom Merkurius, dem Beschützer des Kaufhandels, nicht viel Gutes vorbehalten worden, habe ich schon weidlich in meines Vaters Hause erfahren. Auch ist der Mond mir allzeit ein lieber Weggeselle gewesen; was die Venus mit mir im Sinn trägt, hat sie mir hingegen bis heut nicht offenbart. Denn ich denke, sie muß doch noch andere Kräfte besitzen, als sie solche bisher an mir geübt, sonst möchte ich sie nicht als eine gewaltige Herrin, sondern nur als eine artige Spielgenossin in müßiger Stunde betrachten. Aber nehmt Dank für Euer Horoskop, denn es gibt mir freundliche Gestirne zum Geleit.'

„Wie in den Reden des Alten, ihrer Art gemäß, Tiefsinn und mystische Verschwommenheit durcheinander gemengt gewesen waren, so that auch der Ton der Entgegnung des jungen Ritters eine

Mischung von Ungläubigkeit und einer wider diese sich auflehnenden geheimen Sinnbestrickung kund, die ihm eine träumerische Glaubenslust aus dem Herzen zum Kopf hinaufgaukeln ließ. Hunold Lutenesel legte die Schiefertafel auf den Sims zurück und murmelte, wie mit sich selbst redend, vor sich hin:

„‚Morgen Nacht leuchtet die Isis als Vollmond am Himmelsgewölbe und es ist Sonnenwendnacht zugleich. Wenn es in ihrer Kraft ruht, ihr Abbild aus dem Erdschoß heraufzuheben, der ja auch wiederum ihr eigener ist, so wäre keine Stunde für sie, um es sicherer zu vollbringen, als die morgige der Mitternacht.‘

„Er sah auf, als entsinne er sich jetzt erst seines Zuhörers und bereue, seine Gedanken laut vor den Ohren desselben gesprochen zu haben. Neidhart knüpfte indes mit gleichgiltiger Miene, wie wenn er nichts davon vernommen oder zum mindesten nicht darauf geachtet, rasch ein anderes Gespräch an und verabschiedete sich nach kurzer Weile. Doch in seinen Augen leuchtete etwas nicht ganz von ihm Beherrschbares und Verhehlbares, so daß der Alte, ihm nachschauend und mit dem Kopf nickend, in den zottigen Bart raunte:

„‚Er wird auch die Isis suchen morgen um Mitternacht. Und wenn er sie findet, wirst du mein Buch in Druck legen, Günther Zainer!‘

„Der andere Tag verrann für Neidhart Zumsteg mit schleichender Langsamkeit, und nur um eine Stunde dran zu kürzen, begab er sich gegen den Abend in das Haus des Meisters Rüdiger. Doch er war seltsam zerstreut und abwesenden Geistes, so daß er öfter auf eine Frage völlig Unbeikommendes erwiderte, und man vermochte in seinem traumhaft glänzenden Blick zu lesen, derselbe sei auf anderes vorausgerichtet. Es kam ihm auch erst, nachdem er geraume Zeit verweilt, daß Mechthild Schirlitz ein festlicheres Gewand als gewöhnlich trug, und auf sein Befragen nach dem Anlaß dafür, gab sie Antwort, es sei Sonnenwendnacht heute, da könne sie sich nicht dem alten und allgemeinen Brauch entziehen, gleich ihren gesamten Sippen und Freundinnen einen Rundtanz um die Linde auf dem Rathausmarkt mit zu begehen. Ohne es zu wissen, wiederholte der junge Ritter:

„‚Ja, die Sonnenwendnacht — über der die Isis als Vollmond waltet!‘

„Mechthild zögerte ein wenig, dann sprach sie:

„‚Gedenkt Ihr Euch auch bei der Feier einzufinden, da würdet Ihr prüfen können, ob Eure Schüler Eure neue Kunst zu tanzen nicht verlernt haben.‘

„Es klang eine Aufforderung daraus für ihn, die er aus schicklicher Rücksicht nicht abweisen konnte, und er entgegnete rasch:

„‚Falls der Tanz nicht zu spät in die Nacht andauert — wenn Ihr verstattet, Mageb, werde ich kommen und Euch Ehrengeleit zum Fest nach der Linde antragen.‘

„So geschah's um einige Stunden weiter, und sie trafen zusammen auf dem Marktplatz ein. Dieser war beinahe Kopf an Kopf von fröhlichem Getriebe erfüllt. Die Stadt Isny ließ sich den Anlaß nicht entgehen, zu Ehren der Sonnenwende ein besonderes Fest zu feiern. Fackeln und Pechpfannen brannten als uraltes Symbol derselben rundum vor den Häusern des großen Platzes; der Rat hatte mächtige Ohmfässer zu freier Zeche für die an Tischen sitzenden Alten aufgelegt, und die Jugend schwang sich laut und lustig um die im ersten Blütenduft stehende Linde. Dann verlor allmälich die künstliche Beleuchtung

mehr und mehr von ihrer roten Strahlenkraft, denn die volle Mondscheibe stieg über die Dächer und warf unbewölkten Glanz herunter. Die Veränderung des Lichtes erzeugte keine Unzufriedenheit unter den jugendlichen Festteilnehmern; aus ihren Mienen redete Aehnliches wie die Worte Hunold Lutenesels, daß in der Mondennacht die große Isis das Menschengemüt mit geheimem Zauber durchfließe. In dem hellen und doch schleierdurchwebten Silbergeflimmer schauten sich die Tanzenden unverwandter in die dicht benachbarten Augen, die tausend unscheinbaren Blüten des Lindenbaums verstreuten so süßen Duft, und es stand wohl zu wetten, daß auch aus seinem grünen Wipfel heute nacht mehr denn ein unsichtbarer Brautkranz auf blonde und braune Scheitel herabfalle.

„Einmal hatte auch Mechthild Schirlitz mit Neidhart Zumsteg die Linde umtanzt, doch nur kurz und dann nicht mehr. Es war eine Pflicht gewesen, die er zu erfüllen gehabt, aber zu ihrer Wiederholung fühlte er keinen Antrieb und hätte auch kaum dazu gelangen gekonnt, da Mechthild als die anmutreichste unter allen Töchtern der Stadt und obendrein in jüngster

Zeit auf der Tanzstube fast fremd geworden, unablässig von vielen umdrängt stand, welche sie zum Reigen aufzufordern begehrten. Doch wich ihr Blick kaum je von der Stelle, wo Neidhart sich befand, und wenn sie ihn im Rundtanz einmal aus dem Gesicht verloren, suchten ihre Augen rasch wieder nach den über den Köpfen der übrigen schwebenden und hellschimmernden Baretfedern des jungen Ritters.

„Dieser beteiligte sich am Tanz gleichfalls nur, um über den schleichenden Schritt der Stunden hinwegzukommen; dazwischen that er ab und zu, erhitzt und dürstend, einen labenden Trunk von der guten Weinspende der Stadt Isny. Stets aber hielt er den Stand des höher emporrückenden Mondes in Obacht, bis derselbe an die hohe Dachhaube des Blaserturms über dem Rathause zu stoßen schien. Da waren plötzlich die weißen und blauen Federn nirgendwo mehr zu gewahren, denn ihr Träger befand sich nicht mehr auf dem Marktplatz, sondern die laute Lust des letztern verklang schon in der Ferne hinter ihm, da er seitab dem westlichen Stadtrand zuwanderte. Ganz lautlos, wie ausgestorben,

lagen hier die engen, gewundenen Gassen, alle Bewohner der dunklen Häuser nahmen drüben am Fest teil oder ruhten lange im Schlaf. Nur einmal glaubte er einen Schritt hinter sich zu vernehmen, doch wie er sich umwandte und zurückblickte, erkannte er es als Täuschung. Nichts rührte sich, es war offenbar nur das Echo seines eigenen Fußtrittes gewesen.

„Da stand er vor dem weit ausgedehnten Ueberrest des ehemaligen Benediktinerklosters. Die Stadt Isny besaß noch keine zeitangebende Turmuhr wie ihre reicheren Nachbarinnen Ulm und Augsburg, aber es mußte ungefähr Mitternachtsstunde sein. Der Ankömmling kannte aufs genaueste jeden Zugang in den alten Bau und trat hinein. Was er drin erwartete, wußte er nicht; seine Vernunft sagte ihm, er werde alles ebenso finden wie immer, allein sie konnte ihre Oberhoheit nicht gegen eine geheimnisvolle Regung behaupten, die seine Sinne und seine Seele in eine phantastische Spannung versetzte. Dazu war sein Blut vom Tanz in hastigeren Kreislauf gebracht, vom Wein befeuert, und das sanfte Auge der Isis blickte ihn mit seiner Zaubermacht an.

Doch eins wußte er, er werde Hunold Lutenesel hier antreffen.

„Alles lag ohne Ton und ohne Regung in weißem Glanz und in tiefschwarzem Schatten der bald höher, bald niedriger aufragenden zackig zerborstenen Mauern. Da und dort wölbte sich noch ein erhalten gebliebenes Bogenstück gleich schmaler Brücke drüber hin, an seinen Rändern flimmerten die zierlichen Blättchen des Frauenhaarfarns gegen das silberne Licht. Suchend durchschritt Neidhart die Gänge, um Lutenesel aufzufinden, bis zu der Rundung hin, wo die alte Außenwand des Klosters die jetzige Stadtmauer bildete, doch der Alte war nirgends zu entdecken. Nur ein leises Geklirr zog einmal den Kopf des Umherschreitenden herum. Drüben hatte sich ein herabrollendes Steinchen gelöst; vermutlich hockte der Astrolog im Dunkel und harrte in der Verborgenheit auf ein sich enthüllendes Geheimnis der Nacht. Doch wie Neidhart Zumsteg seinen Weg in die Richtung nahm, fand sich auch an der Stelle des Aufklangs nichts. Ein Tier, vielleicht eine Fledermaus oder eine Ratte, mußte den Stein bewegt haben; der Alte barg sich nirgendwo

in einem Versteck. Glaubte er selbst nicht an seine mystische Annahme von der Bedeutung dieser Nacht oder hatte Krankheit ihn unerwartet verhindert?

„Es überlief den jungen Ritter mit einem sonderbaren fremdartigen Schauer, sinnumstrickend, herzklopfend, süß unheimlich. Er war allein in dieser mitternächtlichen, geisterhaften Trümmerwelt der Vorzeit.

„Nun setzte er sich auf einen Stein, und seine Einbildungskraft begann ihm stärker denn je den toten Schutt um ihn her zum Wiederaufbau des alten Isistempels zu regen und zu beleben. Er sah mit seinen geistigen, doch auch vor seinen leiblichen Augen glänzende Säulen sich emporrichten und wie von den Mondstrahlen gehoben, ägyptische Akanthuskapitäle in die Luft aufstrecken. Dann ging sein Blick auf eine lichtlose Gemäueröffnung nieder, die ehedem der Beginn eines verschütteten Zugangs in den Klosterkeller gewesen. Dort aus der Schattenschwärze schimmerte auch ein weißes Marmorstück und regte sich und strebte den anderen nach. Langsam wuchs es aus dem Dunkel herauf und gegen die bestrahlte Fläche draußen heran.

„Was war das? Das ward nicht zu einer Säule, sondern zu einer Gestalt, einem hellen Gebild. Aus dem nächtlichen Gewölbe kam es hoch, schlank und makellos hervor, wie nach der Ueberzeugung Hunold Lutenesels das Standbild der ersten Inhaberin dieser Stätte noch drunten im Erdschoß begraben lag.

„Reglos blickte Neidhart drauf. So hatte er es mehrfach im Traum gesehen, nur gebar seine Phantasie es ihm jetzt in wachem Zustand.

„Noch einen Schritt — da tauchte es in das rinnende Mondlicht, ganz in weißer, strenger Gewandung, mit einem schneeigen Schleiergewebe über dem Antlitz, wie das verhüllte Bildnis der Isis einst in der heiligen ägyptischen Tempelstadt Saïs gestanden. Die Lotosfrucht nickte auf ihrem Scheitel, aber so sehr waren die Sinne des Beschauers von der Kraft der Einbildung überwältigt, daß nicht allein sein körperliches Auge dies alles sah, sondern auch sein Ohr das leise Schellengeläute eines Sistrons in ihrer Hand vernahm. Und nun hob sie den andern Arm und winkte ihm mit langsamer hoheitsvoller Bewegung.

„Er wußte nicht, was er dachte und that. Er sprang auf, um den Spuk vor seinem Blick abzubannen, der ihm das Blut mit fiebernden Schauern durchrüttelte. Doch das Gebild blieb in gleicher Weise vor ihm; er streckte die Hand, sich zu überzeugen, daß er leere Luft damit durchfahre. Da traf er auf eine wirkliche Hand, kühl, aber nicht von Marmor, sondern eine weiche, weiße, lebendige Hand.

„Neidhart Zumsteg war jung, warmblütig, phantastischer erregbar als einer unter Tausenden, und ein Kind seiner auch in den klarsten Köpfen mystisch webenden und raunenden Zeit. Von diesem Augenblick an verließ ihn die Besinnung des Verstandes, folgte er lediglich einem dunklen, wallenden Trieb nach, der alles Denken in ihm auslöschte. Mit einer melodischen Stimme klang es ihm jetzt in lateinischer Sprache entgegen:

„‚Du suchst mich, und ich bin gekommen, Deinen Glauben an mich zu lohnen. Trägst Du Verlangen, mich ohne Schleier zu gewahren?‘

„‚Gewähre es mir!‘ stieß er bewußtlos von den Lippen.

„‚So komm und folge mir in meinen Tempel. Doch bis dorthin muß Dein Auge blind sein.‘

„Und die weiße Gestalt nahm ein Stück ihres Schleiers vom Haupt, schlang es ihm, zur Binde verdichtet, fest über die Stirn und faßte als Führerin seine Hand. Nur mit einem Blick hatte er einen wundervoll wie aus Marmor gemeißelten Arm aus ihrem Gewand in den Mondglanz hervortauchen gesehen, nun leitete sie seinen Schritt.

„‚Beuge Dein Haupt!‘ gebot sie, und er gehorchte und fühlte, daß er unter einer niedrigen Gesteindecke durch einen dumpfen, engen Gang hindurchgelangte. Dann trat sein Fuß nach ihrem Geheiß auf etwas Schwankendes, das ihn schaukelnd mit sich fortnahm. Durch traumverworrenen Sinn schoß es ihm, die Barke der Isis trage ihn über ein Gewässer. War seine Begleiterin denn Isis oder wer? Darüber zu denken, fiel ihm unmöglich; sein Herz klopfte nur vor Sehnsucht, an die Stelle zu kommen, wo sie den Schleier von ihrem Antlitz nehmen werde. Ihre kühle Hand hatte sich in der seinigen erwärmt, und er empfand das leise Schwellen und Ebben der Blutwellen in ihren Adern.

„Jetzt hieß sie ihn den Fuß emporheben und auf eine Treppe setzen; er fühlte, daß er wieder festes Land betrat, doch waren es keine Marmorstufen, die er hinanstieg, sondern etwa einem Dutzend schmaler Holzsprossen gleich. Da sprach die Stimme neben ihm: ‚Wir sind da, Du kannst Deine Augen enthüllen!‘

„Aber im gleichen Augenblick, wie er die Hand nach der Binde aufhob, packten unter wildem Auflachen rundher kraftvolle Arme nach ihm, umschnürten ihn im Nu mit derbem Tauwerk und stießen ihm einen Mundknebel zwischen die Zähne. Jemand rief:

„‚Nun woll'n wir den Zeisig pfeifen lehren! Hurtig, und macht kein Gelärm, daß ihr die Ellenritter nicht bei ihrer Tanzlust stört!‘

„Pferdeköpfe witterten schnaubend auf, und Neidhart sah, daß er auf freiem Feld jenseits des Grabenzwingers der Stadt Isny stand. Das war das Wasser gewesen, über das ihn ein kleines Bretterfloß getragen; roh zusammengeschlagen, trieb es drunten nach der andern Seite zurück, wo das nächtliche Licht einen schattenhaften, niedrig schmalen Einschnitt in der Stadtmauer gewahren ließ, der in den Graben hinausführte. Augenscheinlich hatte sich dort eine

versteckte Geheimpforte in der ehemaligen Außenpforte des Klosters befunden.

„Nun klang auf einmal auch die heisere Stimme Hunold Luteneſels, und der junge Ritter sah den Alten, zu Pferd hockend und sein dickes Schriftwerk sorglich unter die Armbeuge an sich gepreßt haltend. Zwischen seinen Lidern funkelte ein befriedigter, gieriger Glanz, und er sprach:

„‚Das Horoskop, das ich Euch gestellt, hat Euch gewarnt, von dem Merkurius drohe Euch Uebles, denn er ist der Beschützer der Listigen, die klüger waren als Ihr.‘ Er drehte den Kopf nach der andern Seite und fügte hinzu: ‚Hab' ich Euch erfüllt, was ich verheißen, hochgnädige Gräfin Waltrud?‘

„Durch die Nacht kam Antwort:

„‚Mein Vater wird mit Euch zufrieden sein, daß Ihr Euer Buch in den Druck geben könnt. Kommt mit uns, er erwartet Euch wieder im Schloß, wie früher drin zu hausen.‘

„Es war deutsch gesprochen, doch von der Stimme, die Neidhart Zumsteg bisher nur auf lateinisch angeredet hatte, und nun fuhr sie, gegen ihn gewendet,

fort: ‚Ihr begehrtet die Isis zu schauen und ich verhieß es Euch. Was man gelobt, muß man halten, wenn man eine Gottheit ist.‘

„Der weiße Schleier flog von dem Haupt des lebendigen Standbildes zurück, und einen Blick lang leuchtete vor Neidhart ein frohlockend lachendes, stolzes Gesicht von der Schönheit einer olympischen Göttin auf, mit schwarzflammendem Augengestirn und von schwarzem Gelock umdunkelt. Dann ward er gefaßt — über allem war kaum eine Minute verronnen — auf einen Sattel geworfen, und ein Pferd jagte mit ihm zwischen anderen über steinklapperndes Feld davon. Ihm kam es erst jetzt zu einer Besinnungserkenntnis, daß er sich in den Händen der Montfortschen befand, und was und wie es mit ihm geschehen. Die Zeit war ihnen zu lang geworden, bis zum November nach ihm auf der Lauer zu liegen, und sie hatten sich seiner durch eine List bemächtigt, zu deren Ausführung die Habgier Hunold Luteneſels als williges Werkzeug gedient. Offenbar stand er von früher her mit dem Montfortschen Grafenhause in einer Verbindung, kannte durch sein Umherspüren in den alten Klostertrümmern den kleinen Geheim-

ausgang der Mauer, hatte ihn offen gelegt und sein Vorhaben darauf gebaut. So brachte er die lebendige Isis dorthin, mit der er vermutlich gestern, wie er von weitem Weg verstäubt heimgekehrt, zusammengetroffen und über die heutige Bewerkstelligung des Plans Abrede genommen. Nach der Ansprache, die er an sie gerichtet, mußte sie eine Tochter des Grafen von Montfort sein — der ferne südliche Ursprung ihres Geschlechtes gab sich in dem nachtschwarzen Haar und dem hellenischen Zauber ihres Antlitzes kund — und sie war zu dem keck gefährlichen Trugspiel bereit gewesen, um dem Rachedurst ihres Bruders zu willfahren. Die Nacht erschien besonders günstig dazu, da die Wächter, welchen sonst die Runde auf der Stadtmauer oblag, zumeist an dem Fest und Trunk unter der Linde teilnahmen. Dergestalt konnte unvermerkt das Holzfloß in den Graben niedergelassen und an der Außenböschung desselben eine Stufenleiter zum Emporsteigen befestigt werden; ahnungslos war der Geblendete und mehr noch phantastisch im Kopf und Herzen Bestrickte daran in sein Verderben hinaufgefolgt — nun lenkte seine Bethörerin nicht als Isis, sondern gleich einer

Walküre Odins in weißem Schwanenjungfrauengewand neben ihm ihr schnaubendes Roß. Ab und zu gewahrte sein Blick das Emportauchen ihrer strahlenden Schönheit im Mondenglanz. Hinter ihr ritt, wie der heimtückische Hödur, gekrümmten Rückens und mit stier glühenden Augen, Hunold Lutenesel, der ihn um die neue Buchdruckerkunst Günther Zainers zu Augsburg schurkisch und gleichgiltig ins Fangeisen gelockt und verkauft hatte. So schleppten sie hurtig ihre Beute durch die Nacht südwärts mit sich fort, und er erkannte sich ohne Rettungsmöglichkeit verloren, denn so wehrlos, wie er selbst gebunden lag, so hilflos verblieb er auch dort, wohin man ihn brachte, da es keinen Menschen auf der Erde gab, der seine Ueberwältigung mitangesehen und eine Ahnung besaß, wohin er verschwunden sei: niemand als Isis, das stille, betrügerische Mondauge. Welch ein Narr war er gewesen, sich von diesem mystischen Fanggarn die Vernunft und das Gefühl sinnlos berücken zu lassen!

„Für diese wenig tröstliche Empfindung, daß die gute Stadt Isny nichts von dem Verbleiben ihres Asylschützlings erfahren, andererseits sich aber auch

nicht sonderlich um sein spurloses Verschwinden bekümmern werde, besaß Neidhart Zumsteg indes nur allzu ausreichende Begründung und allgemeine wie sich aufs einzelne erstreckende Kenntnis der menschlichen Natur. Man vermißte ihn eigentlich nirgendwo, außer in der Herberge zum güldenen Lindwurm, wo sich jedoch der Wirt durch den Anblick des ihm in Verwahrsam gebliebenen Goldgurtes des jungen Ritters bald beruhigte, und im Hause des Meisters Rüdiger, das sich keinerlei Aufhellung des Rätsels, wo jener sich befinde, zu schaffen vermochte. Nur Mechthild Schirlitz meinte, es sei nutzlos, darüber nachzudenken. Mutmaßlich habe er eine sich plötzlich bietende Gelegenheit wahrgenommen, um ungefährdet aus seiner Gefangenschaft in der Stadt zu entkommen, und werde, sobald er irgendwo in Sicherheit gelangt sei, von dorther sein hinterlassenes Pferd und Geld zurückfordern. Diese Annahme enthielt allerdings die meiste Wahrscheinlichkeit, und Mechthild brachte dieselbe mit so viel Gleichmut und fester Ueberzeugung vor, daß auch die anderen kaum mehr an der Richtigkeit zweifelten. Ihr selbst war das Tanzen um die Linde wiederum nicht gut bekommen; sie sah in

den nächsten Tagen blaß und angegriffen aus und hielt sich zumeist in ihrer Kammer auf, um ihren Zustand dort durch ungestörte Ruhe zu bessern.

„Im übrigen durfte man es den Bewohnern der Stadt auch nicht allzu arg verübeln, wenn sie durch die Abwesenheit Neidharts nicht zu große Entbehrung litten, denn gerade in diesen Tagen trug sich ein Ereignis zu, das wohl geeignet war, Ohr und Auge von ihnen voll in Anspruch zu nehmen. Ihr Gönner und Beschirmer, der großmächtige, ruhmesreiche Kaiser Maximilianus hatte zum Ausgang des Junimondes einen Reichstag nach seiner vorderösterreichischen getreuen Stadt Freiburg ausgeschrieben, und schon seit Wochen strömten von allen Seiten des Reiches zahllose Kurfürsten, Bischöfe, Herzoge, Prälaten, Grafen und Botschafter der freien Städte dorthin zusammen, wo insonders über eine erhöhte Gewährleistung des allgemeinen Landfriedens Verhandlung gepflogen werden sollte.

„Nun kam der Kaiser selbst aus seinen Erblanden, um sich nach Freiburg zu begeben. Sein Zug berührte freilich Isny nicht, da er auf der geraden Straße von Kempten nach der Reichsstadt

Lindau am Bodensee reiste, um hier zu nächtigen und im Schiff weiter nach Konstanz zu fahren. Aber er bewegte sich so auf kaum eine Meile Entfernung an Isny vorüber, und dies stand beinahe ausgestorben leer; denn jung und alt, was Beine drin hatte, lief hinaus, um den Kaiser mit Augen zu sehen. Auch Rüdiger Schirlitz schloß sich mit Weib und Tochter der Volksauswanderung an; es entstand da natürlich an der Stelle des kaiserlichen Vorbeirittes und seiner glänzenden Gefolgschaft ein gewaltiger Umtrieb und Gedränge, daß oftmals Mann, Frau und Kinder aus einander gerieten und allein den Heimweg in die Stadt suchen mußten. Viel Volk rannte aber auch bis nach Lindau hinterdrein, über die lange Brücke in die Inselstadt und durch diese fort bis zu der zweiten Brücke, welche zu der ganz frei im See belegenen Schloßburg hinüberführte. Um diese standen hohe alte Lindenbäume im Kranz, von denen die Stadt ihren Namen herleitete, wenngleich in der fernen Vergangenheit Bewanderte dagegen behaupten wollten, daß jene ursprünglich Lendaw, das heiße Geländau, benannt worden, weil hier einstmals der Graf Adalbertus de Rorbach, ein

Anverwandter des Kaisers Carolus magnus, aus großer Sturmgefahr auf dem Bodensee unter Gottes Schutz und Beistand glücklich gelandet sei.

„Auf dem Platz unter den Linden aber durfte das Volk sich zu einem vom Rat gespendeten Trunk lagern, um nach den tageslicht erhellten Burgfenstern zu schauen und auf dem Söller vielleicht den herrlichen Kaiser Maximilian selbst zu gewahren. Denn es gab keinen zweiten im Reich, auf den sich mit so viel Begehrlichkeit aller Blicke wandten, nicht allein um seiner kaiserlichen Macht und Hoheit willen, sondern mehr noch, weil er als des deutschen Volkes ritterlichster Herr berufen war, von dessen Thaten und Abenteuern bereits allerorten die Mütter ihren Kindern erzählten. Tapfer und mutvoll wie keiner gleich ihm, hatte er vor drei Jahren auf dem Reichstag zu Worms, als der französische Ritter Claude de Barre die ganze dort versammelte deutsche Ritterschaft zum Turnierkampf herausgefordert und niemand sich gegen ihn in die Schranken getraut, unerkannt in einfachster Rüstung selbst den Zweikampf angenommen und den fränkischen Goliath aus dem Sattel geworfen. Nicht minder galt er auf geistigem

Gebiet als ein hoher Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, von dem eigene Dichtungen unter fremdem Namen in die Welt ausgingen, und er war deshalb ein besonderer Freund des Herzogs Ludwig von Bayern-Landshut, des Stifters der neuen Hochschule in letzterer Stadt, der sich auch heut in seinem Reisegeleit befand.

„Vor allem indes mochte der Kaiser Maximilian wohl Frauenaugen auf sich ziehen, denn er stand noch immer im vierten Jahrzehnt seines Lebensalters und in so mannhaft stattlicher, mit gewinnender Anmut verbundener Erscheinung, daß er seines Ranges nicht zur Eroberung weiblicher Herzen bedurfte. Es hieß, daß er von dieser Naturmitgift auch nicht ganz selten Gebrauch mache und keineswegs unempfänglich für Frauenschönheit sei, ob diese aus hohem oder niedrigem Stand entstammen möge; andererseits aber war seine Gerechtigkeit, Güte und Leutseligkeit überhaupt den Geringsten gegenüber weit bekannt, daß jeder Bittsteller ohne Beschwer Vorlaß bei ihm erlangen und ihm sein Anliegen selbst zu höchstem Gehör bringen könne. Freilich wollte auch hier das Gerücht behaupten, es erziele gleichfalls bei

solchen Anlässen die Inhaberin eines jugendlich reizvollen Gesichtes am leichtesten den Vortritt zum Empfang vor dem gnädigen Blick der kaiserlichen Majestät.

„So war's ein hochfestlicher Abend unter den alten Burglinden zu Lindau und gesegnete Glücksstunde für manchen, der die seltene Gelegenheit zu einem Gesuch für sich ausnützte, denn der Kaiser war frohlaunig und nicht für abschlägige Bescheide gestimmt. Freilich fanden seine schönheitsverständigen Augen dabei nicht viel Entgelt, da die Vorlaß Erbittenden fast ausschließlich aus Männern bestanden; nur zuletzt stellte sich noch eine weibliche Gestalt ein, die nach dem Herzog Ludwig von Bayern gefragt und sich an diesen gewendet hatte, um durch seine Fürsprache Zutritt zu der Majestät zu erlangen. Dazu war der Herzog, nachdem er sie länger angehört, auch bereitwillig gewesen, führte sie dicht verschleierten Gesichtes in das Gemach des Kaisers und teilte diesem in Kürze ihr ihm offenbartes Anliegen mit. Augenscheinlich erweckte das letztere Maximilians Interesse, denn er hieß die Bittstellerin ihren Schleier zurückschlagen und selbst zu ihm sprechen,

fügte aber, wie sie seinem Gebot nachgekommen, sogleich gegen den Herzog Ludwig hinzu, er besorge, daß die Hilfesuchende in der Gegenwart eines Dritten Scheu empfinden möge, ihre Notlage so unumwunden vorzubringen, wie eine richtige Beurteilung derselben es erheische. Der Herzog folgte mit einem heimlichen Lächeln der darin enthaltenen Weisung, ging hinaus und blieb wartend vor der Thür. Die Zeit ward ihm indes ziemlich lang; es mußte drinnen einer ungewöhnlich weitläuftigen Auseinandersetzung bedürfen, um die Erwägung des Kaisers zu einem Entschluß zu bringen, so daß wohl eine Viertelstunde verging, ehe er den Herzog wieder hereinberief; doch that er dies ersichtlich in allerfrohsinnigster Gemütsverfassung, und seine Augen leuchteten jugendlich gleich denen eines zwanzigjährigen Jünglings. Es schien, daß die Hilfsbedürftige ihn um eine Unterstützung gebeten und er ihr eine Anweisung dafür mit eigener Hand ausgefertigt hatte, da sie ein Blatt sorgsam in ihrem Kleid verwahrte. Auch ihr Gesicht war glückstrahlend, wenngleich ein wenig von einer etwas befangenen Färbung rot überflossen; sie verneigte sich jetzt tief, schlug den Schleier wieder herab

und ging. Doch Maximilian trat ihr lächelnd noch ein paar Schritte nach, legte sanft die Hand auf ihre Schulter und sprach:

„‚Ich bin Euch zu Dank, daß Ihr Vertrauen in mich gesetzt habt. Wenn Ihr meines Rates und Beistandes noch weiter bedürfen solltet, so laßt es mich zu Freiburg wissen oder bringt mir selber die Kunde dorthin.‘

„Nun verließ sie die Burgstube; zwischen den Lidern des großmächtigen Kaisers Maximilan aber blieb den ganzen Abend hindurch der heitere Glanz, als ob er eines jener kleinen ‚Abenteuer‘ erlebt habe, die sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing in seinem späteren Gedichtbüchlein dem Ritter Tewrdankh — ‚dem auf Abenteuer Denkenden‘ — zuschreiben sollte, der von seinen drei Ratgebern Fürwittig, Unfalo und Neidelhart oft in üble, doch auch in mancherlei reizvolle Lage versetzt wird. Und in ebenso heiterer Stimmung noch bestieg Maximilian am nächsten Morgen das Schiff, das ihn nach Konstanz führte. Wie in Sonnengold gebadet lag der weite Glanzspiegel des Bodensees unter wolkenlosem Himmel; nach Süden hinüber stieg, noch immer im winter-

lichen Hermelin weißleuchtend, der hohe Säntis über den grünen Vorbergen empor, und aus der zaubervoll freudigen Welt ringsum ragte nur düster am Nordrand des Sees unweit von Lindau ein hochummauertes altersgraues Burgschloß in das hellblinkende Wasser heraus. Eine lange, schmale Brücke leitete vom Festland zu dem finsteren Thoreingang herüber, trotzig und mürrisch spiegelte das vielgezackte Gemäuer sich drunten. Deutend fragte der Kaiser, was dort so dunklen Schatten in den Sonnenglanz hereinwerfe, und einer seiner Begleiter erwiderte, es sei Schloß Argen, das aus ferner Vorzeit den Grafen von Montfort zugehöre.

„Da wandte Maximilian den Kopf noch einmal dorthin zurück und sagte halb lachenden Mundes:

„‚Wenn das Reich meiner nicht zu Freiburg harrte, könnt's mich gelüsten, dort anzulanden und bei dem Grafen Vorkehr zu halten.‘

„Dies Begehren nach dem ungastlich dreinschauenden Bauwerk begriff sein Schiffsgefährte in Ehrerbietung nicht, doch des römischen Reiches Majestät versetzte lächelnd:

„‚Ihr könnt nicht wissen, welcherlei liebliches

Blümlein vielleicht zwischen dem unwirtlichen Steingefüge den Ankömmling grüßt.'

„Keineswegs freudige Gemütsverfassung, sondern Unruhe und Sorgnis herrschten dagegen weiter landeinwärts zu Isny in dem Hause des Webermeisters Rüdiger Schirlitz. Gleich manchen anderen war es ihm und seiner Ehefrau ergangen, daß sie im Gedränge, als der Kaiser vorübergekommen, von ihrer Tochter abgetrennt worden und allein den Heimweg antreten gemußt, in der Erwartung, die Verlorene wohl bereits zu Hause vorzufinden. Doch trafen sie Mechthild dort nicht an, statt derselben indes ein von ihrer Hand beschriebenes Zettelchen auf dem Tisch, die Eltern möchten nicht um sie sorgen, da sie an diesem Tag und wohl auch in den nächsten noch nicht heimkehren werde. Ihr Kopf sei gar schmerzhaft und sie habe deshalb vor, zu ihrer Base nach Wangen zu gehen, die früher auch an solchem Uebel gelitten und ein gutes Heilmittel dawider besitze. Zu diesem hege sie allein ein Zutrauen, doch sie habe zu Haus nicht davon reden gewollt, damit sie nicht etwa von ihrem notwendigen Trachten nach einer Besserung abwendig gemacht werde.

„Es kam den Eltern nunmehr, daß sie in der That in jüngsten Tagen sehr blaß und still gewesen und sich zumeist in ihrer Kammer verschlossen gehalten, wo sie vermutlich über ihr geheimes Vorhaben nachgedacht hatte. Die Ausführung eines solchen lag aber wohl in ihrer Wesensart begründet, denn so gefügig und töchterlich gehorsam sie sich zu allem im gewöhnlichen Verlauf der Tage erwies, hatte sie doch schon zuweilen von Kindheit auf bewährt, daß sie sich von einer Sache, die sie mit festem Entschluß wolle, nicht abwenden lasse, sondern dieselbe mit der ruhigen Zuversicht und Unerschrockenheit eines Mannes zur Durchführung bringe. Zu dem, dessen sie sich gegenwärtig unterfangen, gehörte freilich keine übermäßige Kühnheit, da die Entfernung nach Wangen nur etliche Meilen betrug und die Gegend zwischen den beiden benachbarten Reichsstädten vielleicht noch am meisten Sicherheit im gesamten deutschen Reich bot. Auch war Mechthild offenbar auf der großen Straße gegangen; ein Nachbar, der von Lindau heimkehrte, sagte aus, daß er bestimmt dafür halte, sie unter der Menge, die sich dem kaiserlichen Zug bis zum See angeschlossen, wahrgenommen zu haben,

und so hatte sie sich augenscheinlich diesem Geleit anvertraut, bis der nicht mehr weite Weg zur Rechten nach Wangen hin abbog.

„Während aber so ein ungewohnt lautes und glänzendes Getümmel die Stadt Lindau erfüllte und am andern Morgen unter flatternden und strahlenden Bannern über den See dahinzog, lag seitab drüben im Rheinthal auf dem steilen Abfall der Vorkette des Bregenzerwaldgebirges lautlos das uralte Schloß Montfort. Nichts regte sich drumher und that es als den Sitz eines stolzen Herrschergeschlechts kund, nur gegen Abend, als das Schiff des Kaisers Maximilian schon lange im Hafen zu Konstanz gelandet war, wurde der Burgpförtner durch einen Anruf von draußen auf den Söller über der aufgezogenen Brücke herausgenötigt. Ein junger Bursche in schlichter und grober Landbauerntracht mit einer ihm zu weit über den Kopf fallenden breitkrämpigen Filzkappe stand vor dem Graben und rief hinüber, daß er eine Botschaft für den Herrn Grafen von Montfort auszurichten habe. Er sah vom langen Weg nicht nur an den Füßen, sondern auch im Gesicht, so weit sich etwas davon gewahren ließ,

verstaubt und versprenkelt aus und war sichtlich schwer ermüdet, denn er lehnte sich rastbedürftig an den Brückenstein. Doch der Thorwart gab kopfschüttelnd zurück, der Herr Graf und niemand sei zu Montfort anwesend, sondern er halte sich schon seit einem Mond gewohntermaßen auf Schloß Argen im See, um der heißen Jahreszeit willen, in welcher die Gräfin Tochter stets nach der Kühlung des Wassers begehre. Bei dieser Auskunft fiel es wie ein Schreck über den Boten, daß er am ganzen Leib zu zittern anhub; er schien noch etwas fragen zu wollen, indes die Worte nicht dafür zu finden; der Pförtner machte Anstalt, die Brücke niederzulassen, und fügte bei, der Wegmüde möge zu einem Trunk und Abendimbiß einkehren, auch in der Burg nächtigen, wenn er wolle. Doch der junge Bursche verneinte hastig mit dem Kopf, sagte kurz, seine Meldung leide keinen Aufschub, und eilte schon, so matt er unverkennbar war, auf wankenden Füßen den Bergabhang wieder hinunter.

Der Thorwächter hatte nichts Unrichtiges ausgesagt; der Graf Hugo von Montfort verweilte bereits seit Wochen mit seinem Sohn und seiner Tochter

auf seinem Seeschloß Argen, das den Lieblingsaufenthalt der jungen Gräfin Waltrud bildete. So unfreundlich düster es sich von draußen ausnahm, mit so reicher Verschwendung waren innen die Räume und besonders die Gemächer Waltruds von Montfort ausgestattet, die durch ihre Schönheit und ihren Geist gewaltige Herrschaft über ihren Vater und in der Burg besaß. Schon als Kind war sie von Hunold Lutenesel, der im Hause des Grafen als Astrolog lange Jahre Unterkunft gefunden, in mancherlei Wissenschaft unterwiesen worden; auch hatte er ihr Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache beigebracht, deren Erlernung ihr so mühlos gefallen, als ob dieselbe ihr wirklich von hellenischer Abstammung her im Blut gelegen. So war auch dies Blut selbst in ihr heiß und rasch wie das des Südens, und nach der klassisch vollendeten Bildung ihrer Züge hätte sie wohl eine Griechin zu sein vermocht. Viel Anmaßung redete aus ihrem Blick und Wesen, doch nicht mit dem junkerhaften Hochmut ihres Bruders Hartmut, sondern stolzes Selbstgefühl ihres eigenen Wertes und der Besitztümer, die sie ihrer Naturmitgift hinzu erworben. Sie gab dem Schloß Argen den Vorzug vor jedem

andern Aufenthalt, weil sie sich hier nicht allein nach Gelüst zu tollem Ausritt in den Sattel werfen, sondern wenn es ihr gefiel, auch das Segel eines der Boote im kleinen Burghafen spannen und in Wind und Sonne über die weite Seefläche mit den Möwen in die Wette fliegen konnte. Unabhängigkeit des Willens, oft ein ungestüm plötzliches Auflodern und ein Trieb nach Phantastischem vereinigten sich in ihr; dem letzteren dankte der an Neidhart Zumsteg ins Werk gesetzte Plan seine Erfindung. Sie hatte ihn ersonnen und lachend mit Hunold Lutenesel beraten, der ins Schloß gekommen, um zu versuchen, ob er nicht seine frühere, durch einen Verdruß des Grafen über ihn eingebüßte Stellung dort wiedergewinnen könne. Das war ihm, nebst einer Summe für den Druck seines Buches, von seiner ehemaligen Schülerin zugesichert worden, wenn er den Asylschützling der Stadt Isny in ihre Hände bringe. Sie verlangte nicht darnach, weil sie den Rachedurst ihres Bruders teilte; es war für sie nur ein Jagdvergnügen auf ein klug zu beschleichendes Wild, nicht ohne Wagnis, doch durch die von ihr gespielte Rolle der Isis mit dem Anreiz entfesselter Phantasie

verknüpft. So hatte sie das Ganze ohne Vorwissen ihres Vaters entworfen und ausgeführt und zur hohen Ueberraschung desselben den in der Isisfalle Gefangenen im ersten falben Morgenschein mit sich nach Schloß Argen heimgebracht.

„Hier war er zunächst in einen Turm gesetzt worden, doch am andern Tag sann die nicht gestillte Wut des gräflichen Junkers gegen seinen Ueberwinder einen besondern Gedanken zur Befriedigung seines Grimmgefühls aus. Im Burghof befand sich ein ummauerter, vorn mit Trallenwerk geschlossener Zwinger, der vormals für ein paar braune Alpenbären als Käfig gedient hatte; in diesen ließ er das Opfer seiner Rachlust hineinsperren, sich einen Stuhl vor das Eisengitter stellen und weidete sich unter höhnischen Reden an dem Anblick des jungen Ritters. So fange man Zeisige und Gimpel auf der Leimrute, füttere sie noch eine Weile zum Spaß, wie man Gänse stopfe, damit sie fett würden, und drehe ihnen dann den Hals um. Er ließ sich vom Koch dazu ‚Futter‘ bringen, schlechten Abfall aus der Küche, streckte diesen auf einer Herdschaufel in den Zwinger hinein und lachte:

„‚Hackst Du auch nicht mit Deinen Goldkrallen? Ich hab' sie Dir nicht abschneiden lassen; sie kleiden hübsch zu Deinem Federwerk. Da, friß, Zeisig!"

„Wie Neidhart keinen Blick zu ihm aufhob und die Speisen nicht berührte, ward Hartmut von Montfort zornig und rief:

„‚Ich will Dich schon lehren, mir aus der Hand zu fressen. Man soll nicht reden, daß ich Dich zu Tod hungern ließ; wenn Du's darauf anstellst, pfeifst Du schon morgen der Welt Dein Abschiedslied vom Querbalken herunter.'

„Und er gab sogleich Befehl, dem Käfig gegenüber einen Galgenpfahl in den Boden zu rammen und den Gefangenen, falls er bis zum andern Morgen ‚kein Futter gepickt habe', daran aufzuknüpfen. Damit ging er unter spöttischem Gelächter fort, und es war weniger die Drohung als unerträglich quälender Hunger, der den Gefangenen schließlich seinen Widerwillen gegen die fast ungenießbare Kost überwinden und einiges davon hinunterbringen ließ. In solcher Weise vergingen ihm mehrere Tage und Nächte, eine Zeit, die ihm reichlich Muße gab, über vielerlei Dinge, auch über sich selber, nachzudenken

und zu dem Schlußergebnis zu gelangen, daß er seine gegenwärtige Lage vielleicht nicht ganz ungerechtfertigt auch als eine Buße für manche Leichtsinnigkeit seiner Vergangenheit betrachten könne. Unterhaltung ward ihm außer dem Gespött des Junkers wenig geboten; Hunold Lutenesel schlurfte wohl ebenfalls dann und wann vorüber, doch richtete er seine glimmernden Augen nicht nach ihm hin. Einmal kam indes auch die Gräfin Waltrud und warf einen neugierigen Blick durch die Gitterstäbe hinein. Sie sprach lachend dazu:

„‚Ist Euer Begehren nach dem Isistempel nun gestillt? Er schaut wohl etwas anders aus mit seinen Eisensäulen, als Ihr ihn Euch —‘

„Neidhart entgegnete nichts, sondern hob nur kurz sein Gesicht mit stummer Verachtung gegen die Sprecherin auf und ließ die Augen gleichgiltig an ihrer Schönheit vorübergehen. Sie hatte vermutlich einen Ausbruch ergötzlicher Verwünschungen von ihm erwartet und schien durch seine Schweigsamkeit so überrascht, daß ihr das letzte Wort ihrer Anrede im Mund verblieb. Darüber mochte sie sich wohl ärgern, denn sie ging rasch weiter und kam nicht wieder.

Für den Eingesperrten aber hub noch ein besonderer Verdruß mit dem Vorschritt der Nacht an. Dann färbte sich die Dachhaube des alten Schlosses vor ihm allmälich mit einem weißen Glanzgeriesel und drüber her blickte darnach der jetzt später kommende Mond in den Käfig herein. Er machte — wenigstens in der Vorstellung Neidharts — ein hämisch schadenfrohes Gesicht dazu, als lache er:

„‚I, sitzest du da, Isisliebhaber? Warum warst du so dumm, mich für das Auge einer leibhaftigen Liebesgöttin anzusehen? Uebe dich fein in Geduld! Wenn ich morgen wiederkomme, finde ich dich vielleicht als Zierat des hübschen Balkens da vor dir!‘

„Und spöttisch tauchte der Mond, seines Weges weiter ziehend, sein Gesicht mit der linksseitig einfallenden Backe hinter ein Giebelgezack der finstern Burg hinunter. Doch begab sich in dieser Nacht etwas Absonderliches, als ob er nachträglich von Reue über sein höhnisches Thun angefaßt worden sei und einem seiner nächtlichen Elfengesellen Auftrag gegeben habe, dasselbe wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Denn wie Neidhart Zumsteg

nach kurzem, unerquicklichem Schlaf aufwachte, stand, durch sein Gitter geschoben, ein kleiner Korb mit Speisen da, nicht der bisherige Küchenabfall, sondern äußerst einladenden Inhalts, frisch und sauber, so daß er ebenso überrascht als angenehm verlockt nach dem schmackhaften Frühimbiß griff. Und sein jugendlicher Hunger ließ keinen Bissen davon übrig, obwohl ihm lebhaft der Gedanke kam, es könne Gift drin verborgen sein, um ihn so aus der Welt zu schaffen. Aber er befand sich vortrefflich nach dem Genuß und konnte sich ohne leibliche Beschwer die Langeweile der folgenden Stunden damit vertreiben, drüber nachzudenken, wer im Schloß von einem Mitgefühl seiner Lage bewogen sein möge, ihm heimlich diese Spende zu teil werden zu lassen. Denn so weit war er in seiner Erkenntnis wieder vorgeschritten, die stärkende Hilfsleistung nicht mehr einem mystischen Walten der Isis, sondern nur einem irdisch körperhaften Wesen zuzumessen.

„Dann kehrte der sonnenhelle heiße Junitag, und er gewahrte an diesem nichts Lebendiges als ein paarmal einen jungen Burschen in Bauerntracht, mit einem breitkrämpigen Hut über den Augen, der sich

bei dem Burgkastellan als Ruderknecht verdungen zu haben schien, in dem kleinen Mauerhafen an den Booten herumbesserte und ab und zu aus der Ferne einen verstohlen gaffenden, neugierigen Blick nach dem Zwinger mit seinem verwunderlichen Inhalt warf. Nur gegen Mittag hörte der Gefangene noch einmal Worte, ohne indes die Sprechenden selbst erschauen zu können. Doch er erkannte die Stimme der Gräfin Waltrud und ihres Bruders; die erstere sagte und es klang etwas von schwesterlicher Anzüglichkeit aus ihrem Ton:

„‚Mich däucht, da Du schon so lange darauf brennst, Dir durch eine kühne That die Ritterſporen zu erwerben, solltest Du die Gelegenheit nicht versäumen, Dich noch einmal mit ihm zu messen und zu zeigen, daß er Dir damals den roten Strich nur durch einen Glücksstreich übers Ohr gemalt hat.‘

„Darauf antwortete der Junker verdrossen:

„‚Kümmere Du Dich um Deine Sachen und nicht um meine! Morgen früh soll er nach Fug und Urtel hängen, ich hab’ jetzt meinen Spaß an ihm gehabt!‘

„Neidhart hörte die junge Gräfin noch erwidern:

„‚Wollt' ich dreinsprechen, könnt' ich's wohl, denn eure Aufpasser hätten kein Haar von ihm erlauert, sondern nur meine Klugheit hat ihn hergebracht. Aber wenn Du Dir die Sporen lieber mit dem Strick als mit dem Schwert verdienst, thu's, was geht mich Deine Liebhaberei an!‘

„Sie begleitete diese abermalige Aeußerung schwesterlicher Unverblümtheit mit einem Lachen, und ihr Schritt verklang nach der Schloßthür zu. Dann war alles wieder lautlos um den Käfig her und dem lebendigen Insassen desselben nur die erfreuliche Aussicht für den nächsten Morgen verblieben, denn die Entgegnung des Junkers Hartmut von Montfort hatte einen ebenso gereizten Ton als unverbrüchliche Zusicherung besessen.

„Der Tag ging sehr langsam weiter, bis es dämmerig und schließlich ganz dunkel ward, weil der Mond heut kaum mehr viel vor Mitternacht über die Algäuer Berge heraufkommen konnte. Da aber immerhin eine mutmaßlich letzte Lebensnacht ihre besondere Eigenart für den Menschen besitzt, so schritt sie für Neidhart Zumstegs Empfindung doch recht behend vor. Im Schloß war alles dunkel und still

geworden, und er überschlug sich noch einmal so in Bausch und Bogen, was er eigentlich von seinem nicht übermäßig langen Dasein auf der Erde gehabt habe. Im Grund allerdings nichts allzu hoch Anzuschlagendes, und er konnte sich nicht sagen, was die Zukunft ihm hätte erheblich Besseres bringen sollen. Insofern ließ sich dem nächsten Tag schon ohne zu große Gemütserregung entgegensehen; aber ihm kam's trotzdem, daß er vorziehen würde, abends noch in der behaglichen Wohnstube des Meisters Rüdiger bei einem guten Trunk und regsamer Zwiesprache zu sitzen, ein friedfertig anmutender Zustand, der ihm freilich durch seine Isisnarrheit nur mehr zu einem Gegenstand fruchtlosen Rückbegehrens geworden war. Er sah den Weber und seine Frau sehr deutlich am bekannten Tisch vor sich, auch Mechthild Schirlitz daneben, und stellte sich vor, ob sie wohl über sein Verschwinden redeten. Und es kam ihm dabei weiter, daß es ihm eigentlich im Leben dort im Hause am wohlsten gewesen sei. Warum, konnte er sich nicht angeben, aber es lag schon drin, daß er jeden Abend so zugebracht, bis die Isis —

„In diesem Denken unterbrach ihn ein durch die

Nachtstille kommender leiser Ton, der ganz in seiner Nähe und wie das Kratzen an etwas Eisernem klang. Horchend streckte er den Kopf vor; da war's unverkennbar eine Feile, die in einen der Gitterstäbe seines Käfigs einschnitt. Das matte Sternenlicht ließ von dem Handhaber derselben nichts erkennen als den dunklen Umriß eines breitkrämpigen Hutes, wie der junge Ruderknecht ihn am Morgen bei seiner Arbeit an den Booten auf dem Kopf gehabt.

„‚Wer ist da?‘ fragte Neidhart flüsternd, doch nur ein Schweigen anempfehlendes halblautes: ‚Still!‘ tönte ihm entgegen.

„Fast gleichzeitig aber hielt die Feile jählings in ihrer Thätigkeit inne, denn nun scholl ein Geräusch auch von der Rückwand des Zwingers her. Dort wurde die verschlossene Zugangspforte vorsichtig geöffnet, und das erste Gefühl, das Neidhart Zumsteg durchfuhr, war, es bringe jemand im Auftrag des Junkers herein, um ihm heimlich bei Nacht den Garaus zu machen. Unwillkürlich wich er vor der unsichtbaren Gefahr in einen Winkel seines Gefängnisses zurück, doch jetzt sprach von der Thür her gleichfalls eine leise Stimme:

„‚Seid still und reicht mir Eure Hand. Ihr thatet's schon einmal, und die meinige betrog Euch. Ihr könnt Euch diesmal ihr besser vertrauen, denn sie hat's bereut, Arglist an Euch geübt zu haben, und rettet Euch heut, wie sie Euch damals verdarb.‘

„Es war die Stimme der jungen Gräfin Waltrud; ihre Hand hatte die seinige erfaßt und zog ihn mit sich. Er begriff noch kaum, was mit ihm geschah, und brachte, fast ohne zu denken, hervor:

„‚Ihr, Gräfin? Das däucht mich nicht Eure Hand — sie fühlte sich kälter an —‘

„Es ging mit einem leichten Zucken durch die Hand, von der er gesprochen, und Waltrud von Montfort antwortete:

„‚Sie gehörte damals zu einem Marmorstandbild — doch Eure ist dieselbe, ich erkenne sie im Dunkel wieder — kommt rasch!‘

„Sie führte ihn eilig nach der Mauerbucht, wo die Boote lagen, aber es ward plötzlich hell um sie, Fackeln stürzten aus dem Schloßthor und zwischen ihnen der Junker Hartmut mit dem Ruf:

„Einer hat mir den Schlüssel zu meinem Zeisigkäfig aus der Kammer gestohlen! Holla! Licht! Feuerwerk!‘

„‚Springt ins Boot und fort!‘ raunte Waltrud dem jungen Ritter zu, und er that hurtig nach dem Geheiß. Zugleich indes sprang noch eine Gestalt mit in das Fahrzeug; der kleine Ruderknecht hatte sich in der That auf dem Burghof befunden, schoß unerwartet hurtig aus einem Schattenwinkel hervor, ergriff mit fliegender Hast die Ruder und schlug sie ins Wasser ein.

„Doch es war zu spät; schnell bemannt, flogen unmittelbar hinter dem ersten Boot drei andere drein; im vordersten stand der Junker und lachte:

„‚Eine Zeisigpirsche auf dem See! Der Spaß ist gut, nur schad' drum, daß ich keine Armbrust habe, den Vogel aus der Luft zu holen. Er soll noch heut Nacht dafür in die Luft hinauf! Vorwärts! Wenn er ein Schwimmvogel wird und untertauchen will, schlagt ihm im Wasser auf seinen Federnschopf!‘

„Der junge Fährknecht zeigte sich doch des Ruderns noch schlecht kundig; nach wenigen Minuten lag der Kahn des Flüchtlings von den Verfolgern umschlossen, Widerstand des Waffenlosen war unmöglich; sie nahmen ihn in die Mitte und führten

ihn zum Schloß Argen zurück, dessen Burghof jetzt von Fackeln wie im hellsten Tageslicht überhellt wurde. Alle Insassen des Schlosses waren neugierig herzugeströmt; an der Landungsbrücke stand auch der Graf Hugo von Montfort neben seiner Tochter, deren hohe Gestalt und wundersame Antlitzschönheit zauberisch von dem roten Gelober übergossen war. Die Boote legten jetzt wieder an, der Junker Hartmut griff Neidhart am Wams und rief:

„‚So, Zeisig, nun sollst Du aus dem letzten pfeifen! Versuch's, ob Du von da droben auch wieder wegfliegst! Das Halsband her für den Asylvogel von Isny!‘

„Jemand schleppte einen Strick herzu; doch plötzlich trat die Gräfin Waltrud mit stolzer Sicherheit einen Schritt vor und sagte:

„‚Haltet! Berührt nicht, was mir gehört! Ich that Falsch- und Frevelwerk an Euch, Ritter, und mir liegt Sühne dafür ob. Diese Hand hegt auch ein Asylrecht — wenn Ihr sie fassen wollt, wird niemand wagen, die Freistatt anzutasten, die sie Euch darbietet.‘

„Die Sprecherin streckte ihre Hand aus, und ein

Blick ihrer schwarzen griechischen Augen gegen Neidhart Zumsteg fügte noch etwas hinzu, eine schweigsam beredte Erläuterung ihrer seltsamen Worte. Und sie glich in Wahrheit einem Götterbild, das einem Sterblichen die rettende Hand darbot, nicht nur, um ihn zu beschirmen, sondern ihn zu sich selbst emporzuheben. Alles umher stand sprachlos, der Junker Hartmut blöd verdutzt, der Graf von Montfort mit tödlich erschreckter Miene, welche deutlich redete, daß er den Willenstrotz seiner Tochter kannte und als unbeugsam fürchtete. Doch um einen Herzschlag später flogen alle Köpfe herum, ein Mund hatte unwillkürlich einen lauten, bitterlichen Schmerzenston hervorgestoßen, und es war der des kleinen Ruderknechtes gewesen, auf den niemand mehr geachtet, obwohl er sich möglichst dicht an der Seite Neidharts gehalten. Eine Schreckbewegung hatte ihm bei dem Aufschrei den breiten Hut vom Kopf geworfen, und verwundert sahen alle über der groben männlichen Bauerntracht ein junges, feines Mädchengesicht mit kurzgeschnittenem braunem Haar ins Fackellicht auftauchen. Am staunendsten aber schaute Neidhart Zumsteg sie an und rief halb bewußtlos:

„‚Mechthild Schirlitz!‘ Und um eine Sekunde später stieß er aus: ‚Du bist's und warst es und warest hier, um mich zu retten — noch einmal —‘

„Stumm sah sie ihm auch ins Gesicht, und auf einmal war's dem jungen Ritter wie im Traum, daß er nicht hier stehe, sondern in der Tanzstube zu Isny, wo er grad eben Mechthild zur Rast geführt habe. Grad eben, nachdem er dem Vorbild des Rundtanzes gemäß ihre Lippen geküßt und auf ihre plötzliche Angst ihre Hand mit dem Gelöbnis gehalten habe, sich keiner Gefahr um einen Maiblumenstrauß für sie auszusetzen. Gerade so hatten ihre Augen ihn damals angeblickt — zum einzigenmal in jener einen Minute — und in seinem Herzen nur der eine höchste Erdenwunsch geklopft, sie noch einmal auf die märchenhaft verwandelten, in Duft und Farbe aufgeblühten Lippen küssen zu dürfen. Deshalb war er zu dem Vortänzer hinübergeeilt, doch als er zurückgekommen, seine Tänzerin spurlos aus der Stube verschwunden gewesen. Dann hatte er sie niemals so wiedergesehen — nur jetzt standen wie aus dem Boden heraufgezaubert ihre Lippen und Augen wieder ebenso vor ihm da.

„Und plötzlich stieß Neidhart Zumsteg jubelnd aus: ‚Du bist die Isis!‘, flog besinnungslos auf Mechthild Schirlitz zu, schlang den Arm um ihren Nacken und küßte ihre Lippen.

„Ungemein hurtig hatte dies sich zugetragen und die Gräfin Waltrud wortlos, als glaube sie nicht an ihre Augen, darauf geschaut. Dann aber warf sie ihre hochgeschürzte Oberlippe mit einem flüchtigen Zucken noch etwas mehr auf und sagte gleichgiltigen Tones:

„‚Wenn Ihr schon eine andere Beihilfe und Freistatt gefunden, bedürft Ihr der meinigen nicht. So erlustigt euch um meinetwillen mit ihm nach eurem Belieben, ich trete euch mein Anrecht an ihn ab.‘

„Diesen abermaligen erfreulichen Umschlag der Dinge ließen sich die Burgleute nicht zweimal zu Gehör bringen, sondern streckten, von der Furcht vor der jungen Schloßbeherrscherin befreit, eilfertigst die Arme wieder nach Neidhart Zumsteg aus, um sich einerseits in der Gunst des Junkers festzusetzen, andererseits sich auch selbst das Vergnügen eines Querbalkenverfahrens bei Fackelbeleuchtung zu sichern,

denn so ausgiebig die Zeit sonst auch an Hängen, Rädern, Vierteilen und ähnliche Maßnahmen gewöhnt war, bot dieser Fall doch den Reiz einer nicht zu unterschätzenden Neuheit und Absonderlichkeit. Allein ihre Hoffnungen sollten nochmals und zwar in allerunerwartetster Art durchkreuzt werden, da jetzt urplötzlich Mechthild Schirlitz ein lautes Halt gebot, aus ihrem Lodenwams ein Blatt hervorzog und dies unter einer Verneigung dem Grafen Hugo von Montfort mit der Ansprache darreichte:

„‚An Eure hohen Gnaden von kaiserlicher Majestät eine dringliche Botschaft durch mich auszurichten.‘

„Hochverwundert erfaßte der Graf das Pergamentstück, gewahrte dran in Wachs geprägt das große kaiserliche Sigill, sowie beim Aufrollen die eigene Handschrift des Kaisers und las vor Staunen mit lauter Stimme:

„‚Wir, Maximilian, von der Gnade Gottes und durch die Wahl der Kurfürsten deutscher König, ordnen und befehligen, daß der Ritter Neidhart Zumsteg aus der Reichsstadt Nürnberg vor unser Reichshofgericht gestellt werde, auf daß dieses in der

Anschuldigung wider ihn wegen Landfriedensbruches zu Recht erkenne. Wir ersuchen deshalben Euer Liebden und Herrn, angesichts dieses von uns der Tochter des Zunftmeisters Schirlitz in der Reichsstadt Isny vertrauten Schreibens, den benamten Ritter allsogleich und sonder Aufschub unter Geleit in die Stadt Isny zu entsenden und uns für seine Sicherheit bis an die dortigen Thore zu haften. Teilen auch ingleichem zur Schlußfügung freundwilligst mit, daß wir nicht versäumen werden, bei unserer Rückfahrt vom Reichstag zu Freiburg über den See in Eurer Liebden Schloß daselbst vorzukehren und uns verhoffentlich der Erfüllung unseres Wunsches dort zu erfreuen, mit dem wir Euer Liebden dem allezeitigen gnädigen Schutz und Beistand Gottes empfehlen.

Maximilianus Rex.'

„Es war nach der Verlesung auf dem Burghof zu Argen ganz mausestill geworden. Auch der Graf Hugo von Montfort stand ohne Laut; in seinen Zügen malten sich nur zwei Erwägungen, eine erlösende, daß der tödliche Schreck, den seine Tochter ihm eben zuvor eingeflößt hatte, wie ein Alpdruck

von ihm gefallen sei, und die zweite höchst nachdenkliche, daß der Kaiser diesmal nicht sprichwörtlich ‚weit war', sondern sich sehr in der Nähe befand und offenbar nicht ohne einige Absichtlichkeit selbst die Ehre seines großmächtigsten und allerdurchlauchtigsten Besuches angekündigt habe.

„Solche allgemeine Schweigsamkeit unterbrach einzig ein lautes, spöttisches Auflachen:

„‚So viel Kaiserworte um einen Ellenritter und eine Zunftdirne!' Und gleichgiltig gegen den weitern Verlauf des nächtlichen Vorganges schritt die Gräfin Waltrud von Montfort stolz aufgerichteten Hauptes der Schloßthür zu.

„Dieser weitere Verlauf bot aber darin etwas innerlich recht Merkwürdiges, daß kaum um eine Viertelstunde später ein halbes Dutzend der Montfortschen Waffenknechte, die anderthalb Monate lang in Busch und Feld gelauert hatten, den Asylschützling von Isny abzufangen, diesem gegenwärtig zum Geleit dienen mußten, um ihn mit sicherem Schutz in die selbige Stadt zurückzubringen. Ihm ein Pferd zu stellen hatte die kaiserliche Botschaft dem Grafen nicht auferlegt, und so that sich der verhaltene Aerger

des letztern wenigstens ein bißchen damit Genüge, daß er die beiden seiner Obhut Anbefohlenen den tüchtigen Weg zu Fuß zurücklegen ließ. Das focht indes Neidhart Zumsteg und Mechthild Schirlitz nicht im geringsten an, denn der erstere freute sich, nach dem langen Hocken im Käfig und überhaupt noch seine Beine rühren zu können, statt sie aus der Luft herunterhängen zu lassen, wie sie recht nahe davor gestanden, und das behende Mädchen hatte bereits mühsameren Weg an einem Tag von der Stadt Lindau zum Schloß Montfort und von diesem abermals zum Schloß Argen hinter sich gebracht.

„So wanderten sie, die Arme um einander verschlungen haltend, zwischen den mürrisch lautlosen Berittenen durch die Juninacht über das flache oberschwäbische Land, frohgemut und traumhaft, denn der schief und tief eingeknickte Mond schwamm jetzt wie ein verbeulter Silberleuchter über ihnen, und es gab immer noch neue Dinge für sie zu erkunden und zu berichten.

„Das hatte Neidhart wohl erfahren, wie Mechthild ihm in der Nacht von dem Tanz unter der Linde heimlich zu den alten Klostertrümmern nach-

gefolgt sei, um zu erschauen, welcherlei Bewandtnis es mit der Isis habe, von der er so oft geredet, und daß sie so der einzige hilflose Augen- und Ohrenzeuge der an ihm geübten List und seiner Davonführung durch die Montfortschen geworden. Doch warum sie ihn damals in der Tanzstube verlassen und nachher stets ein so anderes Gesicht gehabt als an jenem Abend, das vernahm er erst jetzt.

„,Denn ich hatte Euch gar gern vom ersten Tag an, ohn' ein Denken und Arg dabei. Aber als ich sah oder vielmehr in mir selber fühlte, daß Ihr noch einmal trachtetet, das nämliche zu thun, was Eure Lippen mir eben zuvor gethan, da kam's mir gar heiß und kalt, es könnt' nimmer zu gutem End' führen, wenn eines Meisters Tochter so laut und selig das Herz klopfe, das nämliche nochmals zu begehren, was ein junger Ritter und vornehmer Geschlechtssohn hehlings an ihr zu üben gedacht. Und ob's mir bitterlich fiel, schaut' ich Euch nimmer wieder an, wie's mir ums Herz war, denn es hätte sich nie vermessen, so närrisch im Traum nur zu verhoffen, wie's jetzt — glaub's immer noch kaum — doch geschehen. Aber wenn's gleich mein Leben

gegolten, mußt' ich drauf sinnen, Euch aus Not und Tod zu verhelfen, und da kam's, als ob's der Himmel selber gewollt, daß der Kaiser an uns vorüberzog. Von dem hatt' ich oftmals als Kind schon Märe vernommen, er sei gar menschlichen Gemütes gegen hoch und gering, daß man leichtlich vor ihn zu kommen vermöge, und ich hatte mir wohl gemerkt, als einer gesprochen und gedeutet, der in seiner Gefolgschaft sei der Herzog Ludwig von Bayern, dessen Namen Ihr uns genannt, daß seine Gunst Euch die Goldsporen an die Füße geheftet. So wagt' ich's durch ihn zu Lindau, doch gedacht' ich's nur fürs Aeußerste und hatte verhofft, Euch ohn' alle Beihilfe allein befreien zu können. Zuletzt war's aber doch gar wohl gethan und mit nichten zu teuer erkauft, daß ich Siegel und Namen unter der Schrift im Wams trug.'

„Das schwatzte Mechthild Schirlitz selig in die Mondnacht hinaus und war trotz ihrer noch halb ungläubigen Worte jetzt doch innerlich voll überzeugt, es sei wirklich möglich, daß eine Linnenweberstochter unter Umständen einmal die Hausfrau eines Patriziersohnes und Ritters werden könne. Es mußte

aber auch irgend ein Umstand dazu beigetragen haben, sie gewissermaßen um etwas in ihrer eigenen Achtung und Selbstbetrachtung heraufzuheben, und fröhlich ausschreitend, sprach sie weiter, daß der Kaiser ihr auch, wohl auf Fürwort des Herzogs Ludwig, zugesagt, wenn der Handel Neidharts mit dem Junker von Montfort in Wirklichkeit nicht schlimm für ihn liege, ihn zum Rat an seinem Hof zu machen, damit derselbe ihm in Dingen der Rechtsgelehrtheit oder der freien Künste zu Rat sei, wofür er gerade Bedarf haben möge. Auch das war keine üble Botschaft für den Sohn des Herrn Nikolaus Zumsteg in Nürnberg, der auf sein väterliches Erbteil Verzicht gethan; doch der Schalk saß ihm im Nacken und er fragte seine Begleiterin, warum sie eigentlich den Schrei von den Lippen gestoßen, als die Gräfin Waltrud die Hand gegen ihn ausgestreckt habe, und ob es ihr da etwa doch bang zu Mute geworden, als jene gesprochen, er gehöre ihr?

„Aber Mechthild schüttelte — wenn auch ziemlich der Wahrheit zuwider — den Kopf und versetzte:

„‚Ich wußt's ja besser, denn ich hatte Euch ja von kaiserlicher Majestät gekauft und redlich bezahlt.‘

„‚Gekauft — vom Kaiser — und bezahlt?‘ wiederholte Neidhart Zumsteg, als traue er seinen Ohren nicht und den Schritt anhaltend. ‚Womit?‘

„Da lachte Mechthild Schirlitz und antwortete, ihn zum erstenmal duzend:

„‚Du, mit einem —‘

„Sie redete indes nicht aus, sondern schlang ihm den Arm um den Hals und gab ihm den Kuß zurück, mit dem er sie auf dem Schloßhof von Argen seine Isis benannt. Und es mochte allerdings wohl etwas zur freudigen Erhöhung des Selbstgefühls der kleinen Linnenweberstochter der Stadt Isny beigesteuert haben, daß die kaiserliche Majestät des deutschen Reiches für Leben und Freiheit ihres Liebsten solche Bezahlung von ihr verlangt hatte.“

*

Bei den letzten Worten, mit denen das Manuskript Gerold Fredeheides schloß, verkündete eine kostbare Rokokopendule auf dem marmornen Kaminsims dreiviertel auf elf Uhr; die Vorlesung hatte über zwei Stunden in Anspruch genommen.

Es lag in Anbetracht dieser Zeitdauer ziemlich nahe, daß die erste Kritik über das Vernommene

sich zunächst in der mehrfachen Bemerkung kundgab: „Etwas lang für eine Novelle.“ Auch Ihre Excellenz Frau von Borke äußerte sich, zu dem jungen Autor hinantretend, hübsch lächelnd, doch mit vernehmlicher Stimme:

„Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß wir Ihnen sehr dankbar sind, lieber Herr Fredeheide, aber wenn ich meinem Urteil Ausdruck verleihen darf, so möchte ich gleichfalls dafür halten, daß die Erzählung wohl im stande sein würde, durch einige Kürzungen nicht unwesentlich an Wirkungsfähigkeit zu gewinnen.“

„Excellenz treffen immer mit kürzester Bezeichnung das Entscheidende,“ ergänzte der nahestehende wirkliche Geheimerat Waterlos, der Verfasser einer außerordentlich instruktiven, für die Direktoren höherer Schulen bestimmten Schrift: „Ueber die Aufgaben und sittlichen Zwecke der Dichtung“. „Die Kunstform der Novelle wird durch das in striktester Beschränkung produzirte Referat einer ungewöhnlichen Begebenheit — sozusagen Neuigkeit — gebildet. Als bestimmende Muster dieser — immerhin untergeordneten — Dichtungsgattung stehen uns die Meister-

leistungen des Boccaccio, der Chaucerschen Canterbury Tales, sowie in gewissem Betracht auch die Gesta Romanorum vor Augen, ohne daß wir darum immer der ethischen Grundlage derselben unsere Beipflichtung zuzuwenden vermöchten. Aber es wird keinem Zweifel unterliegen, daß, je weiter eine moderne Nachtrachtung sich von der bewunderungswürdigen Geschlossenheit dieser unübertrefflichen Vorbilder entfernt, um so mehr auch ihr Anspruch, dem Kunstgenuß der Novelle anzugehören, an Berechtigung verlieren und sie damit die Zuordnung in eine literarische Klassenwürde — man möchte sagen, die Hoffähigkeit im Tempel des Musengottes — einbüßen muß."

Die würdevoll getragene, doch sonore Bruststimme des wirklichen Geheimerats Waterlos gelangte in erheblichem Umkreis zur Vernehmung und rief ein ebenso vielfältiges als gleichgeartetes Echo anderer Meinungsaustausche wach.

„Völlig die Empfindung, die in mir selbst erregt worden, nur mit der erstaunlichen Klarheit und dem Kenntnisreichtum dieser unbedingten Autorität auf dem einschlägigen Gebiet ausgedrückt." — „Wie geistvoll der Vergleich mit der Hoffähigkeit gewählt

war!" — „Man kann unmöglich mit einem Wort einen helleren Lichtstrahl auf Form und Inhalt der Novelle werfen." — „Unter uns gesagt, liebe Geheimerätin, nicht nur lang, sondern wirklich auch etwas langweilig. Man empfindet ja das Gefühl der vortrefflichen Excellenz für den Sohn einer unglücklichen Jugendfreundin so lebhaft mit, sonst fiele es in der That nicht ganz leicht, zu begreifen, daß sie bei ihrem feinsinnigen Kunstverständnis nicht vorgezogen hat, uns von einem wirklichen künstlerischen Genius durch einige neue Variationen über ein musikalisches Thema eine bleibende Erhebung verschaffen zu lassen."

Mehr oder minder hafteten alle Blicke mit verhaltener Erwartung auf der großen zum Speisesaal hinüberführenden Flügelthür. In einer um den Hausherrn angesammelten Gruppe sprach sich Seine Excellenz von Borke aus:

„Meine geistige Richtung und die Arbeit meines Lebens haben allerdings mit solchen Fiktionen der Phantasie, die sich in keinem aktuellen Verhältnis zu etwas gegenwärtig Nutzbringendem befinden, nicht in engere Verbindung zu treten vermocht. Mit Ausnahme des Horaz, den ich überaus hochschätze —

severum prematur in annum, bemerkt er übrigens bei passender Gelegenheit — ist mein Umgang auf einen — vielleicht beklagenswert — einseitigen Verkehr mit den großen Gedankenfürsten der Literatur beschränkt gewesen. Allein mich däucht, die historische Unterlage einer derartigen Produktion enthält immerhin darin etwas gewisses Meritorisches, daß sie sich als geeigneter Gegenstand zur Anknüpfung lehrreicher und interessanter Anmerkungen besonders von seiten fachwissenschaftlicher Koryphäen darbietet."

Der Schluß des letzten Satzes besaß unverkennbar eine an den Vertreter der historischen Wissenschaft, Herrn Geheimerat Dieterici, gerichtete Aufforderung, welcher der letztere mit der Aeußerung nachkam:

„Nun ja, im allgemeinen fußen die Grundzüge der von uns angehörten Erzählung ja auf gewissen Thatsächlichkeiten der deutschen Reichsverhältnisse am Ausgang des Mittelalters. Es dürfte dem Verfasser indes schwer fallen, den Nachweis zu liefern, daß der Kaiser Maximilian auf seiner Reise zum Reichstag nach Freiburg in Lindau übernachtet hat, da hierüber noch keineswegs das Ergebnis einer aktenmäßigen Spezialforschung vorliegt. Unzweifelhaft

aber spricht sich eine historische Fälschung oder Unwissenheit darin aus, daß der Bericht den deutschen König erst nach dem Sonnenwendtag des Jahres 1498 an der Reichsstadt Isny vorüberziehen läßt, während derselbe bereits am achtzehnten Juni des genannten Jahres in Freiburg eintraf. Solche Unrichtigkeiten — um nur diese vereinzelten Beispiele heranzuziehen, die sich leicht zu Dutzenden vermehren ließen — haben gewiß etwas sehr Bedauerliches, wenn wir in Betracht nehmen, daß der bildungslose Teil des Volkes nur zu leicht seine sogenannten geschichtlichen Kenntnisse aus derartigen wissenschaftlich unlauteren Quellen entnimmt und dadurch zu einer völlig unbegründeten Auffassung der bedeutendsten Ereignisse der Vergangenheit gelangt."

Herr Geheimerat Cellarius nickte äußerst beipflichtend mit dem Kopf und fügte hinzu:

„Von meinem naturwissenschaftlichen Standpunkt, hochverehrter Herr Kollege, muß ich ergänzend das Bedauern anschließen, daß der Urheber der Novelle offenbar eine Geringschätzung der von dem Astrologen eingesammelten Heilkräuter befürwortet. Wenn auch wohl anzunehmen ist, daß dem letzteren die

Fähigkeiten gemangelt, einen wahrhaft wissenschaftlichen Gebrauch davon zu machen, so bleibt eine Schrift doch immer beklagenswert, welche dem unter der Menge leider schon so weit verbreiteten Zweifel an der Wirkung der Arzneimittel in unvorsichtiger Weise noch weitere Nahrung zuführt."

„Das Asylrecht des Mittelalters," sagte der Oberstaatsanwalt Schloninus, „bildet eine der schwierigsten historischen Rechtsfragen, die man ohne vollständigste Beherrschung des einschlägigen Materials nicht berühren kann. Wenn Herr Fredeheide diesen interessanten Gegenstand zum Objekt einer juristisch-wissenschaftlichen Monographie gemacht hätte, würde man berechtigt gewesen sein, einem derartigen Bestreben vollste Anerkennung zu zollen. Ich verhehle aber überhaupt nicht, daß es mich einerseits unangenehm berührt, ehemalige Rechtsmonumente von solcher Gewichtigkeit zum Spielzeug einer belletristischen Gaukelei herabgewürdigt zu sehen, sowie daß ich andererseits begründeten Anstand nehmen würde, in meinem Ressort einen Referendar zur Hilfeleistung zuzulassen, der sich mit solchen Facetien und Allotriis befaßt. Es mag ja sein — ich bescheide mein

Wissen auf mir fremden Gebieten durchaus — daß man zu Zeiten des Kaisers Maximilian vermittels so eigentümlicher Qualifikationen zur Stellung und Besoldung eines kaiserlichen Rates gelangen konnte, aber in unseren Tagen ist eine Möglichkeit dieser Art denn doch zum Glück nicht mehr vorhanden."

„Man könnte ja," erhob sich die sanfte Stimme des Herrn Oberkonsistorialrats Schnicke, „in erfreulicher Weise den durch den Isisglauben herbeigeführten Betrug als eine symbolische Verurteilung dieses heidnischen Götzendienstes auffassen, wenn man nur sonst den Eindruck zu gewinnen vermöchte, daß dem Autor an einer Verherrlichung der ewigen Gnadenwahrheiten des Evangeliums gelegen sei. Doch es ist meinem aufmerkenden Gehör eine Stelle nicht entgangen, die sich zwar als eine lutherische Verwerfung der Ohrenbeichte deuten ließe, falls die Segnungen der Reformation bereits zu jener Zeit über Deutschland ausgegangen gewesen wären. Da aber dies nach dem Ratschluß der Vorsehung damals noch nicht stattgefunden, läßt der in Erwähnung gezogene Passus sich nicht anders als im Licht der Geringachtung

bestehender kirchlicher Vorschriften und Heilsmittel betrachten, und es kann keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß wir darin das Kriterium einer wider die göttlichen Fundamente der christlichen Religion gerichteten Schrift erkennen müssen.“

„Eine Annahme, die gewiß nicht ohne bedauerliche Berechtigung erscheint, Herr Oberkonsistorialrat,“ stimmte Excellenz von Pottenburg mit großer Hochachtung, doch auch mit einem wohlwollenden Ton und Ausdruck der Miene zu. „Aber ich denke — in meinen Jahren fühlt man dies als Pflicht — wir wollen auch die jugendliche Unerfahrenheit des Verfassers nicht außer acht lassen, sowie daß die Lebensumstände ihn Einflüssen ausgesetzt haben, denen er sich nach der Lage der Verhältnisse in seinem Alter nicht völlig entziehen konnte. Ich hoffe, und ich bin davon überzeugt, daß seine andere edlere Natur und ich darf gewiß sagen, die eigentliche Mitgift derselben, durch die Reifungskraft der Zeit noch aufs erfreulichste zur Geltung gelangen wird. Ich genieße nicht den Vorzug, mit seiner Frau Mutter bekannt zu sein, doch ich setze keinen Zweifel in die sichere Zulässigkeit meiner Erwartung. Es sind das Irrungen einer

jungen, ausschweifenden Phantasie; mehr oder minder sind an uns alle in der Jugend einmal solche Anwandlungen herangetreten. Der Menschenkenner lächelt darüber und weiß, daß man kein zu großes Gewicht auf ein flüchtiges Verkennen der gesellschaftlichen Ordnung in solchen Jahren legen muß. Ich meine, wir sind unserem verehrten Herrn Wirt zu Dank verpflichtet, uns den Einblick in eine derartige jugendliche Anschauung verstattet zu haben, die gerade durch ihren Ursprung etwas Erheiterndes besitzt, und uns so wenig wirklich unangenehm berühren kann, als seinerzeit der Reichsgraf von Montfort sich durch das Gebaren des jungen Nürnberger Bürgersohnes verletzt gefühlt haben wird."

Excellenz von Pottenburg sprach dies mit der ruhigen Zuversicht einer in den Vorkommnissen der Welt viel erfahrenen, in festem Glauben an das Edlere in der Menschennatur beharrenden hochgestellten und überschauenden Persönlichkeit, und Seine Excellenz von Borke entgegnete lächelnd auf die letzte Aeußerung:

„Horaz ermahnt: Quidquid agis prudenter agas et respice finem! Unzweifelhaft sind wir zu solchem

Endergebnis des Genusses einer Fülle der geistvollsten und lehrreichsten kritischen Anmerkungen teilhaftig geworden und können in diesem Betracht dem Sohn der Jugendfreundin meiner lieben Frau jedenfalls ein Verdienst nicht absprechen, sondern ihm am Ende gleichfalls das tröstliche Wort mitgeben: Finis coronat opus!"

„Es ist wohl unmöglich, ein Thema mit mehr Geist abzuschließen, als Excellenz dies soeben gethan," wandte sich der Herr Ministerialkanzleichef von Schulze gegen seinen Nachbar, den Herrn Geheimerat Theuerjahr, und warf an dem silbernen Schläfenhaar desselben vorbei einen kurzen Blick nach der Flügelthür des Speisesaals hinüber.

An anderer Stelle des großen Gesellschaftsraumes beschäftigte sich eine jüngere Gruppe ebenfalls mit Bemerkungen über die vernommene Erzählung. Ein junger Husarenoffizier äußerte anerkennend:

„Mensch muß übrigens famos zu Pferd gesessen haben. Habe auch einmal auf Schleusenbrücke, die noch nicht ganz heruntergekommen war, hinübergesetzt. Versichere Sie, mein gnädiges Fräulein, thu's nicht gern zum zweitenmal."

Fräulein Gerta von Meseritz antwortete:

„Vermutlich hat Herr Fredeheide davon erfahren, Herr Baron, und Ihr Wagnis zum Vorbild für seine Novelle benützt.“

„Ah, glauben gnädiges Fräulein? Wohl möglich. Ist viel davon die Rede gewesen; gab Kameraden, die's nicht für wahr halten wollten, eh' sie's von mir selbst gehört. Wirklich famose Geschichte! Werde mir anschaffen, wenn gedruckt wird. Schade, daß Name Fredeheide auf'm Titelblatt stehen muß.“

„Gnädige Comtesse scheinen auch etwas abgespannt von der Länge der Vorlesung,“ sagte bedauerlich daneben ein junger Premierlieutenant mit äußerst kleidsamer Adjutantenschärpe über der Brust. „Wenn ich aufrichtig sprechen soll, habe ich eigentlich nicht viel davon gehört, sondern immer die Zeit beklagt, in der es mir sonst vergönnt gewesen sein würde, mich mit Comtesse in Konversation befinden zu dürfen.“

„Ich bin gern eine Zeit lang der Nötigung zum Sprechen enthoben, Herr Graf,“ erwiderte Walfrade Tannenberg.

Gerta Meseritz drehte sich lachend um:

„Mir kommt vor, als wäre ich eigentlich die einzige, die zugehört hat. Wenn ich Herrn Fredeheides habhaft werden könnte, würde ich ihm die Befürchtung abbitten, die ich vor dem uns angekündigten Genuß gehabt. Sein Neidhart Zumsteg gefällt mir und die Mechthild Schirlitz ebenso. Gottlob, daß sie sich nicht am Schluß als irgend eine Kaisers- oder wenigstens Bürgermeisterstochter entpuppt; das verleidet mir immer Kleist's Käthchen von Heilbronn. Uebrigens" — die Sprecherin wandte sich mit einer plötzlichen Erinnerung gegen ihre gräfliche Freundin — „Du warst ja in diesem Herbst am Bodensee, Walfa, und mußt wahrscheinlich das Schloß Argen und die ganze Gegend kennen. Bist Du auch nach Isny gekommen? Weißt Du wohl, daß Du eigentlich mit der Gräfin — Comtesse sagte man damals wohl noch nicht, das ist erst eine modernere Verfeinerung — mit der Gräfin Waltrud von Montfort eine gewisse Aehnlichkeit hast? Aeußerlich natürlich nur —"

Die junge Comtesse schien an lachlustige, unumwundene und übermütige Bemerkungen ihrer Freundin ziemlich gewöhnt zu sein, dieselben indes augen-

blicklich in Anbetracht des Ortes und der Umstände nicht angenehm zu empfinden. Ihre marmorweiße Stirn färbte sich von einem ganz leichten rötlichen Anflug und sie fiel etwas rascher, als sie sonst zu sprechen pflegte, in den angefangenen letzten Satz Gerta Meseritz' halblaut ein: „Ich bitte Dich um Deiner selbst willen, ein wenig Rücksicht darauf zu nehmen, daß wir uns hier nicht auf einer Waldwiese, sondern in einem Gesellschaftssaal befinden.“ Doch sie fügte, um auch auf die Aeußerungen des blonden Freifräuleins etwas Bezügliches zu erwidern, laut vernehmlich nach: „Mir hat dieser Neidhart Zumsteg nur den Eindruck erregt, den er verdient.“

„Also scheinst Du doch auch zugehört zu haben; das ist lobenswert von Dir, allerdings nach meiner Auffassung zugleich Dein eigener Vorteil. Ja, was verdient er denn? Ich denke das, was er bekommen hat, seinen kleinen, warmherzigen Schatz. Oder hättest Du ihm die hochgelehrte und schließlich bekehrte Walfa, Walfrud — Herrgott, ist das schwierig! — Waltrud gegönnt?“

Walfrade Tannenberg machte eine leise Schulterbewegung des Ueberdrusses und Gelangweiltseins.

„Ich bitte Dich nochmals, liebe Gerta — ich weiß nicht, wovon Du redest. Du irrst Dich, wenn Du meinst, daß ich so zugehört habe, wie es bei Dir der Fall gewesen zu sein scheint. Der Anfang mit der mir höchst unsympathischen und interesselosen Hauptfigur reichte für mich vollkommen aus."

„Du solltest einen Leitfaden der Literaturgeschichte schreiben," lachte Gerta Meseritz; „kürzer und deutlicher gefaßt läßt sich eine Kritik kaum ausdrücken. Freilich müßte auf dem Titel vermerkt stehen: ‚Für die höchste Aristokratie' — des Geistes natürlich — damit meine geringe Persönlichkeit nicht Gefahr liefe, ihren Verständnismangel daran bloßzustellen. Aber da ist ja — wie heißt's doch, lupus ex machina oder deus ex fabula? Du kannst ja lateinisch, Walfa —"

Die Sprecherin trat plötzlich ein paar Schritte gegen den unweit von ihnen vorübergehenden jungen Verfasser der Novelle vor und sprach ihn hurtig an:

„Autoren sollen immer gern hören, daß man Hübsches von ihnen sagt. Wenn Sie keine unrühmliche Ausnahme davon machen, Herr Fredeheide — denn ich finde das unmenschlich — so würden Sie

sich selbst und uns ein Vergnügen durch Anhören der Komplimente bereiten, in denen meine Freundin Comtesse Tannenberg und ich über Sie begriffen sind."

Gerold Fredeheide war hierhin und dorthin durch den Saal umhergegangen, hatte sich an dem Gespräch dieser und jener Gruppe beteiligt, als höre er nichts von der rund um seine Ohren schwirrenden Kritisirung seines Lesens und als gehe dieselbe ihn nicht im geringsten an. Er sah genau so sorglos, heiter und gleichmütig wie zuvor aus, nur stutzte er jetzt bei der unerwarteten Aufforderung, und sein Fuß schien einen Moment unentschlossen zu zögern. Aber dann versetzte er frohgemut aus der gleichen Tonart wie die an ihn gerichtete Ansprache:

„Wenn Euterpe einen armen Thespiskärrner unter ihren Wegschutz nimmt, darf er es wohl wagen, sich ihrem gnädigen Beistand auch vor strengerem Richtstuhl anzuvertrauen."

„O weh!" lachte Gerta Meseritz; „auch in den Uhlandschen Dichterwald scheint's, darf man keine Komplimente rufen, wenn man sie nicht wieder herausschallen hören will."

„Ruft man denn im Wald mit anderer Absicht,

als um ein Echo ausfindig zu machen?“ erwiderte Gerold Fredeheide in einem naiv fragenden Ton. Doch drehte er sich gleichzeitig gegen Walfrade Tannenberg und setzte hinzu: „Ich bin meiner schwachen novellistischen Erfindung sehr dankbar dafür, Comtesse, daß sie sich auch Ihrer Anteilnahme erfreuen gedurft.“

Die Angeredete hatte sich bei der ersten Aeußerung Gertas umgewendet und dem Herantretenden den Rücken zugekehrt. Sie schien die Absicht zu haben, die jetzt an sie gerichteten Worte zu überhören; die gesellschaftliche Rücksicht gewann indes offenbar doch über die letztere bei ihr die Oberhand, denn sie drehte sich um und entgegnete:

„Mich däucht es in der That zu bescheiden, wenn Sie von einer schwachen Erfindung sprechen. Man sagt, daß die Schriftsteller in den Helden ihrer Geschichten nicht selten ein Selbstporträt von sich zu entwerfen geneigt sind, oder dies unwissentlich thun.“

„O,“ stieß Gerta Meseritz aus, „das wäre wieder ein Kompliment, wenn“ — sie verschluckte die Fortsetzung „es keine Grobheit wäre“ in sich hinein. „Aber es ist etwas Richtiges daran, ich glaube, daß

ich den geistigen Vater Herrn Neidhart Zumstegs auch lieber zum poetischen als zum juristischen Berater wählen würde. Uebrigens verabscheue ich als Gerichtspräsidententochter alle Rechtsverdreherei."

Gerold Fredeheide entgegnete artig mit leichter, zustimmender Kopfneigung:

„Sicherlich, Comtesse; wer es unternimmt, Menschen zu schildern, zumal bei einem ersten Versuch, wird auch unbewußt leicht darauf verfallen, nach seiner eigenen Natur darzustellen."

„Oder nach der Einbildung," gab Walfrade Tannenberg zurück, „falls er eine Heldin zu schildern sucht, die er wohl aus seiner eigenen Natur nicht zu kennen im stande ist."

Der literarische Diskurs, in welchem die junge Gräfin zu brauenaufziehendem Erstaunen der umher befindlichen Offiziere so eingehende Kenntnisse und Beurteilung der Grenzen des Produktionsvermögens entwickelte, ward durch die Dazwischenkunft Ihrer Excellenz, der Frau von Borke und des Fräuleins Martina von Borke unterbrochen. Beide suchten Gerold Fredeheide, die letztere mit einem silbernen Tablet, einer darauf stehenden Zuckerschale und einem

halbgefüllten Wasserglase, um als Tochter des Hauses den Gast nach der Vorlesung mit einer Erfrischung zu erquicken. Sie sagte:

„Bitte, bitte, es ist meine Pflicht, darauf zu bestehen. Ihr Hals muß ganz trocken sein, Sie haben Ihre Stimme so sehr lange angestrengt.“

Gerta Meseritz trällerte etwas seitab halblaut zwischen den Lippen:

„Neidhart Zumsteg war mehr für guten Traubensaft vom Rhein und Veltlin.“

Der junge Referendar kam der Aufforderung dankbar nach. Er faßte ein Stückchen Zucker zwischen den Löffelchen der goldenen Zange, ließ es in das Wasser fallen und antwortete verbindlich:

„Ich bin überzeugt, gnädiges Fräulein, daß der Trunk demjenigen aus der Hippokrene an Köstlichkeit nicht nachsteht. Es ist freilich ebenfalls schon sehr lange her, daß man sie so hieß; sie führt heut den Namen die ‚Kalte Quelle‘.“

„Es sollen himmelblaue Gänseblümchen um sie herum wachsen,“ murmelte Fräulein Gerta von Meseritz.

Ihre Excellenz griff wehmütig die zweimal ver-

klungenen Worte „sehr lange“ auf. „Ach ja, wie lange ist es auch schon, daß ich Ihre liebe Frau Mutter nicht mehr gesehen habe. Ich sehnte mich oft darnach, und da ihr Bild mir durch Ihren Anblick so lebhaft vor die Augen zurückgerufen wird, erwacht dies Gefühl naturgemäß noch verstärkter in mir.“

„Excellenz werden wohl durch die Länge der Jahre ein wenig beirrt, denn ich sehe ganz meinem Vater ähnlich. Man sagt, ich könne es innerlich kaum mehr sein als äußerlich.“

„Nun ja, ich vermag darüber nicht zu urteilen, da mir dafür aller Anhalt gebricht. Es pflegen sich allerdings ja auch Ueberkommenschaften vom Vater durch Vererbung einzumischen, und ich will durchaus nicht bestreiten, daß dies im gegebenen Falle nicht unbedeutend zutreffen wird. Aber Sie werden von meinen Augen nicht verlangen, daß sie ableugnen, in Ihrem Gesicht auch mir sehr liebe und vertraute Züge aus meiner Jugendzeit wieder zu finden.“

Gerold Fredeheide lächelte überaus artig und erwiderte beipflichtend:

„Dann muß ich einem besonderen Naturspiel

dankbar sein, Excellenz, das mir auch mit meiner Stiefmutter Aehnlichkeit verliehen hat."

„Mit Ihrer Stiefmutter — inwiefern —?"

Ihre Excellenz brachte es vor ungläubiger Ueberraschung kaum heraus; Gerta Meseritz ward von einem plötzlichen krampfartigen Hustenanfall betroffen, daß sie sich umdrehen und ihr Spitzentuch fest gegen den Mund drücken mußte, während der junge Referendar mit heiterster Miene entgegnete:

„Mein Vater war schon einmal zuvor verheiratet, Excellenz, und ich bin ein Sohn aus dieser ersten Ehe."

„Aber mein Gott — ich bin nur sehr erstaunt — davon hat Ihre — Ihre Frau Stiefmutter mir in ihrem Briefe gar keine Mitteilung gemacht, so daß ich bestimmt glauben mußte — ich meine, mich über Ihre Aehnlichkeit derartig äußern mußte —"

„Ich befand mich noch im ersten Altersjahr, Excellenz, als mein Vater sich wieder, ich glaube eben wesentlich um deswillen, verheiratete, und meine neue Stiefmutter nahm sich meiner mit so vieler Sorglichkeit an, daß sie mich völlig wie ihr eigenes Kind betrachtete. Die Länge der Jahre hat sie daran

noch mehr gewöhnt, daß sie der Wirklichkeit überhaupt wohl nur selten mehr eingedenk ist und deshalb gar nicht daran gedacht hat, dieses geringfügigen Umstandes in ihrem Schreiben Erwähnung zu thun. Er ist auch in der That vollkommen bedeutungslos, da ich sie ganz wie meine wirkliche Mutter liebe und verehre.“

„Ah, sehr — ein sehr liebenswürdiger Zug von Ihrer Frau Stiefmutter —“

Ihre Excellenz wurde von einer plötzlichen Hausfrauensorge überkommen, sie drehte sich zu ihrer Tochter herum und fügte rasch bei:

„Liebe Martina — ich glaube, es hat bereits elf Uhr geschlagen — ob wir unsere lieben Gäste nicht bitten können, zu Tische zu gehen?“

Die Fragestellerin und die Befragte entfernten sich zusammen, um bei einem der herumstehenden Livreenbedienten Erkundigung einzuziehen; an ihrer Stelle trat der Graf Günther von Tannenberg, der sich schon seit einer Weile, der letzten Konversation zuhörend, in der Nähe befunden, auf den jungen Referendar zu und sprach diesen, etwas steif reservirt, doch mit einem unverkennbaren Tone des Wohlgefallens an:

„Ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Sie zu begrüßen, Herr Fredeheide; es freut mich, Sie hier wieder zu treffen. Unser gemeinsamer Aufenthaltsort vor einigen Wochen am Bodensee hat Ihnen den Stoff zu einer hübschen Verwertung geliefert. Ich will mir unter den zahlreichen hier anwesenden gelehrten Kapazitäten kein irgendwie ins Gewicht fallendes Urteil anmaßen, denn ich bringe nur eine einfache ländliche Auffassung dafür mit. Aber ich habe Ihre Erzählung mit Vergnügen angehört, sie zeugt, däucht mich, von gesundem Verstand und von einem richtigen Gefühl für die dargestellten Verhältnisse. Ich schätze das von Ihnen in dem Meister Schirlitz geschilderte tüchtige Bürgertum durchaus, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, und es berührt angenehm, den Nürnberger Kaufmannssohn schließlich nicht von einer thörichten Verkennung seiner Stellung verleitet zu sehen. Das ist, meines Erachtens, ebenso zutreffend im Geiste der Zeit aufgefaßt als von löblicher Tendenz für einen heutigen Hörer- oder Leserkreis. Besonders aber haben die vortrefflich gewählten guten alten Namen Ihrer Novelle meinen Beifall gefunden. Rüdiger, Neidhart, Hartmut,

gleicherweise Waltrud, Mechthild, das kommt einem wie ein frischer Luftzug in unseren Tagen entgegen. Es nahm mich gleich für Sie ein, als ich hörte, daß Sie den Namen Gerold führten —“

Graf Tannenberg ward unterbrochen, denn der vielerwartete Augenblick trat ein. Zwei Lakaien öffneten gleichzeitig die hohen Flügelthüren des Speisesaals und man gewahrte in diesem das Aufsatz- und Kristallgeflimmer einer langen, von kleineren gedeckten Nebentischen umkreisten Haupttafel. Der Graf wandte suchend die Augen umher:

„Ah, es scheint Zeit und ist's eigentlich auch — ich habe die Excellenz von Pottenburg — wenn ich Ihnen nicht wieder begegnen sollte, Herr Fredeheide, es wird mir angenehm sein, falls Sie im Sommer einmal nach Schlesien kommen, Sie auf meinem Gute vorsprechen zu sehen.“

Mit einer vornehmen, doch wohlwollenden Verabschiedungsbewegung entfernte der Sprecher sich, um die Dame, die ihm zur Tafel zu führen oblag, aufzufinden, und wie Gerold Fredeheide sich umblickte, stand er beinahe völlig allein. Nur das Freifräulein

Gerta von Meseritz hatte ihren Platz ein paar Schritte weit zur Rechten noch inne und blätterte in einem Album, sonst war alles, was zuvor hier eine Gruppe gebildet, nach dem Weggang Ihrer Excellenz, der Frau des Hauses, gleichfalls nach verschiedenen Richtungen auseinander geschwunden. Walfrade Tannenberg promenirte in Begleitung des jungen Husarenoffiziers, welcher beteuerte:

„War famos ausgedrückt, gnädige Comtesse — hätt's nicht besser zu sagen gewußt — daß Verfasser von angehörter Novelle — meine, ganz abgesehen von eben erst Erfahrenem — gar nicht im stande, wirkliche Heldin zu schildern. Kleines Bürgermädchen vielleicht ganz gut — kenne das zu wenig — aber haben gesehen, wirkliche Heldin, Comtesse von Montfort, gar nicht im stande. Wie sollte auch? Gnädige Comtesse schlagend bemerkt, keine Kenntnis der Natur dazu. Möchte sagen, müßte von Stande sein, um im stande zu sein. Ah, ist mir echappirt, boshaftes Wortspiel, bitte Comtesse, keinen weitern Gebrauch davon zu machen. Würde außerordentlich gern zugleich auch um die Ehre bitten, Comtesse als Dame zum Souper engagiren zu dürfen."

Walfrade Tannenberg legte etwas automatenhaft und kaum fühlbar die Hand auf den Arm ihres Kavaliers und blieb wartend mit ihm stehen, bis die vielfachen hochgestellten älteren Persönlichkeiten mit ihren Begleiterinnen den Vortritt in den Speisesaal genommen. Auf die Stelle, wo der junge Referendar vereinsamt stand, kam jetzt Fräulein Irma von Schönborn zugeschritten, doch Gerta Meseritz trat ihr mit tiefernstem Gesicht entgegen und fragte:

„Wohin wollen Sie?"

„Ich möchte Herrn Fredeheide um etwas befragen —"

Gerta Meseritz dämpfte ihre Stimme zu einem Geflüster herab:

„Wissen Sie denn nicht, liebe Irma?"

„Was nicht?"

„Daß er nicht der Sohn einer Gräfin ist — wie soll ich mich ausdrücken — gar nicht hieher paßt."

„Mein Gott — aber Excellenz sagten doch —"

„Ein schmerzlicher Irrtum. Ich versichere Ihnen, es ist kein Tropfen adeligen Blutes in ihm."

Gerta Meseritz sagte das letzte mit noch tieferer

Ernsthaftigkeit als zuvor, doch zugleich mit einem Ausdruck, der sich der Verdienstlichkeit einer rechtzeitigen Warnung vollbewußt ist. Ueber das Gesicht Fräulein Irmas von Schönborn war ein deutlich wahrnehmbarer Schreck gefallen, sie antwortete rasch:

„Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar — man muß sich wohl etwas beeilen, die Herren engagiren zu Tisch.“

Sie ging eilfertig weiter; es dauerte mehrere Minuten, ehe die Paare sich überall zusammengefunden und dem allgemeinen Wanderzuge angeschlossen hatten. Dann aber standen unfraglich in einem verlassenen Teil des Saals Gerold Fredeheide und Gerta Meseritz unweit von einander allein oder zu zwei'n, und die letztere sagte, aufblickend:

„Es scheint, die vordersten Kamele der Karawane sind schon in der Oase eingetroffen und wir beiden allein noch in der Wüste. Ist Ihnen etwa der Appetit vergangen, Herr poeta laureatus?“

Der Angesprochene entgegnete lächelnd:

„Mich däucht, daß ich dieselbe Frage stellen könnte.“

Doch Gerta Meseritz schüttelte den Kopf. „Nein,

ich lasse ihn mir nie verderben. Hunger habe ich schon, aber keinen Führer, und ohne Schutz solchen Weg anzutreten, bin ich zu zaghaft."

Nun bot er ihr seinen Arm:

„Wenn ich Ihnen — faute de mieux — den meinigen anbieten darf —"

„Unter der Bedingung, daß Sie mich bei Tische gut unterhalten wollen."

„Wenn das in meinen Kräften steht."

„Ach, ich bin genügsam, auch faute de mieux. Sie brauchen nichts zu thun, als mir ein bißchen zu erzählen. Zum Beispiel, weshalb Sie sich von Ihrer Frau Stiefmama ein Empfehlungsschreiben hieher erbeten haben und was Sie bewogen hat, uns das Glück zu vergönnen, heut abend Ihre Novelle anhören zu dürfen."

Ihre blauen Augen hoben sich mit der etwas verdächtigen Treuherzigkeit, die in ihnen liegen konnte, zu ihm auf, und die seinigen begegneten ihnen mit einem lachend heitern Ausdruck der Verwunderung, zu dem er entgegnete:

„In der Hoffnung, daß mir dadurch das Glück vergönnt werde, welches ich augenblicklich genieße."

„Ach, wie hübsch von Ihnen, zumal da Sie bis heute von mir so wenig wußten, wie ich von — sagen wir von der Isis. Ich hatte schon gefürchtet, Sie würden antworten: aus Autoreneitelkeit, um sich die Lorbeerspenden der besten Gesellschaft um die Stirn zu flechten. Aber wenn Sie es nur um meinetwillen gethan haben, bin ich völlig zufrieden und vertraue mich Ihnen dankbar für den Aufenthalt in der Oase an."

Sie waren als Beschließer in den Speisesaal nachgelangt und nahmen ohne viel Wahl neben der Thür ein paar leere Plätze an einem der kleinen Seitentische ein. Doch Gerta Meseritz stand nochmals auf — es war rundum noch mancherlei nach Sitzen suchendes Gedränge — und sie ward in diesem der Comtesse Walfrade Tannenberg habhaft, zog dieselbe kurz in einen Winkel und flüsterte ihr hastig ins Ohr:

„Denk' Dir, der Neidhart Zumsteg hat die Unverfrorenheit gehabt, mich, das Freifräulein von Meseritz zu Tisch zu engagiren. Und dabei bin ich überzeugt, seine ganze Novelle bezweckte nichts anderes, als sich über die gesamte hochvornehme Gesellschaft hier lustig zu machen, daß eine Mechthild Schirlitz

ihm lieber sei als alle Grafen und Gräfinnen von Montfort miteinander. Und obendrein hat Dein Vater ihn in unbegreiflicher Verblendung eingeladen, im Sommer doch einmal nach Tannenberg zu kommen. Wenn das aber geschieht, Walfa, da mache ich Dir es zur Pflicht, mir augenblicklich zu telegraphiren, damit ich mich auch einfinde und diesem p. p. Fredeheide einmal deutlich klarstelle, was es heißt, solche Geschichte zu erfinden, hier vorzulesen und dabei nur der Stiefsohn einer Gräfin zu sein."

Gerta Meseritz kam hurtig zurück, ließ sich wieder neben Gerold Fredeheide nieder, blies einmal auf die in einer kostbaren Sèvrestasse vor ihr dampfende Bouillon und lachte:

„Ich habe meine Freundin nur gewarnt, daß die Suppe heiß sei und sie sich nicht die Lippen daran verbrenne; man muß immer menschenfreundlich sein und nicht allein an sich selbst denken, wie Ihr garstiger Lutenesel. Heißt Ihr Herr Vater vielleicht auch Nikolaus?"

Der galante Kavalier Walfrade Tannenbergs aber sagte gleichzeitig drüben:

„Etwas heiß hier von den vielen Kerzen,

Gnädiger Comtesse doch nicht zu schwül, sehen ein wenig echauffirt aus. Vielleicht andern Platz, mehr an der Thür wählen?“

Die Befragte schüttelte jedoch ihren in der That etwas rot gewordenen Kopf, und er fügte, der momentanen Richtung ihrer Augen nachfolgend, hinzu:

„Ah, begreife, daß gnädiger Comtesse dort nicht angenehm wäre. Bedaure aufrichtig, gnädiges Fräulein von Meseritz. Ist mir aber doch unbegreiflich. Wenn ein bißchen Feinfühligkeit besessen, wäre doch nach unangenehmer Affaire nach Haus gegangen. Aber nicht im stande, wie Comtesse sich famos ausgedrückt haben. Sonderbar! Kann sich unsereins freilich nicht hineinversetzen.“



Zweites Kapitel.

Ihrer Hochgeboren, der Comtesse Walfrade von Tannenberg auf Tannenberg am Tannenberg!

„Liebe Walfa, Base und Cousine!

„Wenn das nicht genug an Nadelholz (Coniferen meine ich) ist, so laß Dir noch ein paar Föhrenstämme dazu in den Kamin legen, damit Du keinen Kiefernkrampf vor Kälte bekommst, und trägst Du Verlangen nach Lärchengesang, so wird der alte, treuherzige Schmolk Dir den gewiß auch aus dem Wald in den Ofen besorgen. Eiben und Arven hast Du ja unterm Fenster, und so steht Dein Lebensbaum nach Wunsch in vollster winterlicher Herrlichkeit. Wenn ich malen könnte, würde ich Dich als Cypresse über einem Schneehügel aufgefaßt porträtiren.

„Ich aber bin nach Deinem Fortgang ein armer entblätterter Laubbusch — von welcher Sorte, weiß ich nicht, nach meinem Namen vielleicht aus der Gattung, die erst die Haselgerten und nachher das Nußgeknack liefert — jedenfalls eine trübselige Erscheinung unter all den Kameelien (wenn das falsch geschrieben sein sollte, verzeih es meiner botanischen Unbildung), die hier in den Gewächshäusern des täglichen Lebensgenusses allabendlich als Haarnadeln und Busenschleifen um mich herumblühen: das blonde Kameel mit weißem Gelock — das kommt von dem unvernünftig schnellen Schreiben, ich meine, das blonde Gelock mit weißer Kameelie und das rabenschwarze mit rosenroter, und alle statt mit ordinärem Wasser mit Jockeyklub besprengt, daß sie duften, als wären sie eben an einer Rennbahn frisch aufgewachsen. Dann kommt noch Eßbouquet dazu, und dazwischen sitze ich denn wie ein ungeschliffenes Fläschchen Sodawasser, das 'mal, wenn einer ihm ungeschickt am Draht herumdreht, ‚Pschsch!' macht, dann mausestill bleibt, nach nichts riecht und auch nach niemandes Geschmack ist.

„Was zum — Tannenberg, wollen wir sagen —

konnte denn Dich eigentlich zu der Selbstkasteiung veranlassen, unserem weltberühmten Wintergarten noch vor der Saisonblüte den Rücken zu kehren und Dich in Deine Schneehütte einzugraben? Wie zum — sagen wir, Teutoburger Wald — kann man denn als ein feinfühlendes und nicht gemeindenkendes oberstes Erdengeschöpf anderswo als hier mit uns, unter uns, um uns und durch uns leben? Man beklagt Dich allgemein, wie in jeglicher Separatkonversation, und insofern hast Du Dir ein außerordentliches Verdienst erworben, da Deine Abwesenheit mehr zur Unterhaltung beiträgt, als Deine Gegenwart es thun könnte. (Das ist übrigens ohne alle Anzüglichkeit gemeint und auch ganz natürlich, weil der Mensch Dinge — auch Personen — die ihm aus den Augen geraten sind, immer durch ein Vergrößerungsglas seiner Sehnsucht nach ihnen sieht). Meine Teilnahme für Deine gesellschaftliche Reputation hat mir eingegeben, Dein Verschwinden dahin zu erläutern, daß Du durch Gesundheitsrücksichten genötigt worden, den Winter in der Stille auf eurem Gut zuzubringen. ‚Ah, gnädige Comtesse wirklich schmerzlich zu bedauern,‘ sagte Herr von Klingspor, innerlichst von

meiner Mitteilung erschüttert. ‚Kann sich unsereins gar nicht vorstellen, wie im stande sein soll, Leben anderswo zu ertragen. Habe Ehre gehabt, wirklich außerordentlich schönen Abend mit gnädiger Comtesse zu verleben; unvergeßlich! Merkte freilich damals schon, daß Comtesse sich nicht völlig so befand, wie's mir unendlich erwünscht gewesen wär'. Schien manchmal nicht ganz zu hören, was ich sagte, habe gleich meine Besorgnis über große Hitze im Saal ausgesprochen. Konnt' indes kaum Wunder nehmen, war an dem Abend auch Affaire, etwas ennuyant — möchte sagen echauffant — möchte sagen fatiguant für feine Konstitution. Bitte gnädiges Fräulein, gnädige Comtesse, Hoffnung von mir auszusprechen, daß bald wieder im stande sein werde, uns in stand zu setzen, aus allerschmerzlichstem Bedauern wieder zu allerhöchster Glückseligkeit zu gelangen.‘ Du siehst also — ich habe Dir diese geist- und gemütvolle Aeußerung deshalb wörtlich wiedergegeben — daß ich mein Beklagen und meine Auffassung Deiner Abwesenheit mit den Besten teile, und daß Herrn von Klingspors Zeugnis mich zum Glück obendrein der Notwendigkeit überhebt, vor mir selbst als —

wie sagt man's nett? — als eine Verbreiterin nicht ganz beglaubigter Thatsachen dastehen zu müssen. Freilich, wenn's nicht anders gegangen wäre, hätte ich auch ein bißchen für Deine Ehrenrettung gelogen. Das ist eine Freundschaft wie zwischen — warum zieht man eigentlich für ein solches Verhältnis immer nur männliche Beispiele, David und Jonathan, oder Orest und Pylades, Castor und Pollux, an? Man soll künftig auch sagen, wie zwischen Walfa und Gerta — also das ist unsere Freundschaft sich schuldig, zumal da ich überzeugt bin, daß die meisten Leute unserer Bekanntschaft, die gar nicht einmal intim befreundet sind, sich täglich wechselseitig diesen Liebesdienst erweisen. Aber leider — und nicht zum Glück, wie ich oben übereilt schrieb — kommt es mir vor, als ob ich in der That gar nicht so entsetzlich um das — das wievielte Gebot ist's denn? — herumgegangen sei. Wahrhaftig, wie ich, um mich zu unterrichten, die Blätter von meinem kleinen Katechismus wieder zusammensuche (er ist nämlich von meiner Schulzeit her etwas aus dem Leim gegangen und stellenweise ein bißchen defekt geworden), da steht gar kein Gebot: ‚Du sollst nicht lügen!‘ darin, sondern

nur eine ‚Erklärung‘ für weniger Einsichtsvolle: ‚Du sollst nicht falsch Zeugnis leisten wider Deinen Nächsten!‘ O pfui, davon nur zu reden! Das glaube ich, ist noch nie in der guten Gesellschaft auf der ganzen Erde vorgekommen, und ich habe es gewiß auch nicht gegen Herrn von Klingspor gethan, denn Du machtest mir wirklich in den letzten Tagen vor Deiner Fortreise den Eindruck, liebes Herz, ein wenig reizbar zu sein. Ich konsultirte deshalb bei einer unvergleichlich anregenden und anmutigen abendlichen Zusammenkunft im Hause des Herrn Ministerialkanzleichefs von Schulze in Deinem Interesse den Herrn Geheimerat Cellarius. Du weißt, er ist, obwohl er unbegreiflicherweise noch nicht geadelt worden, doch die erste Autorität auf medizinischem Gebiet, und er gab mir als Merkmale des Hauptübels unserer Zeit, der Nervosität, die Anzeichen an, die ich mehrfach an Dir wahrgenommen. Entschuldige — doch bei derartigen Mißständen nützt ja allein ein aufrichtiges Aussprechen — es waren: Neigung zur Uebellaunigkeit, eine Unbefriedigung überhaupt, manchmal ein Auffahren ohne Grund, das sich als Unhöflichkeit, als Hochmut, als Lust, jemand zu

mißachten und zu verletzen — ich sage nicht äußert — aber deuten ließe. Als ich den Herrn Geheimerat darüber befragte, was sich dagegen gebrauchen lasse, antwortete er: ‚Eine gründliche Kur, gnädiges Fräulein.‘ Und wie ich weiter forschte, von welcher Beschaffenheit, erläuterte er: ‚Am besten Kaltwasser, gnädiges Fräulein.‘ Nun, ich denke, da wird euer Schnee dann wohl hilfreich an die Stelle treten können.

„Ich bin nie so rücksichtslos gegen unsere Hauptstadt verfahren, die Verpflichtungen meiner Nebenpersönlichkeit in ihr nur für einen Wintertag zu vernachlässigen, aber unter Beihilfe von etwas mehr oder weniger berechtigter Phantasie kann ich mir hübsch lebendig vorstellen, wie es gegenwärtig in dem besagten Schnee bei euch aussieht. Zuerst einmal rundum alles so weiß wie der Hals Ihrer Excellenz von Borke, wenn sie ihn für eine Assemblee von über fünfzig Personen dekolletirt trägt, und auf jedem Pfahl, Stein, Sims, Dach liegt die kostbarste Wäsche ausgebreitet, genau wie das Spitzentuch, das Ihre Excellenz von Pottenburg von der höchstseligen Großmutter ihres regierenden durchlauchtigsten Landes-

vaters zur Konfirmation bekommen hat. Alles tadellos excellent! Die Baumspitzen im Park steigen von diesem glänzenden Untergrund auf wie die Haare, welche der Geheimerat Theuerjahr sich aus der Nackenregion zum Stirnthron seiner Gedanken herüber beordert, und die Bergwand hinter eurem Schloß sieht gerade aus, als wär' sie eine eben aus der Kommode herausgeholte, frischgestärkte Kinnkrawatte des wirklichen Geheimerats Waterlos. Dann ist noch der Fluß da, hier und dort ein bißchen zugefroren und mit einer fahlen Decke überzogen, unter der es sanft gluckt, wie wenn der Oberkonsistorialrat Schnicke drunter eine erbauliche Ansprache hielte und die Zuhörerinnen ihre Rührung als innerliche Thränen herunterschluckten. An der Dachtraufe vor Deinem Eckturmfenster hängt ein langer Eiszapfen herunter, so dick wie die Oberarme des ‚blauen Hauskreuzchens‘ und so kristallklar, glanzvoll leuchtend und gletscherfrostig anzufassen, wie — na, wie manchmal irgend jemand. Zum Schluß sitzt auf dem verschneiten Springbrunnenrohr drunten noch ein Spatz, der, um sich warm zu machen, den Kopf hierhin und dahin dreht, piepst, mit den Füßen

herumscharrt, mit den Flügeln herumflattert, mit dem Schnabel herumschnattert, und Du siehst ihm — unter dem Eiszapfen durch — zu und denkst: Der hat eigentlich manche Aehnlichkeit mit meiner lieben Cousine Gerta Meseritz.

„Brrr — wie die Krähen drübenher vom Wald in der Dämmerung über das große weiße Bettlaken vom Wind hin und her gezerrt werden! Mir flögen sie wie lauter schwarze Grabesgedanken über einem Leichentuch durch den Kopf. Aber ich bin ja auch nur ein Rohrsperling und keine Eule der Minerva. Selbstverständlich ohne andere Bezugnahme als auf die Weisheit oder Weißheit, soweit es sich um eine Schneeeule handelt.

„Drinnen indes in Deiner ‚Kemenate‘ — das hab' ich aus dem ‚Asylrecht‘ gelernt — ist's desto wärmer und anmutender. Da stehen lauter Tröster der Menschheit in Reih und Glied aufgestellt, um gegen jeden etwa hereinwehenden profanen oder gewöhnlichen Gedanken ein Carré um Dich herum zu bilden. Geschichtliche, philosophische, lateinische — ich weiß gar nicht, wie viel solche Wissenschaften es gibt — jedenfalls ausschließlich ehrwürdige alte

Tröster, denn Du hast zu meiner Beruhigung immer streng darauf gehalten, daß jeder wenigstens einen Stammbaum von ein paar Jahrhunderten nachweisen muß. Es ist wirklich merkwürdig, wie verschieden menschliche Begabungen ausfallen. Weißt Du noch, in dem ersten Sommer, den ich bei euch auf Tannenberg zubrachte, wie Du nie eine von den Unterrichtsstunden versäumtest, die der Hofmeister Deinem Bruder Egenolf gab, und Du besser als er lateinisch konversiren lerntest, wie Ciceros Tochter, glaub' ich, sagt man, oder war er nicht verheiratet? Ich profitirte keine Silbe davon; freilich war ich nie mit dabei, sondern fing während dessen Käfer und Schmetterlinge im Park. Aber mit einem bißchen Anlage hätt' ich's doch auch weiter bringen müssen.

„Nun seh' ich Dich, ganz in den höchsten geistigen Genuß eingetaucht, an Deinem Tisch bei der rotverschleierten Lampe sitzen und lesen, und Du bist wirklich — nein, es paßt kein Wort so wenig auf Dich, als ‚allerliebst'. Das hängt offenbar sprachlich mit Liebe zusammen, und alle müssen Dich bewundern, beneiden, wenn sie's können, besingen oder malen — oder sich in Dich verlieben? Nein! Ich

bin allerdings kein Mann und verstehe überhaupt von der Sache nicht viel. Doch ich denke mir einen Schneemann, so daß er gar nicht vom schönsten Marmor zu unterscheiden wär', mit Haaren vom allerältesten Ebenholz und Augen von funkelnd geschliffener Lava — dabei wäre er innerlich so gelehrt, wie fünfundzwanzig der allerbeglückendsten Pergamentbände miteinander — sollte ich, Gerta Meseritz, mich in den verlieben? Das würdest Du von mir wahrhaftig selbst nicht verlangen.

„Du bist zu tadellos erzogen, um auch nur ganz allein auf Deinem Zimmer Deinen Lippen eine unhöfliche Anwandlung über die Langeweile, die mein Geschreibsel Dir macht, zu verstatten, aber — ich bin sieben Tage älter als Du und kann mir deshalb wohl etwas mütterliche Autorität anmaßen — geh zu Bett, mein Kind! Die Tannenbergschen Urgroßväter und Urgroßmütter auf dem großen Flurplatz vor Deiner Thür gähnen auch; es macht müde, so lange tot zu sein und doch immer noch so untadelhaft in Dinertoilette paradiren zu müssen. Deine tröstlichen Freunde haben gleichfalls ein bißchen Begrabenes an sich — puh, wie der Nachtwind da

durch eure alten dunklen Korridore streift, als wolle er all den gemalten Gesichtern ein Lied aufgeigen, das er ihnen ehemals um lebendige Ohren vorgespielt. Gruselt's Dir nie ein klein wenig zwischen der Gesellschaft? Freilich, ich vergesse, man muß dazu wohl etwas in sich spüren, was die Eigenschaft besitzt, kalt überlaufen werden zu können.

„Ich bin sehr damit ausgerüstet und hege große Abneigung dagegen, in der Kälte und im Halbdunkel zu sitzen. Darum will ich in die helle Stube zum warmen Thee hinuntergehen, denn mir ist's, als hätt's bei Dir ein bißchen kühl gezogen, liebes Herz. Herr Fredeheide wird auch gleich kommen; er hat einen Besuch bei uns gemacht, und mein Vater ladet ihn öfter ein, in der Hoffnung, durch anspornende Einwirkung ihn doch noch zu einem nützlichen Mitglied der juristischen Fakultät heranfördern zu können. Ich hoffe in dieser Richtung gar nicht mehr, denn ich bin dahinter gelangt, daß er leibhaftig der Neidhart Zumsteg aus seiner Novelle ist; — gerade so, wie der einmal von sich selber aussagt, er wisse vorderhand selber noch nicht, nach welchem Ziel sein Weg trachte, hoffe es indes einmal durch eine

Erleuchtung vom Himmel zu erfahren. Er beträgt sich ja so weit äußerlich ganz gebildet und ist in seiner Ausdrucksweise immer so höflich, als könnte er wirklich der Sohn einer beklagenswert verheirateten Gräfin sein. Aber wer ein bißchen Feingefühl besitzt, merkt bei jedem Wort von ihm, daß er absolut nicht in die gute Gesellschaft gehört, denn es bekümmert ihn nicht im geringsten, wie andere, und selbst die höchstgestelltesten und hochgeborensten Leute über eine Sache denken, sondern er spricht jedesmal seine eigene Meinung so gleichmütig aus, als ob er prinzliches Blut in sich hätte und ihm das ganz selbstverständlich von höherer oder vielmehr höchster Naturmitgift zugemessen sei. Dabei ist sein Gesicht immer gleich heiter und unbefangen, wie wenn er selbst nichts von seinen Verstößen gegen alle feinen Sitten ahnte. Er ist wirklich ein unausstehlicher Mensch — Du hattest ganz recht — und ich begreife meinen Vater gar nicht. Wenn ich um vierhundert Jahre jünger wäre und Mechthild Schirlitz hieße, glaub' ich, könnte ich mich in ihn verlieben. Doch dies als tiefstes Geheimnis unter uns, liebe Base — das unfeine Wort stammt natürlich auch von

ihm und fließt mir in die Feder, weil ich eben von ihm schreibe; es sieht ihm ganz ähnlich, das wahrhaft Vornehme in der Bezeichnung Cousine nicht zu begreifen und mit seinem unmotivirten Lächeln zu meinen, es sei noch geschmackvoller, wenn wir überhaupt gar nicht deutsch, sondern nur französisch sprächen. Das ist dann natürlich Wasser auf Deines Vaters altdeutsche Mühle, der sich vor einigen Wochen eines Abends auch bei uns befand, sich mit dem Isisliebhaber über urgermanische Namen und Kraftausdrücke (siehe ‚Base') unterhielt und ihn nochmals einlud, im Sommer doch einmal für einige Wochen nach Tannenberg zu kommen und die dortige Bibliothek von alten Schmökern (verzeih, das ist wieder so ein unziemliches Wort) durchzumustern. Weißt Du, was der ‚Prinz' antwortete? ‚Er gab wenig Hoffnung,' würde sich ein offiziöses Blatt über die gleiche Erwiderung einer allerhöchsten Persönlichkeit ausdrücken. Nachher fragte ich ihn, wie, wo, wann und in welcher Art er denn am Bodensee mit Dir zusammengetroffen sei. Seine Erlaucht schienen sich kaum daran zu erinnern. Er habe wohl ein paarmal das Vergnügen gehabt, bei

Gelegenheit einer Unterhaltung mit Deinem Vater Dich ebenfalls zu begrüßen, vielleicht auch ein paar Worte dann und wann mit Dir gewechselt, aber auf die Ehre, mit Dir bekannt zu sein, könne er eigentlich keinen Anspruch erheben. Und das sagte der — nun der in Rede stehende Referendar Gerold Fredeheide, als habe er nicht die Spur einer richtigen Empfindung dabei, auf was für Ansprüche er denn überhaupt Anspruch zu machen berechtigt ist. Mir kommt es zuweilen vor, wie wenn ich entweder ihn für etwas narrenhausreif halten müßte oder alle übrigen Leute, die sich um ihn herum befinden; daß mir nach meiner Geburt, Erziehung, Bildung, Charakteranlage, Gemütsbeschaffenheit und so weiter da die Wahl nicht schwer fällt, brauche ich Dir nicht erst zu sagen.

„Nun bin ich richtig auf die zwölfte Seite mit meinem Brief gekommen und zwar durch eine so unbedeutende Persönlichkeit. Wenn er diesen letzten Satz läse, würde er ohne Frage wieder lachen und sagen: ‚Da ich aber, ob auch ohne meinen Wunsch, zu der Bedeutung gelangt bin, daß der Brief durch mich ein doppelter geworden ist, so bin ich immerhin

in der glücklichen Lage, meinen Wert für Sie auf eine Zehnpfennigmarke schätzen zu können. Falls jedermann im deutschen Reich mich so hoch würdigte, machte das eine halbe Million Mark aus, und mehr kann eine unbedeutende Persönlichkeit gewiß ohne Unbescheidenheit nicht verlangen.‘

„Ach ja, man hat's recht schwer im Leben mit den deutschredenden Menschen; gottlob daß es nicht zu viele davon gibt. Wenn Deine lateinischen Redner Dir einmal die profane Muße verstatten, mir ein paar tröstliche Erwiderungsworte zukommen zu lassen, so wirst Du Dir ein christliches Verdienst an mir erwerben. Vergiß aber nicht die Kaltwasserkur des Herrn Geheimerat Cellarius, damit Dich im Sommer von aller Nervosität, Mißlaune und Reizbarkeit wieder völlig befreit findet

Deine

wie Du siehst, über Deine Abwesenheit zur Schwermut neigende Base, Cousine wie auch Freundin

Gerta,

durch die Gnade Gottes Freiin von Meseritz.“

*

Ein fünfeckiges Turmzimmer, dessen Wandschmuck zum großen Teil aus Büchern bestand, sah auf eine tiefverschneite Welt draußen hinaus. Es gehörte einem weithin gestreckten Schlosse, halb altertümlichen, halb modernen Aussehens an, das auf den Grundmauern ferner Vergangenheit mit einer bunt verwirrenden Fülle von Türmen, Ausbauten, Giebeln, Strebepfeilern, Dachhauben, Wimpergen, Erkern und gotischen Fialen aufstieg. Die Zeit und wechselnder Baugeschmack hatten es launenhaft, doch interessant und prächtig, den Reichtum und fürstliches Bedürfnis der Eigentümer bekundend, zusammengewürfelt. Umher aber lag oder stand alles weiß und reglos, nur die kahlen Spitzen von Laubbäumen stachen dunkel gegen den eintönig grauen Himmel ab, und dazwischen stäubte es ab und zu einmal mit leichtem Geriesel, wenn eine Krähe daher kam, sich flügelschlagend auf das schwer von Schneelast niedergebogene Gezweig einer hohen Parktanne setzte und, von vorüberkrächzenden Gefährtinnen angerufen, wieder mit ihnen weiterzog. Es war schwermütige Einsamkeit des Winters, eine starre Oede, draus kein Hauch des Lebens und der Frühlingshoffnung kam. Einzig

auf dem Schloßhof unten kreuzten einige Fußspuren durch die dicke weiße Bodendecke, doch sie ließen sich durch die halb zugefrorenen Fenster des Turmgemaches nur undeutlich gewahren. Von außen betrachtet, hatte dies letztere etwas davon, wie Kinderphantasie sich den verzauberten Aufenthaltsort Dornröschens vorstellen mochte; grau, alt und verschnörkelt, wies das Gemäuer in vergangene Zeit zurück. Nur waren es Eisrosen, welche die Scheiben überwucherten, und vor ihnen verwehrte ein Gitterwerk von langen, glitzernden Zapfen den Zugang. Und dahinter lag keine märchenhafte Schläferin in bewußtlosem Schlummer und Traum ausgestreckt, sondern die Comtesse Walfrade Tannenberg saß an ihrem Tische und schrieb:

„Schloß Tannenberg, den 7. Januar.

„Meine liebe Gerta!

„Es ist wohl Zeit, Dir einmal auf Deinen langen Dezemberbrief zu antworten und zu zeigen, daß ich noch lebe. Ich thue dies ganz nach meinem Wunsch und Gefallen, wie Du nach dem Deinigen. Du verstehst darin mich nicht, und ich begreife Dich nicht. Aber ich weiß, das bildet kein Hindernis,

daß Dein Herz nicht doch an mir hängt und meines — wenn Du mir ein solches zugestehst — nicht an Dir. Ich glaube, das Wesentliche dafür besteht darin, daß einer damit den Beginn macht, dann muß der andere wohl schließlich ebenso. Wer von uns zweien angefangen, ist nicht leicht mehr herauszufinden und auch gleichgiltig, da wir beide an dem einmal Bestehenden nichts mehr ändern wollen und können. Wenn meine Mutter nicht so früh gestorben wäre oder ich statt meines Bruders eine Schwester gehabt hätte, würde ich mich vielleicht nicht so an Dich angeschlossen haben. Aber man fühlt als Kind einen Drang nach Freundschaft und Verwandtschaft und greift da eben zu, wo sie sich bieten. Du siehst, ich bin aufrichtig, noch mehr als Du, denn ich mache keinerlei possirliche Maskeradentoilette um meine Worte herum. Wir sind wohl gerad' so verschieden, wie zwei Menschen von einander zu sein vermögen, und wenn man uns mit einem geistigen anatomischen Messer seziren könnte, so würde man nichts Uebereinstimmendes bei uns finden als unsere wechselseitige Zuneigung. Die mag denn recht rätselhaft sein, doch das ist ja manches in der Welt —

eigentlich das meiste — und so wollen wir uns mit der Thatsache zufrieden geben.

„Dein Brief hat mir sehr wohlgethan. Ich schreibe ganz ohne persönliche Bezüglichkeit, aber er klang mir ungefähr in meine Stille hier herein, wie das Stimmgetöse einer dichten Menschenmenge, in deren Gedränge jemand von einem Erstickungsgefühl befallen worden und durch einen glücklichen Umstand sich noch eben herauszuflüchten vermochte, ehe er unter die Füße geraten. So tönt es mir von Deinen Blättern nach, wem ich entgangen bin. Du lachst und schwimmst in dem Gewoge wie eine Wasserjungfer, zuweilen auch ein wenig koboldartig mit herum; ich räume gern ein, daß die Natur mich dafür zu ungelenk geschaffen hat, um mich an dem Treiben amüsiren zu können. Du gibst mir zu verstehen, daß ich steif und langweilig für andere sei, aber ich verlange ja auch nichts von ihnen, als daß sie nichts von mir verlangen. Das geht in der Gesellschaft nicht an, und deshalb habe ich meinen Vater um die Erlaubnis gebeten, den Winter hier zubringen zu dürfen. Er wollte anfänglich nicht drein willigen, doch wenn ich entschieden etwas will,

setze ich es schließlich bei ihm durch, und Du hast im übrigen mit Deiner Vorgabe von Gesundheitsrücksichten kein Wahrheitsgebot verletzt. Ich fühlte mich in der That in der Zeit vor meiner Hierherkunft nicht wohl, wurde besonders in heißer Saalluft leicht von Kopfschmerzen befallen und dadurch für gesellige Unterhaltungen noch weniger brauchbar, als Dein Brief mir mein Bild schon ohne solche erschwerende Umstände vorhält.

„Verzeih, wenn ich daran füge, daß Du Dir trotz Deiner Menschenkenntnis vermöge Deiner etwas zu lebhaften Phantasie von meinem Hiersein und mir selbst ein ziemlich unähnliches Bild entwirfst. Ich habe allerdings so lange, bis Egenolf zur Universität fortging, seine Unterrichtsstunden — auch die lateinischen — bei dem Hauslehrer geteilt, weil ich eben allein mit ihm zusammen aufwuchs und dachte, es könne für ein Mädchen auch nicht schaden, zu wissen, was er lerne; und es mag von daher stammen, daß ich noch heut finde, gute Bücher seien die zuverlässigsten Freunde, die man immer so antrifft, wie man es vorher erwartet. Aber lateinisch sprechen sie nicht mit mir und ich nicht mit ihnen; was ich

nach der Richtung einmal aus ihnen mit abgesehen habe, ist allenfalls, daß ich zur Not ein paar Sätze zusammenbringen könnte, wie — nun wie jemand, der dies aus irgend einem Grunde müßte oder wollte. Ich bin überhaupt keineswegs um historischer und philosophischer ‚Tröster‘ willen nach Tannenberg gegangen, sondern weil es mir wohlthut, daß ich hier gute, reine Luft atmen und mit meinen Gedanken allein sein kann. Nach Deinem Brief, glaube ich, müßten Leute, die mich nicht kennen, mich für eine Art von Blaustrumpf halten. Das würde mich freilich nicht viel bekümmern, da es mir nur wesentlich vorkommt, was man ist, und nicht, was man anderen zu sein scheint. Und wenn ich allerdings zuzeiten mancherlei geschichtliche und philosophische Gesellschafter aus unserer Bibliothek anders gearteten vorziehe, so berechtigt das nach meinem Gefühl auch noch nicht dazu, mir einen schlechten Geschmack vorzuwerfen.

„Eine Ausnahme mache ich indes, wenn, wie es der Fall scheint, Du eine falsche Auffassung von mir oder meinem Benehmen hast, denn was Du — nicht in spaßhafter Form, sondern im Grunde —

über mich denkst, ist mir nicht gleichgiltig. Daß ich etwas nervös gewesen, mag ja die zutreffende ärztliche Bezeichnung sein, und ich schrieb bereits, daß man sich mit Kopfschmerzen nicht sonderlich für Höflichkeitsrücksichten in großen Kreisen eignet. Man empfindet dies vielleicht selbst und fühlt sich dadurch, wie Du sagst, unbefriedigt, meinetwegen auch übellaunig — dem bin ich ja eben aus dem Wege gegangen. Aber daß Du Lust hast, mich des Hochmuts zu beschuldigen, kann ich nicht stillschweigend aufnehmen. Hochmut ist ein durch nichts begründeter, hohler, falscher Stolz, das heißt gerade das Gegenteil des echten, keine Kraft, sondern ihr Mangel und eitle Schwäche. Hochmütig kann nur sein, wer sich keines wirklichen eigenen Wertes bewußt ist und durch etwas zu prunken sucht, was er nicht besitzt. Wer aber ein richtiges Maß seiner Natur in sich trägt und dies mit ruhiger Schätzung dazu benützt, das unter ihm Befindliche, seiner Unwürdige von sich abzulehnen, der ist nicht hochmütig, sondern behauptet nur seine Freiheit und den Lebensrang, den er in sich selbst fühlt. Wer von solchem wohlberechtigten und verpflichteten Stolz eine Abweisung

erleidet, hat sicher vollen Grund, sie sich selber zuzuschreiben. Ich ‚mißachte und verletze' niemand, der es nicht verdient, mir gewaltsam aufzwingt, es zu thun, und so lediglich seine eigene Saat erntet. Du legst Dir Deinen Dir zukommenden Freiintitel nur spöttisch bei, wie wenn er nichts für Dich bedeute, und betonst bei mir die Comtesse geflissentlich, als ob ich nur auf meine Geburt stolz sei oder einzig in ihr einen Anlaß finden könne, es zu sein. Aber glaubst Du, daß Du mit der gleichen souveränen Nichtachtung auf das Leben und seine Leute herunterlachen würdest, falls Du keinen Freiherrn zum Vater hättest? Ich weiß, daß ich das nämliche, was Du Hochmut nennst, besäße, auch wenn ich nicht von gräflicher Abkunft wäre.

„Gegen meine Neigung und Gewohnheit habe ich so viele Seiten beschrieben, und Du wirst vermutlich Deinen Spaß daran finden, lachend auf dies Blatt herunter zu nicken und zu bemerken, die lateinische Philosophie, von der Du geredet, sehe Dich, wenn auch mit deutschen Zügen, leibhaftig daraus an. Thue das, liebe Gerta, und betrachte es als ein Bild von mir, wie ich eben selbst mich allein kenne. Es lag

mir daran, mich Deinem langen, possenhaften Briefe gegenüber einmal ernsthaft auszusprechen; nun will ich Dir auch das Vergnügen machen, Dir zu erzählen, daß ich Deine mir so angelegentlich empfohlene Kaltwasserkur bereits angewandt habe. Allerdings wahrscheinlich ein wenig anders als nach der Vorschrift — in zu starker Dosis, glaub' ich, drücken die Doktoren sich aus — aber ich fühle mich wirklich vortrefflich darnach, so daß ich von der einmaligen Benützung des Mittels für mein Leben genug zu haben hoffe und keine Wiederholung für erforderlich halte.

„Zu dieser Anwendung gelangt bin ich in einer Stunde, die Du sehr mutmaßlich etwas anders, aber schwerlich schöner zugebracht haben wirst als ich, nämlich in der Sylvesternacht. Unter dem Landvolk, besonders dem im Gebirg, bestehen hier noch mancherlei alte, seit Jahrhunderten festgehaltene Bräuche, darunter auch der, sich am Neujahrsabend in allerhand Vermummung auf dem Schloßhof einzustellen und an den Gutsherrn, wenn dieser zugegen ist, ernsthafte und lustige Ansprachen und Glückwünsche zu richten.

Wir hatten uns ja seit langen Jahren nie um die Zeit hier befunden, und so war die Freude über meine Anwesenheit groß. Ich wurde als die Repräsentantin meines Vaters betrachtet, man machte mir einen großen Aufzug, und ich kam ebenso vorbedachtsam meiner Pflicht nach, reichlichen Vorrat an Speisen und Getränken für die Ankommenden in Bereitschaft zu halten. Es war gewaltig kalt, das Thermometer vor meinem Fenster zeigte in der Dämmerung schon unter zwölf Grad, aber niemand ließ sich davon anfechten, und es kamen gewiß nah' an hundert Bauern, Knechte und Mägde, die meisten in närrischer Verkleidung, Tiere oder Phantasieungetüme vorstellend. Schmolk — er denkt trotz seinem ganz weißen Kopf noch immer nicht daran, seinen Försterdienst niederzulegen — hatte Fackeln und in einer Bodenkammer gefundene uralte Pechpfannen auf dem Hof angebracht, und es loderte prachtvoll rot über den weißen Boden mit all den wunderlichen Geschöpfen, daß es mir wie ein leibhaftig gewordenes Märchen aus einem Kinderbuche vorkam. Ich stand im dicken Pelz dazwischen, nahm die Glückwünsche in Prosa und Knittelreimen von

den unkenntlichen Gesichtern entgegen und bewirtete sie darauf an langen Tischen unten im großen Schloßflur. Sie wurden sehr fröhlich, ich hatte angeordnet, daß ein guter, wärmender Punsch für sie gemacht werde, und es sah höchst komisch aus, wie einige der burlesken Tiergestalten in ihrer Heiterkeit miteinander zu tanzen anfingen. Das Beispiel fand natürlich bald Nachahmung; anfänglich getraute sich keiner, aber dann wagte sich ein ehrwürdiger, ganz flachsringellockiger, ‚Knecht Ruprecht‘ mit der Frage an mich heran, ob er mich auch einmal mit runddrehen dürfe. Du würdest mir Deinen Hochmutsvorwurf erspart haben, liebe Gerta, wenn Du zugesehen hättest, wie ich mich ohne Bedenken von ihm herumschwenken ließ. Es ging ungefähr wie zwei Dreschflegel, die immer aus dem Takt klappen, doch ich hielt heldenmütig aus, nachher noch mit einem ‚Reineke‘, einem fürchterlichen Werwolf und Gott weiß was für grimmigem und sagenhaftem Waldgetier. Nur ein sechs Schuh langer brauner Zottelbär schlug aus seiner Stammesart und tanzte nicht wie ein Isegrim, sondern als ob er einmal bei dem alten Aeolus als Gehilfe im Dienst

gestanden. Der Kontrast besaß wirklich etwas Merkwürdiges, halb Konsternirendes; ich war gewöhnt, daß ich meine Tänzer mühsam an allen Klippen und Untiefen des Flurs vorüberlotsen mußte, und nun flog ich auf einmal wie ein vom Wind umgewirbeltes Blatt herum. Es ward mir deutlich klar, daß die Hauptwirkung auf uns durch eine schnelle, unvermittelte Folge von Gegensätzen ausgeübt wird. Durch Galanterie freilich entäußerte der Meister Petz sich seiner Natur auch nicht gerade, denn wenn er hinter seiner haarigen Gesichtsmaske Augen und Ohren besaß, mußte er merken, daß mir von seiner Tanzlust der Atem ausging. Aber bärenhaft hielt er mich fest, als reiche seine Lunge für die ganze Nacht so aus, bis ich zuletzt sagte: ‚Nun habt besten Dank und laßt einmal eine andere Bärenführerin an meine Stelle treten.‘ Es schien ihm Spaß gemacht zu haben, mich so weit zu bringen, denn er brummte offenbar zufrieden hinter seinem Zottelfell; daß ich seiner so viel Erwähnung gethan, hängt mit einem spätern Vorfall an dem Abend zusammen. Ich hatte nun indes genug, machte mich davon und kam ganz schwindelig auf meinem Zimmer an. Eigentlich

hätte ich mich am liebsten zu Bett begeben, aber meine Repräsentationspflicht war noch nicht zu Ende erfüllt, und ich selbst hegte auch den lebhaften Wunsch, den Schluß noch hinzuzufügen. Um Mitternacht nämlich wälzen sie vom Donnersberg, der ja unverkennbar ein alter ‚Donarsberg' ist — Du weißt, rechts hinein ins Gebirge — eine große glühende Holzscheibe, den Querdurchschnitt eines Baumes, der droben in ein mächtiges Feuer gelegt worden, zum Fluß hinunter. Das ist sicher einer der ältesten Bräuche, gewiß ursprünglich in der Wintersonnenwendnacht abgehalten, um die Wiedererneuerung der Sonne anzudeuten, und dann später in die Neujahrsnacht verlegt, damit das niederrollende brennende Rad den Ablauf des alten Jahres darstelle. Schmolk, der das Ganze alljährlich herrichtet, hatte mir davon gesagt, ‚ob Comteßchen Walf' — wie er mich noch immer von der Zeit nennt, als ich selbst meinen Namen noch nicht aussprechen konnte und er mich mit seinen beiden Schaufelhänden an die Kirschbäume in die Luft hob — es nicht mit ansehen wolle; es sei sehr schön, wenn die feurige Scheibe in der Nacht über den Schneehang zu Thal laufe. Das

hatte ich ihm auch zugesagt, wollte es selbst ebenfalls gern und mußte dann so bis gegen elf Uhr zuwarten. Mit meinen schweigsamen Freunden ward mir indes die Zeit vielleicht kürzer als Dir mit Deinen beredten, und wie die Turmuhr elfmal geschlagen, ging ich wohlbepelzt wieder hinunter. Im Flur war jetzt alles leer und still, denn die ganze Punschgesellschaft hatte sich mit Schmolk auf den Berg zum Feuer begeben, und die Fackeln und Pechpfannen im Schloßhof waren längst ausgebrannt. Vor der Thür im halben Nachtdunkel aber stand pünktlich wartend der von dem Alten beorderte Schlitten, das Pferd davor mit langer roter Schabracke; ich sprang hinein, nahm die Zügel — Du weißt, daß ich von Kindheit auf gern selbst fahre — der Kutscher setzte sich hinten auf den Bocksitz, und es ging mit hellem Schellengeklingel davon. Es war allerdings bitterlich kalt, aber wundervoll; rundumher nichts als Weiß, der Boden wie die Luft, in der ein glänzendes Nebelgeflock hing, durch das sich der Mond bald halb durcharbeitete und von dem er dann wieder dick übersponnen wurde. Doch nach einiger Zeit gelang es ihm, völlig klar herauszubrechen, so daß unsere

fliegenden Schatten deutlich rechts neben dem Schlitten mit uns liefen. Dabei sah ich einen höchst kuriosen Schattenriß auf dem Sitz hinter mir, drehte mich um und gewahrte zum erstenmal, daß mein Kutscher der Bär war, mit dem ich am Abend getanzt, und daß er noch ebenso in seinem Zottelfell dasaß. Ich fragte ihn, ob er als Kutscher ins Schloß gehöre, doch er schüttelte den Kopf und brummte etwas, sie wären alle mit zum Feuer, er sei aus dem Gutsdorf und habe übernommen, mich zu fahren. Der Wind schnitt mir ins Gesicht, so daß ich nicht viel von seiner Bärensprache verstand, ich mußte auch acht auf den Weg geben, denn der Mond ging wieder hinter dicke Nebel zurück. Der Schnee lag so gleichmäßig, daß man überhaupt fast nirgendwo einen Unterschied bemerkte, nur Schmolks Feuer auf dem Donnersberg tanzte wie ein rotes Irrlicht über all dem Weiß gegen den Himmel. Ich habe öfter hingesehen, ob das Rad schon zu laufen anfange, und dadurch muß es gekommen sein — Du wirst Dich erinnern, daß die Straße rechts über den Fluß auf den Berg zu abbiegt. Allerdings nahm es mich wunder, wie weit es bis zur Brücke sei, und der

Schlitten ist wohl schon eine ganze Zeit lang vom Weg abgeraten gewesen, eh' mir eine Ahnung davon kam. Dann verspürte ich's freilich desto deutlicher, denn wir wurden zwischen großen Steinblöcken hin und her geworfen, das Pferd scheute, und ich fühlte, daß ich es nicht mehr im Zügel hatte. Die Sache ward mit jedem Augenblick bedenklicher, das Tier fing entschieden an, durchzugehen, ich drehte mich nach dem Kutscher um und rief: ‚So helfen Sie doch! Wir sind von der Straße ab.‘ Da saß der Kerl — er hatte augenscheinlich zu viel Punsch getrunken und war vermutlich eingeschlafen gewesen — wie ein Bär mit untergeschlagenen Pfoten da und lachte halb blödsinnig: ‚Ja, das is mir schon lange so vorgekommen.‘ — ‚Warum haben Sie's denn nicht gesagt?‘ fragte ich. ‚Ich dachte, daß es Comtesse Vergnügen mache.‘ Ich glaube, daß ich ihm aufgebracht etwas wie: ‚Sie sind ein Esel!‘ zugerufen habe, denn er griff plötzlich mit fester Hand nach den Zügeln, aber im selben Augenblick schleuderte ein gewaltiger Stoß den Schlitten mehrere Schuh hoch in die Luft, daß ich wie ein Ball herausflog. Es ist merkwürdig, Gerta — denn dieser Luftflug

hat doch höchstens ein paar Sekunden gedauert — daß ich während der Zeit sah, wie das Sonnenwendrad droben vom Berg herunter zu laufen anfing, zugleich ein eigentümliches Krachen und Schettern unter den Hufen des Pferdes hörte und in meinem Kopf das volle Bewußtsein wach wurde, wir seien geradewegs in den halb übergefrorenen und verschneiten Fluß hineingefahren. Um einen Moment später bedurfte ich dafür keines Beweises mehr, denn an der Stelle, auf die ich hinausflog, knackte eine hohle Schollendecke unter mir durch, und ich brach mit dem ganzen Körper in eine eisige Wassermasse hinunter. Meine Hände griffen noch mechanisch um sich und faßten rechts und links mürbes Eis, das zwischen den Fingern zerbröckelte. Dabei lachte der Mond mir unsäglich spöttisch gerad' ins Gesicht, ich fühlte, wie mein schwerer Pelz sich vollsog und mich niederzog, daß ich selbst vollständig starr wie zu Eis wurde, und dann weiß ich nichts mehr von mir. Nur das allein, was ich zuletzt noch gedacht habe. Man sagt" — — — — — — — — — — — —

Die Briefschreiberin, Comtesse Walfrade Tannenberg, hielt inne, legte die Feder zur Seite und sah

nachdenklich zwischen den Lücken der Eisblumen ihres Fensters hindurch auf den weißverschneiten Park hinaus, als müsse sie sich besinnen, was für Gedanken ihr in jenem Augenblick gekommen seien. Es flatterte draußen gerade eine Krähe auf eine Tanne herunter, stäubte den Schnee derselben vom dunklen Nadelwerk ab, flog krächzend wieder auf, und der entlastete Zweig schnellte hinter ihr empor. So lange dieser sich noch bewegte, blickte Walfrade Tannenberg darauf hin, nahm dann rasch wieder die Feder und fuhr fort:

— — — — — — — — — — — — —

„Man sagt, daß Leute, welche im Ertrinken das Bewußtsein verlieren, zuletzt noch einmal mit Augen und Gedanken das vor sich sehen sollen, was ihnen das Liebste auf der Welt sei. Wenn dies bei mir auch zugetroffen wäre, hätte ich Deinen Spott wohl in etwas berechtigter Weise zu fürchten, liebe Gerta. Du siehst, wie wenig es sich bei mir bewahrheitete, da ich keinen Anstand nehme, Dir mitzuteilen, daß im Moment, als ich mein Leben vorüber glaubte, in kuriosester Weise greifbar deutlich mir vor dem Gesicht stand — was? Du könntest lange raten,

ehe Du drauf verfielest — die letzte Gesellschaft bei Excellenz von Borke, in der wir miteinander zusammen waren. Ich sah all die Gesichter um mich herum — nur gerad' Deines allein nicht — sie betrachteten mich, und irgend eine Stimme sagte halblachend, es sei gar nicht so schlimm, man stelle sich das viel übler vor; ich solle nur an etwas mir recht Liebes denken. Und dabei fühlte ich selbst, die Stimme habe ganz recht, das Sterben sei wirklich nicht schlimm, wenn man sich frage, wozu man eigentlich lebe. Und damit war mein Denken vorbei.

„Da ich Dir dies sehr eigenhändig schreibe, weißt Du, daß es für diesmal in Wirklichkeit noch kein anderes Ende genommen, als es ungefähr allabendlich zu thun pflegt, wenn man sich müde zu Bett legt. Im Grunde war's nur eine andere Art von Traum, der etwa eine Stunde oder so herum gedauert haben mag; wie ich wieder zur Besinnung kam, sah ich bei halbem Lampenlicht das Gesicht der alten Gudula Nodnagel über mir und lag in ihrem Häuschen — Du weißt, wo der Fluß an dem Erlenbruch umbiegt — und zwar trocken umgekleidet und behaglich warm zugedeckt, nicht viel anders, als ob

ich in meinem Bett aufwachte. Der Bär hatte mich noch eben rechtzeitig aus dem Wasser herausgeholt — wie er es angefangen, werde ich vermutlich nie erfahren, aber er muß jedenfalls sein eigenes Leben ziemlich dabei riskirt haben, um seine Tollpatscherei wieder gut zu machen. So war er dem Licht zu gegangen und ebenso triefend wie ich, mit mir auf den Armen bei der Alten angekommen, hatte darnach auch noch Pferd und Schlitten ziemlich unversehrt zur Stelle gebracht und sich dann spurlos aus dem Staube oder vielmehr durch Nacht und Schnee davongemacht. Der arme Kerl fürchtete offenbar, daß es ihm übel gehen werde, und schlug das Verdienst, daß er mir mit eigener Gefahr das Leben gerettet, nicht allzu hoch an. Und wenn ich aufrichtig sein soll, war er im Grunde ganz schuldlos an dem Unfall und ich allein die Urheberin, da ich ihn erst aufforderte, zu helfen, als es schon zu spät geworden. Die Menschennatur neigt eben leicht dazu, einem andern eine Schuld beizumessen, die man bei ruhiger Ueberlegung nur selbst zu tragen erkennt. Ich hätte ihm seine ausgestandene Angst gern durch ein Schmerzensgeld versüßt, aber er ist nicht ausfindig

zu machen. Die Leute vom Dorf geben alle vor, sie wüßten gar nicht, wer der Bär gewesen sei; sie wissen es natürlich, doch wollen sie ihn nicht verraten, und so lasse ich es denn nach seinem eigenen Wunsch dabei bewenden. Schmolk wird es freilich doch wohl schließlich noch herausbringen, denn trotz seines treuherzig harmlosen Aussehens ist eigentlich ein Detektiv an ihm verloren gegangen. Nur hatte der Alte in der Sylvesternacht zu Ehren der Sonnenwende seinen Kopf sich an der Punschterrine auch ein bißchen heiß angeglüht, und ich bemerkte, daß es ihm selbst nicht so ganz klar im Gedächtnis stand, wem er den Auftrag gegeben, mich zum Donnersberg zu fahren.

„Das war also Deine mir anempfohlene Kaltwasserkur, liebe Gerta, gewiß in der geeignetsten Jahresstunde und mit dem wundersamsten Erfolge angewandt. Ich fühle mich, wie gesagt, äußerst wohl darnach, habe nicht einmal Schnupfen oder Husten bekommen, gar nichts, als daß ich mein kleines blaues Halsmedaillon eingebüßt, das sich mutmaßlich bei meinem Eisdurchbruch von der Schnur losgerissen und sich wohl unbekümmert irgendwo auf der

Seereise befinden wird. Mich bekümmert's allerdings insofern ein bißchen mehr, als ich von Kindheit auf daran gewöhnt war; doch am Ende läßt sich auch so noch weiter leben. Und die Kur ist wirklich doch nicht ganz umsonst gewesen. Nachträglich begreife ich nicht recht mehr, daß es mir bei jenem vermeintlich letzten Gedanken ziemlich bedeutungslos vorkam, ob er in der That der letzte sei. Ich finde es jetzt sehr erfreulich und schön, noch lebendig zu sein, und bin dem Bären dafür doch recht dankbar.

„Da ist mein Brief durch den Spaß, den ich Dir zum Schluß machen wollte, fast noch länger als der Deinige geworden. Ich lese den letzteren noch einmal durch, um zu sehen, ob mir noch etwas darin zu beantworten geblieben, doch ich finde nichts. Nur — ich begreife allerdings meinen Vater auch nicht, oder vielmehr, im Gegensatz zu Dir, wirklich nicht, wie er dazu kommt, uns möglicherweise den Herrn Fredeheide als Gast hier aufzuladen. Ich hoffe, so viel Takt wird derselbe doch noch besitzen, die Einladung nur als eine höfliche Redensart anzusehen, der man nicht Folge leistet. Uebrigens ist sein Gedächtnis sehr kurz, wenn er meint, in unserem

gemeinsamen Aufenthaltsort am Bodensee nur dann und wann ein paar Worte mit mir gewechselt zu haben, aber jedenfalls hatte ich übergenug daran. Ich erinnere mich, daß er durch die Vorliebe meines Vaters für altdeutsche Bauwerke und Ueberreste mit diesem in Bekanntschaft geriet und unter dem Vorwand, ihm den Führer zu machen, sich uns zu meinem großen Mißbehagen täglich anschloß. Ich legte ihm dies verständlich an den Tag, aber seine Keckheit hatte entweder kein Begriffsvermögen dafür, oder er wollte es nicht begreifen und nötigte mir immer wieder seine Anwesenheit auf. Gesprochen mag er dabei vielleicht nicht viel haben, aber es sind ja auch nicht Worte allein, die eine aufdringliche und unangenehme Sprache führen können. Mich freut es, wenn sein Gedächtnis ihn derartig verlassen hat und er auf die Ehre, mit mir bekannt zu sein, keinen Anspruch erhebt. Er hätte diese Anspruchslosigkeit nur an dem Gesellschaftsabend, wie er seine Selbstporträt-Vorlesung hielt, auch schon bewähren sollen.

„Auf die übrige Narretei, die Dein Brief mit dem Herrn Fredeheide betreibt, will ich Dir nicht

das Lachvergnügen machen, zu antworten. Nur als Deine aufrichtige Freundin, liebste Gerta, füg' ich Dir doch die Warnung bei, Deiner tollen Laune nicht zu bedachtlos gegen ihn die Zügel schießen zu lassen. Er ist so arrogant und seine Phantasie so unberechenbar, daß er sich einbilden könnte, es sei ein Anflug von Ernst darin vorhanden.

„Ich werde den ganzen Winter hindurch ruhig hier bleiben und freue mich außerordentlich darauf, zum erstenmal wirklich das erste Herankommen des Frühlings mitzuerleben. Es ist mir, als hätte ich davon bisher nur in Büchern gelesen — wenn wir aus der Stadt nach Tannenberg kamen, war es ja auch immer schon Vorsommer — und ich fühle, während ich hier in der toten Winterwelt sitze, wie schön es sein muß, Tag um Tag das Lebensaufwachen darin zu ahnen und zu empfinden. Wenn der Schnee anfängt, zusammenzuschmelzen, daß da und dort eine grüne Lücke herauskommt und in einem Sonnenwinkel des Parks die ersten Veilchen noch zwischen weißen Rahmen drumher blau durchblicken —

„Ich will Dir davon schicken, bis der Mai Dich selbst hieher bringt. Gib Du mir dafür öfter einmal

von Deinem Leben und dem Treiben um Dich her Nachricht; es hört sich in der Stille gut an, wenn man die Gewißheit hat, selbst nicht davon berührt zu werden. Und ob auch unsere Naturen noch so grundverschieden sind — oder vielleicht eben deshalb, denn man liebt wohl im Grunde zumeist etwas, weil es einem selbst ungleichartig ist — vernimmt gern Deine lustige Spatzenstimme

Deine Walfrade.“

*

Fräulein Gerta von Meseritz hatte sich durch die Mitteilung in ihrem Briefe von der öfteren abendlichen Anwesenheit des jungen Referendars Gerold Fredeheide in ihrem Elternhause nicht unter die Zahl der „Verbreiterinnen nicht ganz beglaubigter Thatsachen“ begeben. Er kam sogar ziemlich häufig und erfüllte den Herrn Landgerichtspräsidenten mehr und mehr mit der Zuversicht, durch seinen lehrreichen Einfluß sich ein außerordentliches Verdienst, gleichsam das einer irdischen Seelenrettung zu erwerben. Der Freiherr von Meseritz hielt sehr viel auf seinen Namen

und seine Abstammung, erkannte sich in hohem Maße durch seine Geburt auf eine höhere Rangstufe der Natur gestellt und fühlte sich in dieser Richtung keineswegs immer durch das äußere Behaben seiner Tochter befriedigt. Aber wenn er seinen Stand etwa als eine zweite Potenz des bürgerlichen ansah, so bildete ihm die Jurisprudenz ungefähr wiederum ein Quadrat von jener, und er begegnete sich vollständig mit dem Herrn Oberstaatsanwalt Schloninus im gemeinsamen Abscheu vor allen „brotlosen Künsten", besonders vor poetischen Faxereien und Allotriis, welche er in einem geordneten Staatswesen durch die Gesetzgebung so gut wie leibliches Vagabundentum polizeilicher Ausweisung unterworfen wünschte. So bestrebte er sich ernstlich, dem jungen Referendar als Wegweiser aus seiner Verirrung behilflich zu sein und ihm zu deuten, welche Achtung sein Leben sich zu erwerben fähig sei, wenn er ein wirkliches Mitglied der geistig höchstgestellten Klasse der Menschheit bilde, wozu er durch sein Rechtsstudium die Vorstufen betreten habe. Und das Verhalten Gerold Fredeheides berechtigte in der That augenscheinlich zu den besten und solidesten Erwartungen. Er hörte

den längsten juristischen Erörterungen des Landgerichtspräsidenten mit unbeirrbarer Aufmerksamkeit bis zum Schlusse zu, trank darauf am abendlichen Familientische den ortsüblich dünnsten Thee und verzehrte die landläufig magersten Butterbrötchen mit den durchsichtigsten Schinkenscheibchen darauf, ohne durch seine Miene den Anhauch einer innerlichen Kritik darüber an den Tag zu legen. Eine solche ließ für ihn nur, gewissermaßen als seine Stellvertreterin, eines Abends Fräulein Gerta von Meseritz zum Ausdruck gelangen, indem sie ihm unter vier Augen in einer Zimmerecke halblaut sagte: „Lassen Sie Ihre Zunge und Zähne sich nur ein bißchen für die Reputation des Hauses Mühe geben, Sie verschaffen sich ja doch nachher im ‚güldenen Lindwurm‘ oder unter sonst einem guten Dach auskömmliche Belohnung dafür.“ Er sah ihr daraufhin ernst-gelassen ins Gesicht und antwortete:

„Beabsichtigen Sie damit eine Aehnlichkeit dieses Hauses mit demjenigen des Meisters Rüdiger Schirlitz in Isny anzudeuten, gnädiges Fräulein?“ Dann blickten sie sich beide an und lachten zugleich aus ihrer erkünstelten Ernsthaftigkeit auf, und es konnte

kaum viel Zweifel darüber obwalten, was in dem freiherrlichen und rechtswissenschaftlichen Hause die eigentliche Anziehungskraft auf Gerold Fredeheide ausübe und ihn zu häufigem Besuche desselben veranlasse.

Um die Weihnachtszeit hatte er sich indessen nicht mehr eingestellt, und es verging auch noch über eine Woche des neuen Jahres, eh' er zum erstenmal wieder kam. Gerta Meseritz befragte ihn, ob er unablässig Tag und Nacht gearbeitet habe und etwa irgend eine rechtswissenschaftliche Abhandlung zur Erfreuung ihres Vaters in der Tasche trage? Das verneinte er jedoch freimütig. Er hatte im Gegenteil nichts Nützliches gethan, den Weihnachtsabend und die nachfolgende Festzeit bei seinen Eltern in der Provinz zugebracht, sich dann auf der Rückreise unvernünftigerweise erkältet und mit einem tüchtigen Katarrh zum Jahresanfang das Zimmer gehütet. Den Beleg dafür lieferte er unmittelbar durch einen kräftigen Hustenanfall, aber seine Stimmung litt augenscheinlich nicht im geringsten darunter. Er war von übermütigster Laune, als ob für diese Heiserkeit und Schnupfen zu Förderungsmitteln

dienten, und Gerta Meseritz hatte seine Augen noch niemals so leuchten gesehen. Sie befand sich übrigens ebenfalls in vergnüglichster Gemütsverfassung, was freilich im allgemeinen keines besonderen Anlasses bei ihr bedurfte. Doch war ein solcher für sie noch hinzugekommen, und sie machte kein Hehl daraus. „Ich habe heut etwas auf die Finger gekriegt, Tätzchen nannten wir's im Institut."

Der junge Referendar sah auf die zierlichen Hände der Sprecherin nieder, wußte nicht recht etwas aus den Worten zu deuten und versetzte:

„Gewiß mit himmelschreiendem Unrecht."

„Die Vermutung trifft nicht völlig zu, wie immer bei Ihnen; verdient war's schon."

Sie lachten sich an, denn sie hatte nicht auf den Wortlaut, sondern auf den Ton seiner Entgegnung erwidert, und er fragte:

„Und von wem?"

„Von einer Schulmeisterin."

Er erkünstelte eine Miene flammender Entrüstung. „Wenn ich die anträfe, würde ich ihr sagen —"

„Was?"

„Ob sie es für unumgänglich notwendig zu Ihrem Besten gehalten habe?“

„Ach so — ich vergaß, daß Ihr Beruf Sie immer zunächst erst an die Rechtsfrage denken läßt.“

Gerta Meseritz machte ein komisch nachdenkliches Gesicht. „Ob es für mich notwendig gewesen, weiß ich nicht. Da ist die Rute — eine Viertelstunde lang auf die Fingerspitzen applizirt. Das heißt, so lange habe ich sie ungefähr verspürt, die Handhaberin muß aber mindestens die achtfache Zeit dazu aufgewandt haben.“

Sie zog ein Briefcouvert aus der Tasche, das mehrere mit feinster Handschrift bedeckte Bogen hervorschimmern ließ.

„Was ist das?“ fragte der Zuschauende.

„Die Korrektur und Censur eines Aufsatzes, den ich der Schulmeisterin eingeliefert hatte. Sie kennen sie auch und haben selbst von ihr schon ähnliche Noten bekommen. Als Lehrerin unterschreibt sie sich kurz Walfrade, sonst im gewöhnlichen Leben läßt sie sich Comtesse Walfrade Tannenberg benennen.“

Das Gesicht Gerold Fredeheides that plötzlich einen erheblichen Abfall seines bisherigen Interesses

an dem in Rede befindlichen Gegenstande kund. Er versetzte, offenbar nur, um einem Vorhalt der Unhöflichkeit auszuweichen:

„Es scheint demnach allerdings, daß die Comtesse sich schriftlich weniger der Prägnanz befleißigt als mündlich," und seine Miene drückte den Wunsch aus, zu einem interessanteren Gesprächsthema überzugehen. Doch Fräulein Gerta von Meseritz hegte andere Absicht und fiel ein:

„Fürchten Sie nicht, daß Sie von der Predigt des ersten Teils etwas abbekommen sollen, die ist nur für mich bestimmt. Aber es folgt noch ein zweiter Teil nach, in welchem meine liebe Base — ich glaube, ohne es selbst zu ahnen — unter etwas gegangen ist, was sie sonst in ähnlichem Maße zu ignoriren pflegt wie mein Vater, nämlich unter die modernen Schriftsteller. Und was das Besonderste ist, mich dünkt, sie hat gar kein so übles Talent dazu, so daß sich ohne viel Mühe aus diesem Abschnitt ihres Briefes eine Novelle herstellen ließe. Darüber würde ich gern Ihr fachmännisches Urteil hören. Und obendrein waltet in der Geschichte — man könnte sie ‚Die Rache des Sylvestermondes'

betiteln — eine unverkennbare poetische Gerechtigkeit. Darnach wäre auch der Titel: ‚Bestrafter‘ — wie ist der andere Ausdruck noch? — ‚bestrafter echter, sich seiner Berechtigung bewußter Stolz‘ nicht unangebracht.“

Die Sprecherin hatte sich ersichtlich höchlichst über den soeben von ihrer Cousine empfangenen Brief amüsirt und ward von der Lust geprickelt, den betreffenden Teil desselben vorzulesen und ab und zu mit Kommentaren zu begleiten. Sie trug ein paar Tropfen orientalischen Despotenblutes in sich, das sich nicht viel um Wunsch und Neigung eines andern bekümmerte, wenn diese ihrer Liebhaberei zuwiderliefen, und Gerold Fredeheide mußte sich wohl oder übel darein finden. Er machte kein Hehl daraus, daß bei ihm das letztere überwiege, denn seine Lippen deuteten, soweit es die Schicklichkeit ermöglichte, einen leichten Anreiz zum Gähnen an; aber er setzte sich als ein geduldig ergebenes Opferlamm, und Gerta Meseritz begann das Stück aus dem Briefe Walfrade Tannenbergs zu lesen, welches die Schilderung des Neujahrabends und seines weiteren Verlaufes enthielt. An einer reichen Fülle auslegender Erläuterungen

und Interjektionen ließ sie es dabei nach Voraussicht nicht fehlen und zum öfteren mußte sie eine Pause machen, um für ihre Stimme den gebührenden Ernst, welchen die beinahe tragische Katastrophe erheischte, zurück zu gewinnen. Sie lachte:

„Diesen Bären würde ich umarmen, wenn ich ihm begegnete, aus Dankbarkeit natürlich, daß er mir das teure Leben meiner Cousine erhalten hat. Und dann noch einmal, als den Vergelter der Tätzchen ihrer schulmeisterlichen Gnaden.“

Gerold Fredeheide bereitete sich die Genugthuung und vergönnte sich den Spaß, die Sache im Gegensatz wirklich tragisch aufzufassen. Er erwiderte mit vollernsthaftem Ausdruck:

„Nach meinem richterlichen Befund hätte der Bär etwas durchaus anderes verdient, erstens für seine Unverschämtheit, die Comtesse durch zu langes Tanzen außer Atem zu bringen, sodann für seine vorsichtslose Tollheit bei der nächtlichen Fahrt. Der Mensch muß keine Ahnung von der Nähe des Flusses und der Gefahr gehabt haben; mir scheint es wirklich nicht sein Verdienst, daß die Sache noch so glimpflich abgelaufen ist. Ich begreife sein Trachten,

unentdeckt zu bleiben, sehr wohl und hoffe, daß ihm als Lohn bei dem Vorfall vom Himmel oder dem Wasser ein ordentlicher Denkzettel zugemessen worden ist."

Gerta Meseritz sah verständnisvoll auf. „Ich danke Ihnen für Ihre hübsche juristische Sentenz; Sie werden sich doch vortrefflich zum Schöffenrichter für Bagatellsachen qualifiziren. Doch ich habe mir nicht erlaubt, um Ihr Rechtserkenntnis zu bitten, sondern um Ihr kollegialisches Urteil über die — wie ich glaube — erste schriftstellerische Leistung meiner Cousine."

Der Befragte setzte die Befriedigung seiner Vergeltungslust für die ihm wider seinen kundgegebenen Wunsch aufgenötigte Langeweile fort. Er schüttelte kurz den Kopf und entgegnete:

„Ich wüßte nicht, was für ein novellistisches Element in dieser einfachen Begebenheit enthalten sein sollte."

Die junge Dame nickte ihm anerkennend zu. „Es erfreut mich als Tochter meines Vaters, daß Ihre Phantasie in unserem Hause bereits etwas gelitten hat. Vielleicht üben Sie auf die meinige auch

noch eine heilsame Rückwirkung aus. Einstweilen dünkt ihr noch, man brauchte unter das Zottelfell des Bären nur einen — sagen wir, der Gemütsrichtung der Heldin entsprechend, einen verkappten Prinzen zu stecken —"

Fräulein Gerta von Meseritz unterbrach sich mit einem Ausruf:

„Wundervoll! — die Sonnenwendnachtfeier und der Mond über dem nächtlichen Abenteuer — der richtige Titel ist mir noch gar nicht eingefallen. Das macht Ihnen ja mit der reinsten Isisnovelle Konkurrenz. Ob Walfrade das nicht selbst gedacht haben mag? Was sagt sie doch noch von dem letzten Augenblick, wie das Wasser ihr . . ."

Die Sprecherin blätterte hurtig in den Briefbogen, fand und las die gesuchte Stelle:

„‚Dabei lachte der Mond mir unsäglich spöttisch gerad' ins Gesicht.' Das ist ja ganz genau, wie er es Neidhart Zumsteg that, als dieser in dem Bärenkäfig saß. Ich bin überzeugt, Walfrade muß dabei zuletzt an die Isis —"

Es war zugleich bedauerlich und unhöflich, aber Gerold Fredeheide bekam plötzlich einen so krampfhaft

heftigen Anfall seines Hustens, daß er demselben keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Er vermochte nur herauszubringen, das Ende lasse sich gar nicht absehen, und sein Schicklichkeitsgefühl nötigte ihn, offenbar sehr wider seine Neigung, sich für heute zu verabschieden. Gerta Meseritz reichte ihm die Hand und sagte mit wirklicher Teilnahme und ein wenig Mißmut dabei:

„Es ist auch recht unvernünftig, sich so zu erkälten. Wie haben Sie sich denn eigentlich solchen Bärenkatarrh geholt?“

Doch er konnte nur husten:

„Nach dem Willen der Vorsehung.“

„Vorsicht wäre klüger gewesen.“

„Ja, wer die Klugheit als Mitgift in die Wiege gelegt bekommen hätte! Aber ich hoffe, hier durch eine gütige Fee noch nachträglich ein bißchen davon zu profitiren.“

„Als Fee habe ich die ehrwürdige Frau Themis mit dem verbundenen Kopf noch nie angesehen.“

Sie lachten sich beide an, und er ging. Auch draußen im winterlichen Schneegestöber lachte er noch in die dicht über die Straße wirbelnden Flocken fort.

Er war in der That ein unvorsichtiger Gesell, über dessen Erkältung man sich nicht wundern konnte, denn trotz seines Zustandes knöpfte er sich den Ueberrock wieder auf, die rauhe Luft erschien ihm sommerlich warm, fast heiß. Zum Glück führte der Weg ihn nicht weit, er hatte bald seine Wohnung erreicht und zündete die Lampe auf seinem Schreibtisch an. Dann ging er eine Weile in dem einfach möblirten, doch äußerst anmutend mit schönen und interessanten Bildern, Büsten und Gedenkzeichen mancherlei Art geschmückten Wohnzimmer hin und wider, setzte sich darauf, kurz umwendend, vor den Tisch, nahm die Feder und schrieb auf ein breites Briefblatt:

„Das Leben ist, o Freund, ein seltsam Ding;
Ob man es wertvoll achtet, ob gering,
Du mußt, um dir es richtig einzuschätzen,
Vorerst mit ihm dich auseinandersetzen.

Was ist's? Ein Traum nur? Dafür däucht's zu lang,
Und zu viel wache Stunden bringt sein Gang.
Ist's nur ein Nebeltag, auf dessen Schluß
Man gähnend wartet? Grauer Regenguß
Und Wolkentrübsal? Manchmal hat's den Schein,
Doch fällt zu heller Sonnenglanz hinein.

Ist's herbe Pflicht und Zwangsnotwendigkeit?
Wer wollte, wäre rasch von ihr befreit.
Ist's eitel Narretei und Possenspiel?
Gewiß, der Narrenspossen gibt es viel:
Der Staatsmann spricht: Der Mensch lebt für den Staat —
Der General: Er lebt nur als Soldat —
Der Pastor redet ernst: Der Mensch ist Christ —
Sein höchstes ist das Recht, spricht der Jurist —
Der Forscher zuckt ob dem die Achsel nur,
Der nicht mitnützt zur Kenntnis der Natur —
Der Menschheit Köstlichstes, ruft der Geschichte
Beflissʼner, sind vergangener Zeit Berichte —
Nein, heißt der Philolog sie lehrreich schweigen:
Der Sprachen Einheitswurzel aufzuzeigen!

Doch alle dünken, trotz den wichtigen Mienen,
Mir Kärrner nur, die einer Königin dienen.
Sie alle predigen laut uns, was wir sollen,
Doch in uns fragt die Herrin, was wir wollen,
Und lächelt allem, was da gräbt und webt:
Der Zweck des Lebens ist nur, daß es lebt!

Das ist, nach meiner Wenigkeit Ermessen,
Die einzige Kleinigkeit, die sie vergessen.
Sie schmieden rastlos Werkzeug, sich zu nützen,
Und Waffen, sich ihr Dasein fest zu schützen,
Doch über diesem Tagewerk vergißt,
Verlernt ein jeder, was das Leben ist.

Er ißt, sich neue Arbeitskraft zu schaffen,
Sucht Geld und Rang und Würde zu erraffen —
Wozu? — Des Lebens Mittel ward ihm Zweck —
Er weiß es nicht — und ihn befällt's mit Schreck,
Wenn einer fragt, für was dies Mittel sei.
Ihm ist das Höchste seine Plackerei;
In ihr sieht stumpf er Tag um Tag verrinnen,
Mit jedem Morgen neu sie zu beginnen.
Sein Leben sickert hin, man scharrt ihn ein,
Er war und wußte nichts von einem Sein.
Er spielte mit in einem Bühnenstück,
Das schönen Namen trug: Der Weg zum Glück;
Der Vorhang fällt, nach Hause ziehn die Leute,
Und keiner ahnte, was das Stück bedeute.

Das nennt, mein Freund, sich ‚Die reale Welt‘,
In die durch Zwangspaß wir hineingestellt.
Wir müssen uns, gleich allen, mit ihr fügen,
Um unserer Lebensnotdurft zu genügen;
Wir müssen auch am Werkelstuhl uns messen,
Damit wir nicht durch anderer Arbeit essen,
Uns mit zum Besten der Gesamtheit plagen,
Mit ihr nach Fug die gleichen Lasten tragen —
Dann aber, nach dem Werktag, sind vorbei
Die Gleichheit und die Last, und wir sind frei.

Und frei sind wir, von heiterem Licht umhellt,
In einer andern, ‚idealen Welt.‘

In einer Welt, von Duft und Glanz umgeben,
Die nur den einen Zweck besitzt: Zu leben!
In ihrem Zauberreichtum liegt sie da,
Wie erster Blick einst Indiens Ufer sah,
Und Schatten gleich sinkt ab von ihrem Strand
Des Werkeltags Betrieb, Verdienst und Stand.
Nur Genien mit himmelslichten Flügeln
Empfangen uns auf ewigen Sonnenhügeln;
Es herrscht in ihrem Tempeldomgebäude
Die Liebe nur, die Schönheit und die Freude,
Des Geistes Flug, hoch über niedern Breiten,
Gedanken, die auf Sternenbahnen schreiten,
Der Hoffnung selig klopfendes Empfinden,
Des Glückes süßerfüllendes Umwinden,
Und was das Höchste, stets doch ungestillt,
Die Sehnsucht nach des Herzens Götterbild.
Ich fühl's, das einzig ist's, wofür gegeben
Das Leben uns, und das allein heißt leben.

Im Sommer einst an einem blauen See
Traf mich der Anhauch dieser Lebensfee
Und rührte mir mit ihrem Zauberstab
Die Seele, der er erst das Leben gab.
Dann lag verödet, starr ihr Glanzgefild,
Nichts blieb von ihr als nur ein marmorn Bild,
Entseelt, verlassen so vom eignen Leben,
Als hätt' es seine Seele mir gegeben.

Ein Märchen scheint es, Freund, und ist es auch,
Drum muß man handeln auch nach Märchenbrauch,
Durch mancherlei Gestrüpp und Wildnisschoß,
Den Zugang suchen ins verwunschene Schloß,
Drin regungslos die Schlafversunkene liegt.
Es ist kein Rosenhain, der sie umwiegt,
Eisblumen aus dem Schoß der Winternacht
Und Glitzerspeere halten um sie Wacht;
Mit Wappenschild und Schwert zur Wehr gestellt,
Umringt ihr Lager die ‚reale Welt‘,
Und schreckender als ihrer Hüter Erz,
Bedroht mit Todesfrost ihr leblos Herz.

So laß mich wappnen im Turniergezelt
Mit Schild und Schwert der idealen Welt!
Leicht sei mein Streitroß, stark mein Eisenkleid,
Der Preis das Glück und Mut mein Kampfgeleit!
Erproben will ich, welcher jener Welten
Es gilt, die Siegespalmen zu entgelten.
Ob Traum die meine nur — ob es sich lohnt,
Zu leben wirklich unterm Isismond
Mit seinem Wechsellicht von Lust und Leide —?
Und so der Deinige

Gerold Fredeheide.“

Fast ohne abzusetzen, hatte der Briefschreiber seine Feder über den bis zum letzten Rande gefüllten

Bogen hinfliegen lassen. Er überlas das eigentümliche Schriftstück auch nicht, sondern faltete es sofort in ein Couvert und versah dies mit der Adresse:

„Herrn Emich von Slavendorf,
Gutsherr auf Hohenbreda, Kreis Hirschberg
in Schlesien."



Drittes Kapitel.

Vor einer kleinen Bahnstation Mittelschlesiens hielt ein mit zwei Trakehnern bespannter eleganter Jagdwagen. Es war zweite Hälfte eines linden Frühlingsnachmittags, das Stationsgebäude warf bereits ziemlich breiten Schatten, einige Bäume und Sträucher umher standen im ersten Laubgrün. Auf dem unbedeckten, beinahe völlig leeren Perron ging wartend eine junge Dame hin und her, die der Bahnhofinspektor äußerst respektvoll grüßte. Er bemerkte dazu:

„Ich bedaure, daß Comtesse etwas zu warten genötigt sind, der Zug hat fast eine Viertelstunde Verspätung.“

Der Sprecher schien es als seine Pflicht zu betrachten, die Angeredete während der Frist zu unterhalten, doch Walfrade Tannenberg dankte mit einem kurzen Kopfnicken für seinen Gruß und versetzte:

„Man ist nicht zu beklagen, wenn man ein Viertelstündchen allein sein muß."

Das war nicht unverständlich, und der Inspektor zog sich unter abermaliger Lüftung der Mütze in sein Bureau zurück. „So spazier mit Deinem Hochmut allein," murmelte er in den Bart.

In der Ferne pfiff es ein paarmal von der nächsten Station der wenig befahrenen Zweigbahn herüber, auf der fast nur gemischte Züge verkehrten. Der ausbleibende Zug hängte drüben Güterwagen ab und an, Walfrade wanderte unter ihrem lichtblauen Sonnenschirm hin und wieder. Nichts befand sich um sie her, als ein etwa dreijähriges Mädchen, das mit einem Ball spielte, ihn gegen die Hauswand warf und wieder auffing. Die Kleine war sehr niedlich, und der Blick der auf und ab Schreitenden ging einmal über sie hin, doch gleichgiltig vorbei.

Endlich kam der Zug doch, schnaubte, schwarze Rauchmassen ausstoßend, heran. Um den letzteren

auszuweichen, trat die junge Comtesse etwas zurück, doch plötzlich sprang sie blitzschnell, einem großen, schießenden Vogel ähnlich, vor, über den klirrenden Perronkies auf das Geleise hinunter. Das Kind hatte den rückprallenden Ball nicht gefangen, dieser war auf die Schienen niedergerollt, und die Kleine lief ihm achtlos dorthin nach. Sie glitt auf dem Eisenstrang aus und fiel; kaum zwanzig Schritte vor ihr brauste die Lokomotive heran, und sie lag hilflos, ohne Rettung mehr. Vom Hause her kam ein lauter Aufschrei, aber im selben Augenblick griffen zwei Hände nach der Bedrohten, hoben das Kind auf und setzten es auf den Perron. Unmittelbar am Kleidsaum Walfrade Tannenbergs vorbei wälzte der Zug seine Wagen noch um ein Stück vorwärts und zerknackte den ihr entfallenen Sonnenschirm wie ein Schwefelhölzchen unter den Rädern. Sie bekümmerte sich nicht weiter um das Kind, sondern schritt rasch an der Wagenreihe entlang, bis eine Zahl ihr ein Coupé erster Klasse zeigte. Doch dies war völlig leer, und ihre Augen gingen suchend umher.

Da winkte eine Hand abwärts aus einem Fenster,

und gleich darauf sprang behend das Freifräulein Gerta von Meseritz von dem ziemlich hohen Trittbrett auf den Kies. „Da bin ich, Walfrade! Suchtest Du mich im Packwagen?"

Die Angerufene streckte die Hand aus, während ihr Blick erstaunt auf dem Wagen zweiter Klasse haftete, aus dem ihre Cousine hervorgestiegen. Auch kein Damencoupé war's, sondern nur eines für Nichtraucher, und die junge Comtesse antwortete:

„Hier hatte ich Dich allerdings nicht vermutet."

„Warum nicht? Ich habe sieben Mark gespart; man muß nicht unnütz verschwenden, wenn man sich nichts selbst in der Welt verdient. Wer weiß, wozu ich sie noch einmal besser gebrauchen kann."

„Mich wundert nur, daß Du Dich nicht in ein Rauchcoupé gesetzt hast."

„Wenn's billiger gewesen wäre, auch das," lachte Gerta Meseritz; „ein bißchen Rauch mehr oder weniger fällt nicht ins Gewicht. Nur nicht dritter Klasse, Holzbänke sind mir zu hart. Da ist der Schein, Wenzel, drei Stücke, eine schreckliche Masse Packwerk, aber ich habe die gute Absicht, lange zu bleiben. Du siehst wirklich vortrefflich aus, Walfa!

Wenn ich einmal Migräne bekommen sollte, werde ich es auch mit einer Winterkur auf Tannenberg versuchen. Zuträglicher, als sich die Cour in der Stadt machen zu lassen, ist es jedenfalls."

Wenzel, der herzugekommene Diener, beförderte die mittlerweile ausgeladenen Koffer nach dem Jagdwagen, und die beiden jungen Damen schritten ebenfalls dem letzteren zu. Doch nun kam der Bahnhofinspektor mit seiner Frau heran, die das kleine, vom Tod gerettete Mädchen auf dem Arm trug, und sie erschöpften sich in Ausdrücken des Dankes gegen Walfrade für die Lebenserhaltung ihres Kindes. Gerta sah verständnislos drein und fragte:

„Was ist denn gewesen?"

„Gar nichts, das Ding fiel auf die Schienen."

Die Frau rief:

„Ich hielt mir die Augen zu, denn ich meinte schon, daß Comtesse zusammen mit dem Kinde unter dem Zug lägen, so dicht ging die Lokomotive an Comtesse vorbei."

Walfrade antwortete:

„Es wäre besser gewesen, wenn Sie die Augen offen gehalten hätten, um einem Unglück vorzubeugen."

Sie stieg in den Wagen, Gerta Meseritz streichelte einmal mit der Hand über den blonden Kopf der Kleinen und sagte:

„Gottlob, daß es so abgelaufen! Wenn ich mit über Dich weggefahren wäre, armes Ding —“

Sie schauderte bei der Vorstellung leicht zusammen, sprach nicht aus und stieg in den Wagen nach, der nun hurtig davonrollte. Auch der Zug hatte die Station wieder verlassen, nur der Inspektor stand mit seiner Frau auf dem leeren Perron, blickte dem staubaufwerfenden Trakehnergespann nach und äußerte:

„Es ist ganz die Art von alters her, sie hätte ihr Leben ebenso für eine junge Katze darangewagt. Aber auch nur Dank von uns anzunehmen, sind wir ihnen zu gering.“

Der Wagen ging jetzt geraume Zeit hindurch langsamer bergan, dann hatte er die Höhe des Landeshuter Kammes erreicht.

„Halten Sie ein wenig,“ bat Gerta Meseritz den Kutscher; „so oft man hier heraufkommt, ist's immer wieder von gleich überraschender, wundervoller Schönheit.“

Sie sah stumm vor sich hinaus, im Hirschberger Thalgrund zu ihren Füßen lag letzte Abendsonne, jenseits desselben stieg aus dunklen Waldmassen, fast wie eine senkrechte Mauer erscheinend, der lang'hingelagerte Wall des Riesengebirges auf; ein gewaltiger Anblick, keinem andern in deutschen Landen vergleichbar. Der kahle Hochkamm mit seinen eigenartigen Bergaufstaffelungen des Reifträgers, hohen Rades, Mädelsteins und der Sturmhauben zeigte sich noch von größeren und kleineren Schneeflocken übersprenkelt, dazwischen blickte da und dort eine winzige, welteinsam entlegene „Baude“ herab, die Spitze des Kegels der Schneekoppe war von einer rotbeglänzten Wolke eingehüllt. Dann nahe im Osten das Ueberschargebirg und weiter hinüber die hohe Eule, im Duft verschwimmend, ein weites Gebiet, das Auge voll mit Schönheit und tiefem Frühlingsabendfrieden erfüllend. Nun rollte der Wagen nach Uebersteigung der Anhöhe mit brausender Schnelligkeit ins Boberthal hinunter und an dem noch stark vom Wasser geschwellten Fluß entlang. Zwischen hervortretenden waldigen Berghängen begann es zu dunkeln, dann dröhnte der Boden einmal hohl unter den Hufen

und Rädern, und Gerta Meseritz sagte halb erstaunt:

„War das schon die Brücke? Mich däucht, wir sind' geflogen.“

Walfrade entgegnete:

„Wie im Traum, hättest Du hinzusetzen sollen, denn mir scheint, Deine Augen waren eine Weile von der Welt abwesend.“

„Ich würd's ihnen nicht übermäßig verübeln nach der langen Eisenbahnfahrerei, zumal da Dein Verdienst, sie offen zu halten, auch nicht übergroß gewesen.“

Gerta hatte in der That eine Zeit lang mit geschlossenen Lidern gesessen, schaute jetzt durch die tiefe Dämmerung umher und fügte nach:

„Wahrhaftig, der Lichtschein muß aus dem Fenster der alten Gudula Nodnagel sein und hier herum sich also die Stelle befinden, wo Du Dich in der Neujahrsnacht ins Wasser kutschirt hast. Wie ist's eigentlich damit geworden? Hat der pfiffige Schmolk den Bären von damals herausgewittert?“

Walfrade Tannenberg antwortete:

„Ich weiß es nicht und habe mich nicht weiter drum bekümmert.“

„Das klingt, als legtest Du nicht sonderlichen Wert drauf, das neue Jahr in der Nacht noch wieder angefangen zu haben. Du warst nie übermäßig beredt — das heißt mit dem Mund, Deine Feder leistet schon etwas in der Richtung — aber mir kommt's vor, als hättest Du noch etwas gegen früher an Einsilbigkeit — edler Schweigsamkeit, meine ich — profitirt."

„Mich dünkt, das könnte ich Dir zurückgeben, was durchaus keinen Tadel von meiner Seite einschlösse. Doch die Bäume hier am Wege haben Dich sonst öfter lachen gehört."

Nun lachte Gerta Meseritz auf:

„Man kann doch einmal in Deiner Gegenwart ein bißchen schläfrig werden, ohne daß man darum gleich den Titel eines Oelgötzen verdient. Sei unbesorgt, Du sollst mir den Vorwurf, daß ich nicht genug bei Dir zum Lachen finde, nicht wiederholen."

Dann lenkten die Pferde durch ein weites Thor in die Hofeinfahrt des Schlosses Tannenberg hinein. Gewahren ließ sich von diesem nicht viel mehr als eine hohe und breite, unregelmäßig gestaltete dunkle Masse, aber augenscheinlich empfing es doch anders

als in der Sylvesternacht. Zwei Diener eilten mit Windlichtern an den haltenden Wagen heraus, und man sah wenigstens, daß von den Fenstergesimsen keine glitzernden Eiszapfen herabhingen, sondern erstes Grün von wildem Weingerank und Clematis sich an dem grauen Mauerwerk aufschlang. Die Eingetroffenen durchschritten den weiten Vorflur, auf dem rundum die Bildnisse der Tannenbergschen Urelterväter und -Mütter in steifer Galatracht ihrer Zeitperioden herunterblickten; dann die breitstufige Treppe hinansteigend, traten sie in eine von dem voraufgeeilten Diener geöffnete Flügelthür. Ein großer, durch mehrere Kronleuchter erhellter Saal nahm sie auf, in welchem trotz der Wärme draußen ein hellloderndes Feuer in marmornem Kamin brannte, um der noch in den Mauern des alten Gebäudes zurückgebliebenen Winterkälte entgegen zu wirken. Es verging zur Sommerzeit selten ein Tag, an dem sich nicht Gäste im Schlosse aufhielten, und so befanden sich auch gegenwärtig mehrere Herren und Damen aus näherer und entfernterer Umgegend im Saal; der Anblick der Gesichter aller ließ nicht an ihrer Zugehörigkeit zum schlesischen Adel zweifeln. Graf Gunther von

Tannenberg kam den Eintretenden entgegen und bewillkommnete seine Nichte:

„Nicht die erste Schwalbe des Sommers bei uns, doch jedenfalls die am lustigsten im Hause zwitschernde.“

„Vorderhand aber zweifellos Eisenbahnrauchschwalbe, lieber Oheim,“ erwiderte Gerta Meseritz, „und deshalb zunächst des Putzens sehr bedürftig.“

Der einzige Sohn des Hauses, der junge Graf Egenolf war ebenfalls herangekommen und äußerte:

„Wir werden Sie bald nach Ihrer Liebhaberei wieder als Berg- oder Uferschwalbe an den Gebirgsbächen antreffen, liebe Cousine.“

Der Vergleich mit einer Schwalbe war für die Angesprochene überhaupt kein unzutreffender, sie besaß in Gestalt und Wesen etwas von der Art und Zierlichkeit des behenden Vogels, und die Kerzenbeleuchtung des Saals erhöhte gegenwärtig noch das anmutig Reizvolle ihrer Erscheinung. Offenbar vollzog der junge Graf eine Bewegung, ihr gegenüber das Recht der nahen Verwandtschaft geltend zu machen und sie zur Begrüßung in die Arme zu schließen, doch sie bog sich gleichzeitig, wie zufällig, zurück, so daß die Ausführung seiner Absicht eine

nochmalige Vorwärtsbeugung von ihm erheischt hätte und er statt dessen galant ihre Hand an seine Lippen hob. Darüber lachte sie, bei dem herangezogenen Vogelgleichnis verbleibend:

„Sie haben sich in der That gewaltig gemausert, lieber Vetter, seitdem wir uns nicht gesehen; beim letztenmal hätte man solche Artigkeit noch nicht von Ihnen erwarten dürfen. Bei mir, fürchte ich, ist nicht Aussicht mehr dazu, sondern daß ich bis an mein Lebensende in denselben Federn stecken bleiben werde.“

Nun machte sie eine kurze Begrüßungsverneigung gegen die anwesenden Gäste und sagte:

„In einer Viertelstunde, lieber Oheim, denke ich so leidlich wieder zu kommen, als die Natur es bei mir zuläßt, denn ich habe die zarte Anspielung des Vetters Egenolf verstanden, daß eine Uferschwalbe nicht ohne Grund als eine Wasserfreundin gelten muß.“

Sie legte ihren Arm in den Walfrades und verließ hurtig mit dieser wieder den Saal. Egenolf von Tannenberg blickte ihr unverkennbar überrascht nach; er hatte sie seit länger als zwei Jahren nicht

mehr gesehen und ihr Bild sich in ihm verwischt gehabt. Er war ein schöner junger Mann, in den Zügen und dem aristokratischen Ausdruck derselben seiner Schwester sehr ähnlich, doch ohne eine geistige Bedeutsamkeit des Gesichts. Einige Semester lang hatte er sich auf einer Universität aufgehalten und trug von einer Mensur eine kleine Hiebnarbe auf der linken Stirnseite. Dann war er, der Tradition seines Hauses entsprechend, Offizier geworden, befand sich seit einigen Tagen in längerem Urlaub auf Tannenberg und bewegte sich in seiner hellen Ulanenuniform äußerst elegant und sichtlich nicht weniger von seinem Wert und Geburtsrang überzeugt umher.

Gerta Meseritz that nicht nur so, als ob sie sich ganz zu Hause fühle, sondern offenbar war dies auch ihre wirkliche Empfindung. Sie hatte von Kindheit auf fast jeden Sommer hier zugebracht und kannte jeden Winkel des alten Schlosses genauer als Walfrade. Diese leistete ihr jetzt auf ihrem Zimmer Gesellschaft. Es war, wie alle des Hauses, ein großer dunkler Raum, der das Licht der beiden auf einem Mitteltisch brennenden Kerzen beinahe vollständig einschluckte. Man unterschied nur halb in

einer Ecke die weiße Gestalt Gertas, die ihr Kleid abgelegt hatte und lustig in einer großen Wasserfülle herumplätscherte. Dazwischen warf sie einmal ein Wort nach dem Sofa hinüber, auf dem Walfrade Tannenberg, die Beendigung der Toilette ihrer Cousine erwartend, saß:

„Egenolf ist noch gewachsen, däucht mich, ich hätte ihn wirklich kaum gekannt. Seid ihr intimer mit einander geworden als früher, Du und er?"

„Bis jetzt nicht, er ist erst seit kurzem hier," antwortete die Befragte.

„Sein Schnurrbart steht ihm gut. Hat er auch noch sonst an — ich meine, was man so im allgemeinen geistige Qualität nennt — zugenommen?"

„Darüber kann ich nicht urteilen, da ich ihn ebenfalls länger nicht gesehen."

„An Liebenswürdigkeit hat er sich jedenfalls vervollkommnet; ich glaube, er stand im Begriff, mir eine Probe davon abzulegen, aber ich bin Schnurrbärten gegenüber so furchtsam. Du hast es mir doch nicht schwesterlich verübelt?"

„Was sollte ich Dir verübelt haben?"

„Woran denkst Du eigentlich?"

„Ich? Ob Du bald fertig bist.“

Fräulein Gerta Meseritz kam zur Antwort aus der Ecke hervor und stellte sich, ihr Bernsteinhaar niedlich auf der Stirn kräuselnd, vor einen Standspiegel. „Gleich, bald, in einem Weilchen, mein Kind. Ich habe gar kein heftiges Verlangen nach den hochedlen Gesichtern im Saal, grad so wenig, wie nach ihren Gesellschaftszwillingen in der Stadt, und bliebe am liebsten den Abend lang hier mit Dir allein; wenn's sein müßte, sogar ohne Dich. Dein Vater hat ganz recht, es ist wohl etwas von einer Zugschwalbe in mir und dies Zimmer mein eigentlicher Nestwinkel in der Welt. ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘, heißt das — ich glaube — vierte Gebot, und ich kann demselben viel besser par distance nachkommen. Darum befinde ich mich vermutlich hier immer so wohl, denn es ist ja als Belohnung dafür zugesagt, daß es einem wohl gehen solle auf Erden. Weißt Du — es war ja so viel von Ornithologie heut abend die Rede — ich habe neulich einmal im ‚Brehm‘ gelesen, daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt und daß dann ein

ganz anderer Vogel ausschlüpft, als die Alten, die ihn auffüttern, erwarten. Vielleicht wäre es anders für beide Teile zuträglicher, aber wenn's 'mal so ist, läßt sich's nicht ändern. Auch Brehm weiß keinen Rat dafür, die Natur hat's einmal so eingerichtet, sagt er, ein Kuckuck sehe allerdings einem Sperber ziemlich ähnlich, doch er sei keiner und werde auch nie einer. Solch ein Vogelhandbuch ist sehr amüsant und lehrreich; ich las nachher noch alles Mögliche sonst drin nach, besonders über die Edelfalken. Das war dann sehr tröstlich und ich sagte mir: ‚Gottlob, gibt's doch auch noch solche, die immer ihrer Abkunft getreulich nachschlagen und nie von Falkenart lassen!'"

Gerta Meseritz hatte ihr Haar in Ordnung gebracht und legte die letzte Hand an ihre Toilette. Walfrade Tannenberg war offenbar dem plätschernden Wortquell vom Spiegel her nicht mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt und fragte, um etwas zu entgegnen:

„Wie kommst Du denn zum Brehm? In Deines Vaters Bibliothek wird er sich doch kaum finden."

„Schwerlich. Das Gespräch kam einmal drauf, und Herr Fredeheide brachte ihn mir das nächstemal mit.“

Das Kleid, das die Antwortende aus ihrem Koffer hervornahm, verursachte ein leises knisterndes Geräusch, sonst blieb es jetzt etwa eine Minute lang still im Zimmer. Dann sagte die junge Comtesse:

„Dieser Herr Fredeheide — Du hast mir den Namen und noch etwas anderes dabei ins Gedächtnis gerufen — hat hoffentlich keine Aeußerung gethan, daß er etwa der unbedachtsamen Einladung meines Vaters Folge leisten könnte.“

„Wenn die Sehnsucht, Dich wiederzusehen, ihn nicht hieher zieht, sonst wüßte ich nicht, was ihn dazu veranlassen sollte,“ lachte Gerta Meseritz. Sie hatte sich umgedreht, um ihr Kleid zu schließen, brauchte einige Augenblicke dazu und trat dann gegen die Lichter auf dem Tisch heran. Ihr Gesicht erschien jetzt nach der staubigen und rauchigen Eisenbahnfahrt von dem frischen Wasser vollständig verwandelt und blühte mit einem freudigen Rot um ihre hellen, heiter strahlenden Augen. „Nun bin ich fertig, Walfa — wo bist Du denn geblieben?“

Walfrade war aufgestanden, hatte sich ans Fenster gestellt und sah ins Dunkel hinaus. Sie kehrte sich jetzt um, und auch über ihren Zügen lag ein leichter roter Anflug. „Wenn man einen Winter lang nicht mehr an Deine Zunge gewöhnt gewesen, Gerta, macht ihr Herumspringen einem den Kopf ganz heiß. Da laß uns gehen und versuche, ein bißchen vernünftig zu sein; Du weißt, man ist hier nicht allgemein in ornithologischen Studien so vorgeschritten wie Du.“

Gerta Meseritz schlang wieder den Arm in den ihrer Cousine. „Nun, so bringe mich zu euren Wappenvögeln zurück; ich werde mich morgen schon bei meinen Kollegen in Feld und Wald schadlos halten.“

*

„Und nun, o Wolke, breite mir die Schwinge
Und trage mich hinab ins Thal!
Schön blickt sich's nieder auf die Erdendinge
Im lautlos freien Aetherstrahl;
Doch nur der Geist fühlt sich emporgetragen
Zum Flug ins fremde Weltenall,
Das Herz verlangt nach andren Herzens Schlagen
Auf unserem kleinen Heimatball.“

Eine laute Stimme rief's in die einsame, menschenlose Stille der wild durch einander gewürfelten Felsklötze, die den Grat des „Reifträgers“ über den Kamm des Riesengebirges ungefähr in der Mitte desselben auftürmten. Späte Nachmittagssonne des Maitags lag auf der Hochwelt umher, den Blick nord- und ostwärts über das Hirschberger Thal in unendliche Weite schweifen lassend; in den scharf eingeschnittenen, tief absteigenden Schluchten zogen da und dort schmale, weißglänzende Nebelstreifen. Gegen einen davon hatte der Sprecher winkend die Hand vorgestreckt und ihn aufgefordert, „die Schwinge zu breiten“; über dem gehobenen Arm sahen die hellen und sternhaften Augen Gerold Fredeheides mit einem jugendtrunkenen Glanz in die Ferne. Man las in ihnen, die leichte Luft, die Einsamkeit und die Schönheit der Erde umfingen ihn mit einem Rausch; er stieg über die steilen Felsmassen herauf, als bedürfe seine Brust keiner Atmung und sein Fuß keines festen Bodens unter sich. Durchs Petersdorfer Thal am Zackenbach entlang war er emporgekommen, hatte sich dann weglos manche Stunden lang durch mannshohes Wachholdergestrüpp auf den kahlen

Steinkamm des Reifträgers zu durchgearbeitet und stand nun, zum erstenmal zu voller Ueberschau gelangt, auf freier Höhe. So sprach er mit improvisirt ihm vom Mund klingenden Versen die unter ihm ziehende Wolke an, doch darnach blickte er etwas überrascht auf die sich ihm zunächst gegenüber bietende Aussicht. Er schien anderes davon erwartet zu haben; ihm zu Füßen lag eine Thalmulde, die drüben wieder von einem ähnlichen Grat als dem, auf welchem er sich befand, begrenzt wurde. Fern dahinter hob sich eine noch höhere Aufstaffelung des Gebirgs, undeutlich, von rötlichem Dunst umschleiert. Aus der Mulde schimmerten, zunächst ins Auge fallend, zwei große weiße Flecken auf, ein wenig davon entfernt ragte ein vereinzelt hingeworfener mächtiger Felsblock vom Boden, an dem wie ein Schwalbennest ein kleines graues Gebäude klebte. Das alles war malerisch, sehr schön, sehr poetisch stimmungsvoll, doch auch sehr hochgebirgig weltentlegen, und offenbar hatte der Ankömmling sich nach der Ueberkletterung des Reifträgers eine andere Vorstellung in Bezug auf etwas damit von ihm Erreichtes gemacht.

Auch die Andauer des Tages mochte er über=

schätzt haben. Die Sonne verwandelte sich außerordentlich rasch in eine rote Kugel und sank auf die graugezackte Horizontlinie des Isergebirgs; mit langen Luftwellen summte der Wind auf und trieb überall die hängenden Nebel wie abendlich heimkehrende Herden zusammen. Doch alles, was sich regte und rauschte, bestand nur aus nachahmenden Schattengebilden der Natur, nichts wirklich Lebendes von Fleisch und Blut war ringsum, außer dem jungen Wanderer selbst.

Er that, was sein Zweck ihm jedenfalls zu thun vorschrieb, und stieg über die Blöcke und Platten des Reifträgers nach Osten wieder abwärts. Doch konnte er dies nach kurzem nur langsamer, als er heraufgekommen, denn rasch legte sich jetzt ein graues Luftgespinnst um ihn her und verdichtete sich so stark, daß er kaum noch wenige Schritte vor sich aufzusehen vermochte. Vorsichtig mit dem Fuß von Stein zu Stein tastend, mußte er angespannt sein Augenmerk auf den schwer erkennbaren, oft merkmallosen Pfad verwenden; die Thalmulde unter ihm und die ganze Welt drumher waren, von grauem Meer überwallt, verschwunden. Fast urplötzlich war es

gekommen und bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem erst eben noch um ihn Gewesenen. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß er anderer Beihilfe als seiner scharfsichtigen Augen bedürfen könne, um unbeirrt die Richtung nach seinem Ziel zu verfolgen. Aber die gegenwärtigen Umstände belehrten ihn, daß er den Boden, auf dem er sich bewegte, und die Zwischenfälle, die sich über demselben zutragen konnten, nicht gekannt habe und auch das kühnste Selbstvertrauen nicht zu einem Zurechtfinden in der Nebelfremde verhelfe.

Zumal jetzt nicht mehr, wie er, nach ziemlich schwieriger und andauernder Mühsal vom Abhang des Felsgrates heruntergelangt, auf kurznarbigen Rasenboden trat. Er trachtete, sich der von oben erblickten Baude zuzuwenden, doch jegliche Andeutung eines Weges hörte hier auf. Außerdem war es unverkennbar nicht mehr die Wolke allein, die ihn mit Dunkel umgab, sondern schnell einbrechende Abenddämmerung gesellte sich hinzu. Mechanisch ging er etwa hundert Schritte vorwärts, dann senkte der Boden sich ihm zu sehr, die Richtung erschien ihm falsch und er drehte sich zu seinem Ausgangs-

punkt zurück. Aber er fand auch diesen nicht wieder, gelangte zwischen völlig anders aussehendes Steingeblöck. Er wußte nicht mehr, wo Norden und Süden sei, hatte jeden Anhalt verloren und sich in ein Unterfangen eingelassen, zu dessen Durchführung die Mitgift seiner Natur allein nicht ausreichte. Nun hielt er den Fuß ratlos an und sprach in das Wolkengewoge um ihn herum:

„Wie wenig kann der Beste nur!
Wie bald begrenzt ihn die Natur
Und er sich selbst! Das reichste Wollen,
Im Keime birgt's schon ein Nichtsollen.“

Die Gemütsstimmung war ihm nicht abhanden gekommen, seine unbehilfliche Lage in einen Reimspruch zu fassen. Es enthielt ja kein Unglück, auch wenn er die Nacht hier, in den Plaid, den er auf der Schulter trug, eingewickelt, hinter irgend einem Steinblock abwarten mußte. Wie seine Stimme verklungen war, kam ihm ein wenig kritisches Bedenken hinterdrein. Der Spruch war ihm fraglos aus der Betrachtung seiner eigenen augenblicklichen Situation entflossen, und er hatte sich darin unwillkürlich und ohne weiteres zu „den Besten“ gerechnet. Nun,

niemand hatte es gehört, und vor sich selbst konnte er es verantworten.

Er blickte nach einem Nachtlagerplatz umher, da schimmerte vor ihm undeutlich etwas Dunkles durch den Nebel. Ein Schatten wie eine Felsnadel, doch es veränderte die Stellung, bewegte sich vorbei. Es mußte etwas Lebendiges sein, und der Verirrte rief freudig:

„Wer da?" — „Wer da?" gab eine kräftige Stimme zurück. Auch der Schatten tauchte erkennbarer umrissen auf, es war eine ebenso kräftige männliche Gestalt. Ein Augenblick verging noch, dann stieß Gerold Fredeheide einen Ruf vollster und wohlbegründeter Ueberraschung aus:

„Emich! Das heiß' ich seltsam und guter Götter Walten!"

In der That ein höchst unerwartetes Zusammentreffen, denn der aus dem Nebel Hervortretende war Emich von Slawendorf, der junge Gutsherr von Hohenbreda und älteste Jugendfreund Gerolds. In der Provinzstadt, wo der Vater des letzteren früher Beamter gewesen, hatten sie manches Jahr hindurch neben einander auf der Schulbank gesessen, dann

zusammen die Universität bezogen und im selben Hause, Stube an Stube gewohnt. So standen sie von Kindheit auf in nächstem, vertrautestem Verhältnis, vielleicht gerade durch die Verschiedenartigkeit ihres Wesens und ihrer Charaktere darin noch mehr befestigt. Bis vor ungefähr zwei Jahren hatte kein Tag sie getrennt gesehen, da war Slawendorfs Vater plötzlich gestorben und hatte den einzigen Sohn genötigt, seine akademischen Studien abzubrechen und die Verwaltung des umfangreichen Gutsbesitzes von Hohenbreda zu übernehmen. Seinem vorausbestimmten Beruf gemäß war sein Bestreben hauptsächlich darauf gerichtet gewesen, sich möglichst umfassende, für einen großen Grundeigentümer wünschbare und verwertbare wissenschaftliche Kenntnisse einzusammeln, doch der Antrieb seiner eigenen Natur hatte ihn daneben mit nicht minderem Eifer in die Vorlesungen über philosophische und historische Disziplinen, überhaupt in solche allgemeiner humanistischer Bildung hinein geführt. Sein Verständnis und lebenswarmes Interesse für Dichtung und Künste, obgleich er sich auf keinem dieser Gebiete selbstschöpferisch zeigte, knüpfte mit den Jahren das Freundschaftsband

zwischen ihm und Gerold Fredeheide noch enger, und die ersten poetischen Versuche des letzteren fanden an ihm einen ebenso teilnehmenden als einsichtigen, nicht zu oberflächlichem Lobe bestimmbaren Beurteiler. Nun aber hatten es die auseinander gewichenen Lebensbahnen der beiden Freunde mit sich geführt, daß sie sich seit bald zwei Jahren nicht mehr gesehen. Nur Briefe waren zwischen ihnen gewechselt worden, von seiten Gerolds oft solche in Versen und Reimen, wie der Augenblick sie ihm aufs Blatt fließen ließ, doch in den letzten Monaten war auch eine Pause ihres schriftlichen Austausches eingetreten. Einer mochte auf Nachricht vom andern gewartet haben oder jeder durch anderes in Anspruch genommen gewesen sein. Da brachte in der That ein eigentümlicher Zufall sie heut im tiefen Nebel auf dem Hochkamm des Riesengebirges zu einander.

Nachdem ihr erstes freudiges Erstaunen sich gelegt, erläuterte sich indes die Anwesenheit Slawendorfs hier oben in einfacher Weise. Sein Gut lag unfern westwärts am Fuße des Isergebirgs, und er brachte alljährlich wiederholt mehrere Tage in der hiesigen Gegend zu. Besonders um diese Jahreszeit, die

noch keinen Touristenschwarm heraufführte, lockte die einsame Stille ihn hieher, die sein leeres Haus ihm freilich auch zur Genüge, indes doch von völlig anderer Art als auf der Bergeshöhe, bot. Er nahm als selbstverständlich an, daß der Freund ihn auf Hohenbreda zu besuchen beabsichtige und eine Wanderung über den Riesenkamm damit verbunden habe. So erfuhr er etwas verwundert, Gerold sei westwärts vom Petersdorfer Thal her, mithin unweit an dem Gute vorübergekommen, und der Antwortende fügte mit einiger Hast nach, er habe natürlich jene Absicht gehabt, nur vorderhand heute noch zu einem Besuch in den Bobergrund hinunter gewollt. Der letzte Abendschimmer ließ ein leises Lächeln um den Mund Emichs von Slawendorf unterscheiden, wie er entgegnete:

„Du scheinst die Dinge noch immer ein wenig leichter zu nehmen, als sie manchmal sind, und nicht ganz genau zu wissen, wo Du Dich in der Welt befindest.“

„Warum?“ lachte der Angesprochene; „Du scheinst, noch immer die Neigung zu haben, sie für etwas schwieriger als in Wirklichkeit anzusehen.“

Der junge Landedelmann versetzte, gleichmütig die Finger seiner linken Hand aufrichtend:

„Ich kenne allerdings Weg und Steg hier nur aus praktischer Erfahrung und weiß, wie lange meine Füße bis zum Bobergrund gebrauchen würden; um wie viel schneller der Pegasus dahin zu kommen im stande ist, kann ich nicht bemessen. Aber für mich ist's bis aufs hohe Rad eine Stunde — Große Sturmhaube wiederum eine — über die Kleine Sturmhaube, den Mädelstein und Silberkamm auf die Schneekoppe drei Stunden — in den Bobergrund hinunter zwei — in Summa sieben Stunden. Ich glaube, dafür hätte der Tag auch ohne seine heutige etwas vorzeitige Dunkelheit kaum ausgereicht, und da die Nacht keinen Mond, noch Du, meines Wissens, Katzenaugen besitzt, würdest Du Dich auch wohl ohne mein Hiersein zu einem vorherigen Uebernachten veranlaßt gesehen haben."

Eine sehr freundschaftliche, doch nicht verkennbare leise Ironie klang durch die Worte des Sprechers; Gerold wiederholte, in Wirklichkeit hörbar überrascht:

„Noch sieben Stunden? So weit hatte ich es allerdings nicht mehr geschätzt. Indes, Deinem

guten Rat, zu übernachten, wollte ich, auch eh' Du ihn mir gegeben, just nachkommen und stand gerade im Begriff, mir hier die beste Bettstelle dafür auszusuchen. Nun gerate ich durch Dich vermutlich in eine weniger romantische. Es ist eigentlich schade, die Schlafstatt da hätte ihre Reize gehabt."

„Wahrscheinlich recht kühle."

„Da hätte ich mich früh aus den Federn gemacht."

„Wer weiß, vielleicht wärest Du auch recht lange liegen geblieben!"

„Weshalb denn das?"

Slawendorf hatte prüfend eine Hand in den rasch kühler werdenden Wind über sich aufgehoben und erwiderte:

„Nun, ich meine nur; man kann's nicht gerade vorher sagen. Ihr Poeten kennt den Mai drunten, hier oben ist er zuweilen etwas anders. Komm, es wird Zeit, daß wir ein Dach über uns ziehen."

„Ich sah vorhin von droben eines, das wie ein Nest an einem großen Stein hing. Ist das Dein Aufenthaltsort? Es muß hier in der Nähe sein."

„Für den, der's im Nebel finden kann, ja, für

andere weit genug, um das Dach für sie nicht vorhanden zu machen. Außerdem hättest Du sonderbare Betten hier finden können, von etwas vertiefter Konstruktion. Hast Du ungefähr eine Ahnung davon, was für ein Haus es gewesen sein mag, das Du vorhin wahrgenommen?“

„Nein. Mich bedünkt's ziemlich einerlei, wenn's nur ein Haus ist.“

„Es heißt die Schneegrubenbaude, weil ein paar Löcher dran liegen, die auch der Sommer mit Schnee gefüllt läßt. Aber er befindet sich ein paar hundert Fuß tiefer als der Boden, auf dem wir grad hier gehen.“

Gerold Fredeheide lachte.

„Soll das besagen, ich könnte nach Deiner Meinung dort hinunter gestürzt sein? Ich habe noch Augen im Kopf, Freund, um ein Schneeloch zu erkennen.“

Sie gingen durch den Nebel, der jetzt eine dick wie mit einem Messer zu durchschneidende, eisig die Haut umklammernde Masse bildete. Für den Unkundigen besaß der Boden keinerlei Richtungsmerkmale, doch Slawendorf verfolgte augenscheinlich nach

ihm bekannten geringfügigsten Anzeichen unbeirrt eine Wegdeutung. Er hielt als Führer die Hand des Freundes, zog diesen aber nun mit einem plötzlichen Ruck jäh an, so daß der schon vorgehobene Fuß desselben wieder zurückfallen mußte. Dazu äußerte er:

„Noch einen Schritt, und Du hättest kein Bett mehr gebraucht, Gerold."

Der Wind schnitt dem unvermutet Angehaltenen scharf wie mit Eisnadeln ins Gesicht, und er wurde jetzt erst gewahr, daß er sich kaum mehr als fußbreit von einem senkrechten Felsabsturz befand, unter dem es, fahl und ungewiß, ein wenig heller als der Nebel umher heraufschimmerte. „Du siehst," lächelte sein Führer, „daß man sich nicht immer auf die Augen, die man im Kopf hat, allein verlassen kann, sondern zuweilen gut daran thut, sich vorher ein wenig über die Topographie einer Gegend zu unterrichten, in der man möglicherweise in Nebel und Wolken gerät. Insofern hast Du bisher vielleicht den praktischen Wert unseres Zusammentreffens hier ein bißchen unterschätzt. Und auch die warme Suppe und ein gutes Glas Wein, zu denen ich Dich nun

bringen will, denke ich, haben an solchem Abend etwas für sich."

Nach wenigen Minuten tauchten die Umrisse eines großen Felsblockes und eines darangebauten Häuschens vor ihnen auf, doch erst als sie fast unmittelbar vor dem letzteren standen. Sie waren vor der Schneegrubenbaude und traten in die kleine Thür derselben ein. Nur ein einziger geringfügiger Raum, Stube und Küche in einem, empfing sie; das Haus war nicht viel mehr als eine Schutzhütte, welche Bergwanderern schlichte Bewirtung und noch einfachere Unterkunft für die Nacht oder bei Unwetter bot. Der Wirt schürte auf dem Herd eine flackernde Flamme mit harzig duftendem Wachholderreisig höher an, drehte sich den Eintretenden zu und sagte:

„Wenn Sie's nicht gewesen wären, Herr Baron, hätt' ich Angst bei dem Nebel gehabt. Er fühlt sich wie ein gefrorenes Katzenfell an, das bringt nichts Gutes für die Nacht. Aber Sie wissen besser Bescheid hier oben als ich selber, da kann nichts passiren."

„Noch ein Gast für heut und obendrein der beste, den ich gewußt hätte," erwiderte der Ange-

sprochene. „Ich habe ihn Ihnen eingefangen, Reibedanz, sonst wäre er an Ihrem weltberühmten Hotel vorbeigelaufen. Als Lohn bedinge ich mir dafür auch das Beste aus, was Sie in der Schüssel und im Glas haben. Nun mach's Dir bequem, Gerold, auf dem schwellenden Tannendiwan da, und sei mir willkommen, mein Alter! Dir geht's wohl, Du siehst aus wie der junge Maitag drunten im Thal. Du sagtest's gleich, das haben die Götter einmal hübsch gefügt; ein Poet hat immer das richtige Wort schneller bei der Hand als unsereins. Was willst Du denn eigentlich im Bobergrund?"

Emich von Slawendorf hatte beide Hände auf die Schultern Gerold Fredeheides gelegt und nickte ihm einen Gruß herzlicher Freude ins Gesicht. Er war ein wenig kleiner als der letztere, doch dafür stärker in der Breite; man hätte sie nicht für gleichalterig gehalten, sondern ihm etwa fünf Jahre mehr zugemessen. Seine sehr einnehmenden Züge besaßen gleichfalls jugendliche Frische, aber etwas Festeres, weiter zur Unveränderlichkeit männlicher Reife Ausgeprägtes. In den Augen lag ein ernsthafter, beinahe leicht melancholisch gemahnender Ausdruck, der

von einem Gefühl innerlicher Einsamkeit zu reden schien, die wohl das Wort, doch nicht das Herz auf der Zunge zu tragen gewohnt sei. Es war nichts Scharfes in seinem Blick, allein man sah, daß derselbe sich nicht leicht täuschen ließ, sondern sich figürlich wie natürlich auf alles mit ruhiger, zielbewußter Prüfung heftete, bevor er dem Kopfe die Bildung eines Urteils darüber anheim gab. Der außerordentlich feingeschnittene Mund verriet die Neigung zu einer leisen ironischen Regung. Sie stand mit dem etwas schwermütigen Charakter der Augen nicht im Widerspruch, denn es war offenbar kein volles, bedachtlos frohsinniges Lachen daraus zu erwarten, wie es oftmals über die Lippen Gerold Fredeheides heraufkam, vielmehr nur ein geräuschloser Reflex eines ihm von außen entgegentretenden Bildes oder in ihm selbst sich erzeugender, ungesprochener Gedanken. So stellte er bei näherer Betrachtung fraglos einen starken, mehr noch inneren als äußerlichen Gegensatz zu dem Jugendfreunde dar, doch unverkennbar leuchtete sein Gesicht von der Freudigkeit eines vollerregbaren, warmen Herzensgefühls über die unverhoffte Begegnung.

Gerold gab nun auf die Frage, was er im Bobergrund wolle, die Auskunft, daß er durch Zufall mit dem Grafen Gunther von Tannenberg bekannt geworden und von diesem zu einem Sommerbesuch und Benützung der Bibliothek auf seinem Gut eingeladen sei. Ueberrascht versetzte Slawendorf:

„Nach Tannenberg willst Du?“

„Ja, ich gedachte die Wanderung über das Riesengebirge damit zu verbinden, hatte die Entfernung aber geringer geschätzt. Kennst Du den Grafen?“

„Nun, als Nachbar; zu Pferde ist's von Hohenbreda kaum drei Stunden dahin.“

Der junge Edelmann antwortete es kurz und fragte, wie Gerold zu der Bekanntschaft gelangt sei. Dieser erzählte von ihrem zufälligen gemeinsamen Herbstaufenthalt im vorigen Jahre, sowie von dem abermaligen Zusammentreffen in dem gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt, wo er an dem Abend eine am Ausgang des Mittelalters handelnde Novelle vorgelesen und sich dadurch die Gunst des Grafen erworben zu haben scheine. Ihn selbst befalle mit dem Enden des Winters stets ein ungeheures Verlangen

nach Wäldern und Bergen, dazu sei die Aussicht auf alte, seltene Bücherkuriositäten gekommen, so daß er der liebenswürdigen Aufforderung gern Folge geleistet und sein Gepäck an die dem Gute nächstbelegene Eisenbahnstation voraufgeschickt habe.

„Das hättest Du alles bei mir auch haben können," erwiderte Slawendorf ein wenig trocken, „vielleicht mit Ausnahme der Bibliothek, die drüben reichhaltiger sein mag." Er schwieg ein paar Augenblicke und setzte dann hinzu: „Es nahm mich im ersten Moment wunder, allerdings ist es schwer voraus zu sagen, was ein Gefallen des Grafen Tannenberg verursacht, und er hat eine Liebhaberei für das Altdeutsche. Hast Du auch seine Kinder kennen gelernt?"

„Die Tochter — oberflächlich," entgegnete Gerold Fredeheide. Der Wirt kam und unterbrach, den Tisch deckend, das Gespräch. Er hatte ausnehmend hurtig ein Abendessen hergerichtet, die dampfende Suppe und die wohlthuend vom Herdfeuer ausgehende Wärme erzeugten ein behagliches Gefühl in dem kleinen, von einer höchst primitiven Hängelampe nur kärglich erhellten Raum. Der gute Appetit der

beiden Freunde machte der einfachen Mahlzeit Ehre, dann saßen sie bei einem Flacon überraschend vortrefflichen Ungarweins zusammen.

„Die Grenze ist nicht weit,“ erläuterte Slawendorf lächelnd, „da kommen solche Flaschen manchmal herüber, ohne daß unser Wirt selbst recht weiß, wie. Er meint, der alte Rübezahl habe seine Hand dabei im Spiel und lege sie ihm nächtlich in sein Kellerloch herein. Stellen Sie uns noch ein Flacon zurecht, Reibedanz — mein Freund macht Verse und die machen trockene Kehlen — und dann steigen Sie nur nach Lust und Bedürfnis die Hühnerleiter hinauf, kriechen unter Ihren Daunensack und thun das Beste, wozu der Mensch auf der Welt ist, besonders wenn er wie Sie — mit den Hühnern kann man hier nicht sagen — aber mit den Krähen aufsteht. Wir beide haben lange nicht zusammengesessen und bleiben ein bißchen länger; Sie können sich deshalb auch Ihr Hauptvergnügen machen, zu schnarchen, wenn Sie das Haus nur nicht damit umwerfen. Ich will das Feuer und Licht auslöschen und dem Ehrengast sein fürstliches Nachtquartier oben zeigen.“

Der schon ziemlich bejahrte, zur Zeit noch ganz

allein in der einsamen Baude hausende Wirt hatte bereits manchmal mit den Lidern genickt und kam sichtlich der an ihn gerichteten Aufforderung, sein Bett aufzusuchen, sehr bereitwillig nach. Andererseits fiel seine Entfernung den Zurückbleibenden in begreiflicher Weise ebenso erwünscht; mit einem harmlos liebenswürdigen Humor hatte Emich von Slawendorf den Alten in seinen windigen Kammerverschlag hinaufgeschickt, und die Unterhaltung sprang noch eine Weile in heiterer Art zu dieser und jener gemeinsamen Erinnerung der Jugendgenossen hin und her. Aber dann ward der junge Gutsherr stiller und führte öfter sein Glas wortlos zum Mund, so daß Gerold Fredeheide zuletzt einmal sagte:

„Mich däucht, Du bist schweigsamer als früher geworden, Emich.“

„Wohl möglich; man entwöhnt sich des Redens, wenn man stets allein in seinem Haus sitzt.“

„Warum thust Du's? Du bist in der Lage und solltest Dir eine Frau ins Haus holen. Uebrigens, scheint's, entwöhnst Du Dich auch des Schreibens. Ich habe auf meinen letzten Brief an Dich vom

Januar keine Antwort bekommen. Oder hast Du ihn etwa nicht erhalten?"

„Doch," — um die Lippen Slawendorfs ging der leichte ironische Zug — „aber nicht recht verstanden. Deutlicher ausgedrückt, bin ich nicht klug daraus geworden. Es war ein kurioses Schriftstück; ich glaube, wenn Du es heut läsest, würdest Du es selbst nicht ganz mehr begreifen."

Gerold Fredeheide war etwas rot geworden. Er öffnete die Lippen, doch schloß sie wieder, und es hatte den Anschein, daß er die Absicht gehabt, anderes zu entgegnen, als was er nun rasch erwiderte:

„Ich erinnere mich wirklich kaum mehr, nur daß ich in einem heftigen Katarrhfieber schrieb. Was war denn so kurios daran?"

„Ja, den Eindruck, daß Dich etwas verschnupft habe, machte es allerdings," lächelte Slawendorf, „und Dein Schnupfen schien mir der realen Welt ein wenig geringere Bedeutung beizumessen, als sie verdient oder verlangt, wie Du lieber willst. Sie mag oft sehr thöricht und widerwärtig daneben sein, aber sie ist da, ist eine Größe, von welcher der Mathematiker sagt, daß man mit ihr rechnen muß.

Das sprachst Du freilich in Deinen Versen, wie mir einfällt, gleichfalls aus, bezwecktest, das Leben richtig zu schätzen und Dich darnach mit ihm auseinanderzusetzen. Nur hast Du meines Erachtens dies ein bißchen vom siderischen Standpunkt aus gethan, etwa so, wie es für uns beide hier oben in der Schneegrubenbaude ganz angebracht wäre, wenn wir bis ans Ende unserer Tage drin bleiben würden und nicht wieder in die reale Welt hinunter müßten. Ich glaube indes, damit wärest auch Du nicht völlig einverstanden; ich könnte es eher sein, denn mir gestaltete sich der Unterschied von meiner Lebensführung drunten nur wenig bemerklich. So könnte ich meine ‚ideale Welt‘ — erlaube, daß ich auch bei mir von einer solchen rede — hier unangefochten ihr Dasein führen lassen wie den Pflanzenwuchs draußen, der nichts anderes um sich hat als Wind, Wolke und Sonne. Du jedoch, Freund, willst Deiner idealen Welt drunten und außer Dir selbst einen Tempel bauen, wo Kräfte sind, die ihr widerstreben. Das besagt, Du mußt gegen sie kämpfen, mutmaßlich als ein einzelner wider viele. Was es ist, wonach Du trachtest, hat Dein märchenhaft romantischer Brief

mir nicht verständlich ausgesprochen, nur daß Du es den ‚Weg zum Glück‘ benennst. Es gibt sicher keinen, der Dir mehr Glück auf diesen Weg wünscht, als ich; aber welches Ziel Du erstreben magst, wenn Du dabei in Widerstreit mit der Thatsächlichkeit der Menschen und Dinge drunten gerätst, so versichere Dich vorher guter, verlässiger Bundesgenossen, Gerold, eh' Du Dich ins Turnier wagst. Ich lese in jedem Winter einmal die sonderbare Profanbibel des Miguel Cervantes wieder und erkenne in seinem Helden nicht allzu selten auch mich selbst oder wenigstens verhaltene Gedanken meines Ichs. Sonst will ich Dich nicht mit dem allzu ideal vertrauensvollen Ritter in Vergleich bringen, aber glaube mir, was das Buch seines Schöpfers von der realen Welt berichtet, gilt immer und überall gleich, wie verschieden die Zeiten und Völker äußerlich auch aussehen mögen.“

Die Jahre, welche Emich von Slawendorf in der abgeschiedenen Stille seines Landgutes verlebt hatte, mußten für die Reifung seiner Erkenntnis der Weltdinge mehr als doppelt gezählt haben. In seinen Augen und seinem Wesen lag alles eher als

dürr prosaische Nüchternheit der Lebensauffassung, und so standen die von ihm vorgebrachten besonnenen Maximen wie der ruhige Ton ihrer Warnung in überraschendem Gegensatz zu seiner jugendlichen Erscheinung und seinem wirklichen Alter. Seine Natur mochte es freilich mit sich gebracht haben, daß er von jeher seinen Jahren voraus gewesen war, doch aus seinen Worten klang zugleich etwas, das an das „Crede experto!“ des römischen Mentors gemahnte. Gerold Fredeheides Gesicht hatte sich beim Zuhören noch mehr als zuvor gerötet; er versetzte jetzt rasch:

„Meine damaligen Verse enthielten nur allgemeine Phantasien, ich sagte es Dir, vielleicht vom Fieber diktirt, ins Blaue schweifende Märchenromantik, wie Du es richtig benannt. Laß uns von Dir reden, Emich; es ist etwas verändert an Dir, und Du beunruhigst mich. Man sollte Dich für ein Jahrzehnt älter halten, als Du bist. Ich bin von je an Kritik bei Dir gewöhnt, aber Du scheinst mir Neigung gewonnen zu haben, alle Schönheit des Lebens zu zergliedern und nichts davon übrig zu lassen. Du wirst auf Deinem Gut zum Eremiten, Freund, und brauchst etwas, das Dich mit neuer

Liebe zum Leben erfüllt. In verbo amoris salus et remedium! Du warntest mich, nicht ohne gute Beihilfe zu kämpfen; Dir thut eine Bundesgenossin nötiger als mir. Vorhin sprach ich's schon, Du mußt Dir eine Frau suchen. Schönheit und Liebe sind die Heilmittel oder vielmehr die zur göttlichen Einheit verbundene Panacee, deren Du bedarfst."

Der junge Poet hatte hurtig fortgesprochen, wie es schien, nicht ausschließlich aus Interesse an dem Freund, sondern auch in einer gewissen Beflissenheit, die Rede von sich selbst abzulenken. Slawendorf hielt den Kopf in die Hand gestützt, sah nun auf und wiederholte:

„Schönheit und Liebe? Hältst Du die beiden zu einer Einheit verbunden — vielmehr dessen in Wirklichkeit fähig?"

„Ich denke, die Alten lieferten schon in ihrer Aphrodite den Beleg."

Emich schüttelte den Kopf.

„Das ist Mythologie, Poesie oder Phantasie. Aber wenn wir philosophiren, so meine ich, müssen wir sagen, sie sind keineswegs identisch, nicht einmal verwandt, trennen sich eher von einander, als daß

sie sich verbinden. Sie sind wie Geist und Herz; eine Kluft kann sich dazwischen dehnen, welche der Irrtum der Empfindung mit einer Brücke von grünem Schlinggerank überdeckt. Doch wenn man den Fuß drauf setzt — was macht denn die Nacht draußen? Es wird in Hirschberg Mitternacht schlagen."

Er stand auf, trat an die kleine Thür und öffnete sie. Dann wandte er die Stirn:

„Komm doch einmal!"

Gerold folgte der Aufforderung und sah erstaunt den Boden draußen mehrere Zoll hoch weiß überzogen, während vom Himmel noch ein gleichmäßiges dichtes Schneeflockengemenge weiter herabwallte. Slawendorf nickte hinaus:

„Das ist der Mai hier oben, erst Nebel, dann Schnee; meteorologisch angesehen, verhält er sich drunten besser. Du siehst, daß Du eine etwas kühle Decke zur Nacht gehabt hättest, Gerold, und da Dir offenbar an Deinem warmen Herzschlag noch liegt, war's nicht so übel, daß die sogenannte Vorsehung mich Dir im Nebel noch rechtzeitig in den Weg gebracht. Uebers Gebirg weiter wirst Du jedoch morgen nicht gehen können, sondern mußt direkt nach Schmiede-

berg hinunter und über den Schmiedeberger Kamm in den Bobergrund."

Er trat an den Tisch zurück und füllte den Rest des zweiten Flacons in die beiden Gläser.

„Schlaf wohl, Freund! Die Rübezahlware des alten Reibedanz ist gut, und der Abend war's nicht minder, — nur zu kurz, und die Aussicht auf Dein Kommen nach Hohenbreda ist mir doch zu lang und unsicher. Ich werde Dir morgen das Geleit nach Tannenberg geben und Dir so noch ein Stück weiter als Führer dienen."

Freudig überrascht fiel Gerold ein:

„Du willst mit mir —?"

„Ich bin seit längerem einen Besuch dort schuldig und nütze die Gelegenheit. Also auf Deine ideale Welt! Es wäre schön, wenn sie ein bißchen realer wäre oder würde. Hoffen wir's, Freund!"

Sie stießen an und leerten den feurigen Ungarwein in den Gläsern. Dann führte Slawendorf den neuen' Hausgast über eine leiterartige Treppe in einen kaum für weiteres als eine Bettstatt ausreichenden Bretterverschlag hinauf, wo Gerold Fredeheide nach den Anstrengungen des Tages rasch in festen

Schlaf fiel, während der junge Gutsherr sich noch aus seinem kleinen Kammerfenster lehnte und eine Weile in das Schneegetriebe der winterlichen Mainacht hinaussah. Sein Mund murmelte dazu:

„Prüfen wir's noch einmal, ob man durch den Nebel in Schnee gerät!“

*

Der anbrechende Morgen zeigte den Hochkamm des Riesengebirges überall, wo dieser aus dem dunklen Waldgürtel aufragte, weiß überdeckt. Winterlich glanzhell und blendend stand der mächtige Wall im vollen Sonnenlicht über der warmen Frühlingswelt des Hirschberger Thals. Andere Kräfte und Willensäußerungen der Natur geboten droben als unten in der Tiefe; der Blick hing bewundernd an der gleichmäßig rein ins Blaue aufleuchtenden Höhe; sie besaß etwas von einem Gleichnisbild einsam sich über das Allgemeine emporhebender idealer Gedanken. Aber die real der alljährlichen Vorschrift des Mai's botmäßige Niederung darunter war linder das Gefühl umfließend, für Menschenempfindung anmutender und erfreuender.

Uebrigens erschien, von weitem gesehen, auch der Bobergrund mit weißem Geflock überschneit, doch wandelte es sich dem näher Kommenden in Millionen von Obstblüten um, die im Thal und an den Geländen einen duftig lockeren Teppich über dem Grün des Bodens ausspannten. Die hohen Laubbäume des großen Parkes von Tannenberg ragten fernhin drüber auf; dunkel und ernst mischten Nadelholzwipfel tiefe Schlagschatten hinein. Die breiten Wege drunter und die vom Bober abgeleiteten hindurchgeschlängelten Wasserläufe blickten vornehm um sich. Man sah, sie wurden von sorglichen Händen tadellos erhalten; der Natur ward hier nirgends selbständige Willkür verstattet. Obwohl das Thal sich nahe unter dem östlichen Absturz der Schneekoppe hinunterzog, ließ sich von dieser selbst nichts gewahren. Zum Teil waldige, zum Teil kahle Vorberge verdeckten sie, das Schloß lag fast rundum zwischen hohe und niedrigere Gebirgslehnen eingebettet.

Die Vogelwelt kam vom frühen Morgen an im Park ihrem Jahreszeitberuf nach. Tausend Finken schmetterten um die Wette im lichtgrünen Laubwerk, Stieglitze hingen zwitschernd am dünnen Endgezweig,

Rotschwänzchen und Fliegenschnäpper schossen über den Rasenplätzen blitzartig hin und her, um wieder bewegungslos auf einem Ast, Pfahl oder Stein im Sonnenschein dazusitzen, und das helle „Zia—zia—zia" des Baumpiepers tönte unablässig, wie im Kreise umschwebend, aus der schimmernden Luft. Sonst aber war es still und unbelebt im Tannenberger Schloßpark, nur Gerta Meseritz suchte ihre alten Lieblingsgänge und -Plätze darin auf. Ihr Gesicht hatte wohl kaum andern als frohsinnigen Ausdruck im Leben kennen gelernt, doch es zeigte heut noch eine schönere Abart davon, eine stille, köstliche Freudigkeit, die gleichsam wie ein Abglanz von Sonne und Himmel, dem frischen Grün der Bäume und dem farbigen Blütenschmuck der Wiesen auf ihren Zügen lag. Man sah, daß sie sich sehr wohl allein unter den heiteren Stimmen ihrer „Kollegen in Feld und Wald" fühlte, wie sie am Abend ihrer Ankunft auf Tannenberg die gefiederten Frühlingsgäste um sie benannt; manchmal lachte sie leise vor sich hin. Offenbar über irgend etwas, das ihr in den Sinn kam, doch es klang nichts Verletzendes, nicht einmal spöttische Lustigkeit daraus, sondern es war ein dem Vogel-

gezwitscher umher ähnlicher Ton, ein unwillkürlicher Naturlaut ihrer Wesensart und innerlich fröhlichster Stimmung. Diese erinnerte an solche eines Kindes, dem ein Geschenk verheißen worden und das halb ungeduldig, halb sich des schönen Zustandes der Erwartung bewußt, darauf harrt. Was es war, worauf sie sich freute, sprach nichts aus; es mochte das Ziel sein, dem ihr Fuß zustrebte. Nun hatte sie's erreicht, eine kleine Bank am stillen Außenrand des Parkes, die, zwischen zwei hohen Pappeln stehend, weit über Fluß und Feld thalabwärts gegen die nördlichen Bergwände hinaussah. Es war nichts Großartiges in dem Blick, doch friedlich Idyllisches, heimlichem poetischem Gefühl einer Menschenbrust verwandt, die nach einem Einklang der Außenwelt mit ihrem eigenen Innern suchte. Gerta hatte an dem Gesellschaftsabend in der Hauptstadt Walfrade Tannenberg übermütig lachend zugeflüstert, dieselbe möge sie hier begraben lassen, falls sie an einem Schlaganfall oder Lachkrampf zu Grunde gehe.

Man gewahrte von der ziemlich hoch belegenen Bank aus ebenfalls eine lange Strecke hinab die weiße, geschlängelte Landstraße, die zu der Eisenbahnstation

führte, von der Gerta hieher gekommen. Jetzt saß sie und schaute hinüber, dazwischen zeichnete sie mit der Zwinge ihres Sonnenschirms mechanisch Buchstaben in den weichen Sandboden vor ihren Füßen. Die Straße lag ziemlich gleichmäßig leer; ab und zu tauchte einmal in der Ferne ein Wagen oder eine gehende dunkle Gestalt auf. Dann hielt die Sitzende derselben eine Weile aufmerksam die Augen entgegengewandt, wie man es wohl bis zu der Vergewisserung thut, ob man sich in der ersten Beurteilung des noch nicht erkennbar Herankommenden getäuscht oder nicht.

Wer zugegen gewesen wäre, hätte etwas Unvermutetes wahrgenommen. Auch ernsthaft, beinahe nachdenklich konnte Gerta Meseritz aussehen. So blickte sie jetzt einmal vor sich hin, und es stand ihr fremdartig, doch ansprechend. Sie richtete ihr geistiges Augenmerk, wie zuvor ihr physisches, offenbar auf irgend etwas, das sich ihm gleichfalls noch nicht deutlich unterscheiden ließ, und das verursachte solche durchaus ungewohnte Veränderung ihres Gesichtsausdrucks, — keine Trübung seiner inneren Freudigkeit, aber ein leicht von außen darüber schattendes

Wölkchen, das sie durch Nachdenken zu zerteilen und aufzulösen suchte.

Bei dieser Beschäftigung hörte sie nicht, daß ein leicht klirrender Fuß hinter ihrem Rücken durch den Park herankam, sah erst ein blaues Uniformgeleucht dicht vor ihr auftauchen, als der junge Graf Egenolf sie ansprach:

„Hieher führen also die schmalen Fußspuren der schönen Cousine? Sie scheint Lust zu haben, sich in einen Einsiedlervogel zu verwandeln, wie man in Brasilien eine goldgrüne Kolibriart benennt. Aber einem geübten Jägerblick entgeht auch eine so kleine Fährte nicht.“

Gerta sah jetzt auf und alle Nachdenklichkeit war aus ihrem Gesicht verflogen. Sie versetzte:

„Ah, Sie sind's, Vetter? Ist Ihre Stunde schon aus? Sie haben wohl grade Naturgeschichte, Abteilung Vögel, gehabt? Pardon, Ihr wunderschönes blaues Gefieder erinnert mich erst, daß Sie auch um ein paar Jahre älter geworden sind und bei einem andern Hofmeister in der Lehre stehen.“

Sie lachte ihn an; ihre Antwort hatte ziemlich unverblümt besagt, sie betrachte ihn noch als den

großen Schulknaben, der er früher gewesen, und leiste Verzicht darauf, von ihm hier besucht und in galanter Manier unterhalten zu werden. Er biß sich ein wenig auf den Schnurrbart und entgegnete, diesen wieder von der Oberlippe zurückstreichend:

„Da komme ich ja recht, liebe Cousine, denn Sie scheinen hier Schönschriftübungen anzustellen. Vielleicht kann ich Ihnen etwas daran nachhelfen, daß Sie nicht gezankt werden. Besonders leserlich ist Ihre Hand nicht."

Er bückte den Kopf gegen die vorher von ihr in den Sand gekritzelten Schriftzeichen. Gerta Meseritz hob mechanisch die Zwinge ihres Schirms, um auslöschend darüber wegzufahren. Doch sie ließ die Bewegung auf halbem Weg unausgeführt, und Egenolf buchstabirte:

„N—e—i—d — Neid. Was verursacht Ihnen Neid? Diese Bank ist zu beneiden, daß Sie dieselbe zum Aufenthalt wählen. Wie heißt die zweite Silbe? Hab — nein — hat — auch nicht — hart. Neidhart! Da hört meine Sprachkunde auf. Was ist das?"

„Verschrieben!" antwortete Gerta gleichmütig und

veränderte die letzte Silbe mit äußerst deutlicher Schrift in „hammel".

„Und was ist das nun?" fragte der junge Offizier.

„Jemand, der einem andern etwas nicht gönnt, zum Beispiel einen Platz, auf dem er sich allein befinden möchte."

Egenolf schlug das Blut ein wenig ins Gesicht, doch er erwiderte rasch:

„Ah, das müßte ein unliebenswürdiges Geschöpf sein; ich hoffe doch, daß es solche auf Tannenberg nicht geben wird, — zumal, wenn sie sich unterstehen sollten, meine liebenswürdige Cousine zu belästigen. Da wüßte ich, wozu ich meinen Degen an der Seite trage."

Es entflog Gerta unwillkürlich in der alten Anredeweise der früheren Jahre:

„Das ist ja hübsch und von mir verdienstvoll. Sonst wüßtest Du's wohl nicht, Egenolf?"

Augenscheinlich kam dies Versprechen von ihrer Seite einer eigenen Absicht bei ihm behilflich entgegen, denn er fiel ein:

„Es freut mich, aus Deinem reizenden Mund,

liebe Cousine — mir erschien es in den letzten Tagen immer unnatürlich — zwischen so nahen Verwandten — daß wir uns nicht in der ehemaligen Art anredeten."

„Wie nicht? Ach so!" Ihr kam's jetzt erst, daß sie sich versprochen gehabt. „Meinetwegen, gewiß, gern, auf ein Fürwort — Pronomen heißt ihr Gelehrten es ja wohl — kommt's mir nicht an. Man nennt ja Kinder auch immer du; wenn's Dir lieber ist, Vetter, will ich Dich ebenfalls wieder so anreden."

„Es klingt so viel näherstehend und vertraulicher," entgegnete er und ließ sich neben ihr auf die Bank nieder. Doch Gerta Meseritz stand im selben Augenblick auf und versetzte lachend:

„Gewiß, man braucht wechselseitig nicht so viele Umstände zu machen, sondern kann einfach sagen: Da kommt Schmolks weißer Bart drüben; ich habe etwas mit ihm zu bereden. Bleib Du hier, lieber Vetter, und behalte die Bank für Dich allein."

Wie ein huschender Vogel war sie schon um ein Dutzend Schritte davon, ehe der junge Graf, halb verdutzt nachblickend, begriff, was ihre in herzlich

vertraulichem Ton geäußerten letzten Worte eigentlich besagt hatten, obwohl der Inhalt sich unendlich kurz und einfach dahin zusammenfassen ließ: „Du bist mir sterbenslangweilig, und bleibst Du hier, so geh' ich fort!“ Er hackte wieder mit den Zähnen nach seinem Schnurrbart, der dafür entgelten mußte, daß unter ihm kein kluger Einfall hervorgeraten war; denn trotz seinem ausgezeichneten Selbstbewußtsein konnte er sich doch der Erkenntnis nicht ganz verschließen, er sei mit seinem Vorhaben gegen die lachende Zunge Gertas nicht aufgekommen. Es ließ sich nicht einmal sagen abgeblitzt, da sie gar keine Ahnung davon gewonnen zu haben schien, aus was für Beweggründen er ihr hieher nachgegangen sei. Sie hatte ihn schlechtweg als einen unreifen Jungen behandelt, wie er es bei ihrem letzten Zusammensein noch gewesen, als sie ebenfalls bereits die volle Stellung einer jungen Dame eingenommen. So mischten sich in ihm die Gefühle, mit denen er ihr nachschaute, doch stand in seinen Augen zu lesen, daß der Reiz, den die redegewandte Cousine auf ihn ausübte, durchaus keine Einbuße erlitten habe.

Der Vorwand, den sie für ihr Davongehen

vorgebracht, war übrigens insoweit kein erfundener, als der Tannenbergsche Gutsförster Schmolk in Wirklichkeit auf einem Feldpfad drüben dem Parkrand zuwanderte. Gerta Meseritz rief ihn an, und er kam, kurz an seinem Filzhut rückend, ihr halbwegs entgegen. Sein Haar und der breite, bis auf die Brustmitte reichende Vollbart hatten sich frühzeitig kalkweiß gefärbt und verliehen ihm bei seiner offenbar noch vollrüstigen Manneskraft eine ehrwürdige Erscheinung; in seinen beiden wasserblauen Augen lag etwas unendlich Treuherziges, ein stiller Ausdruck gutmütiger Einfachheit, um nicht Einfältigkeit zu sagen. Er war der Stellung, dem Beruf und Namen nach Förster auf Tannenberg, eigentlich aber seit einem Vierteljahrhundert Gutsverwalter, Inspektor, Faktotum des Grafen und vollständiger Stellvertreter des letztern während seiner Abwesenheit. Es ließ sich schwer entscheiden, wen von den beiden die Gutsangehörigen als endgiltigen Ausschlaggeber in allen Angelegenheiten betrachteten und vor wem sie deshalb mit sorglicherer Beflissenheit die Mützen abzogen. Wie er nach der Erwähnung im Briefe Walfrade Tannenbergs diese schon als kleines Ding auf dem

Arm an die Kirschbäume aufgehoben, so hatte er auch mit Gerta Meseritz noch Rübezahlspiel und Umtrieb gehalten, sie oft huckepack auf den Rücken geladen und zu allerhand wunderbaren Schätzen, die er vorher für sie in die Erde gegraben, zum Aufspüren hingetragen. Er war nicht in Schlesien zur Welt gekommen, sondern stammte aus der Gegend von Halberstadt, und der etwas phlegmatisch breite Dialekt, den er sich von seiner Heimat bewahrt, diente der Biederkeit seines Wesens noch zur Erhöhung.

Nun kam er gegen Gerta Meseritz heran, hatte nur einen Moment einen Blick nach dem von ihr verlassenen Platz geworfen und sagte:

„Haben gnädigstes Fräulein 'mal wieder Ihre alte Lieblingsbank besucht und sich wie früher dran vergnügt, blaue Schmetterlinge zu fangen?“

Die Angeredete verstand das letztere nicht und begriff es erst, wie sie sich umdrehte und zurücksah. Nun lachte sie:

„Das Blaue? Das ist ja die Uniform meines Vetters zwischen dem Buschwerk.“

„Ach so! Ja, das kommt, wenn einem die Augen alt werden. Nun seh' ich's, ich hab' den

jungen Herrn Grafen für einen Schmetterling gehalten; schlägt nach der Baumgattung, auf'm Tannenberg wachsen Tannen. Wollen gnädigstes Fräulein nicht lieber den Schirm aufspannen? Solche Maisonne ist heiß und man verbrennt sich leicht dabei, wenn man jung ist. Meiner alten Haut thut's nichts mehr."

Gerta schüttelte verwundert den Kopf.

„Warum sind Sie denn heut so schrecklich ehrerbietig, Schmolk? Sonst nannten Sie mich Gertchen, und das Fräulein können Sie meinetwegen vorsetzen. Aber wozu ist es denn auf einmal ein ‚gnädigstes' geworden?"

Der Befragte sah einfältig treuherzig unter seinen grauüberbuschten Lidern hervor.

„Wenn Sie's so befehlen, Fräulein Gertchen; ich dacht', es könnt' besser sein, sich rechtzeitig zu gewöhnen. Man kann's ja nicht wissen, wann es 'mal kommt, daß es so nötig fällt. Die Welt sieht zuweilen am Morgen anders aus als am Abend. Ich hab's just vom Donnersberg drüben gesehen, die Riesenjungfer da oben hat über Nacht einen weißen Brautstaat angelegt."

„Ich glaube, Sie sind nicht Rübezahl, wofür ich Sie als Kind hielt," sagte Gerta Meseritz, „sondern der alte Prediger Salomonis, der sich eine Flinte umgehängt hat und Förster auf Tannenberg geworden ist. Aber ich verstehe von Ihren Weisheitssprüchen kein Wort —" Plötzlich schlug ihre Stimme in ein frohtöniges Lachen um; sie wandte den Kopf halb gegen die beiden Pappeln hinüber und fügte nach: „Um Gottes willen, Sie meinen am Ende, Schmolk —? Da ist Ihre Jägernase spaßhaft falsch unter den Wind gekommen. Und deshalb wollten Sie sich gewöhnen, mich beizeiten ‚gnädigst' zu tituliren?"

Die Aufhellung, welche der Sprecherin gekommen war, erheiterte sie auch im figürlichen Sinn ungemein, doch das Gesicht Schmolks drückte jetzt volle Verständnislosigkeit aus. Er antwortete:

„Was sollt' ich gemeint haben? Ich weiß nicht, daß ich irgend eine Meinung gehabt hätte. Wenn man so den Tag über immer nur mit den unvernünftigen Kreaturen zu schaffen hat, da verlernt man das Meinen und Denken überhaupt ganz. Unsereins kann's ja auch von Haus aus nicht viel, so daß

nichts Besonderes dran verloren geht. Ja, wer's so mit auf die Welt bringt wie Comteßchen Walf; ich glaube, wenn der ein Schnurrbart wüchse, die wäre kein General, sondern Minister oder Professor geworden. Na, ich bin damit zufrieden, wenn ich meinem verschlagenen roten Strauchdieb auf die Schliche komme."

„Welchem roten Strauchdieb?" fragte Gerta. Sie waren zusammen den Feldpfad zum Park entlang geschritten und wanderten auf breitem Weg des letztern weiter. Der Förster gab Antwort:

„Wissen Sie, Fräulein Gertchen — wenn's mit dem ‚gnädigsten' denn nichts sein soll — im Juni, da kriechen die jungen Birkhühner aus den Eierschalen und fangen an zu laufen, sind aber noch sehr einfältig und wissen nichts davon, daß es Geschöpfe gibt, die drauf lauern, ihnen die bunten Federn zu rupfen. Dann passen die Füchse ihnen mit Schlauheit auf, und eh' man sich's versieht, haben sie eins von den dummen Dingern am Kragen. Da muß man beizeiten dem Raubzeug das Handwerk legen; darum habe ich heut früh drüben ein paar Halseisen mit gutem Köder davor aufgestellt

und denke, wenn's gegen Abend kommt, sitzt einer von den Buschrittern drin, — von den jungen natürlich, denn dumm sind die auch noch und laufen mit ihrem Appetit in die Falle."

Außerordentlich harmlosen Tones hatte Schmolk dieser jagdbezüglichen Erfahrungen und wünschbaren Vorsichtsmaßregeln Erwähnung gethan, und Gerta Meseritz entgegnete:

„Das ist ja höchst interessant! Da müssen die jungen Birkhühner wirklich recht dumm sein, sonst könnten sie sich für das Kompliment bei Ihnen bedanken, Schmolk. Gottlob, daß Menschen damit keine Aehnlichkeit besitzen. Von den Birkhähnen haben Sie nicht gesprochen; sind die so viel klüger?"

„Kann man grad nicht sagen, Fräulein Gertchen, sie haben's so jeder in seiner Art. Wenn einer allein ist und keiner ihm seinen Schatz streitig macht, dann stellt er sich nur ein bißchen närrisch an, tanzt um sie herum und pfeift und piept und lockt, wie's so Mode bei ihnen ist. Aber kommen mehrere zusammen, daß es Eifersucht und Grimm gibt, dann geht's an ein Blasen und Schleifen und Fauchen und Federkollern, denn jeder will der Schönste und

Prächtigste sein, und vor Eitelkeit, Verliebtheit und Verdruß werden sie alle mit einander vollständig wie blind und taub. Sie zischen sich an: ‚Tschi—tschi—o!‘ und poltern: ‚Gol—gol—gol—gol!‘ und schreien und knurren: ‚Ruttu—rutturu—urr—urr—urr—rutturu!‘ Was es heißt, weiß ich nicht, doch Vernunft ist sicher nicht viel drin. Zuletzt werden sie oft so wütend, daß sie mit Schnäbeln und Klauen auf einander losfahren und sich gegenseitig umzubringen versuchen.“

Gerta lachte fröhlich auf.

„Eine allerliebste Gesellschaft! Und was thut der ‚Schatz‘, wie Sie ihn heißen, währenddessen?“

„Der wartet ruhig ab, wer sich als der Meister herausstellt —“

„Das scheint mir nun wieder für die Klugheit des Birkhuhns zu sprechen.“

„Wollte sagen, wer der Meister in der Narrheit ist,“ ergänzte Schmolk; „denn den, welcher sich am verrücktesten für sie geberdet, daß die anderen vor ihm Reißaus nehmen, betrachtet sie als den Liebenswürdigsten, um ihr Nest mit ihm zu bauen.“

„O weh, Schmolk, mir scheint, die armen

Birkhühner kommen bei Ihnen nicht viel besser weg als die Birkhähne. Sagen Sie einmal — um von etwas ganz anderem zu sprechen — ist es Ihnen eigentlich nicht zuweilen etwas einsam in Ihrem Parkhäuschen, allein mit Ihrem Hund und Ihrer Flinte, daß Sie ab und zu denken, es wäre doch besser, wenn Sie noch andere Gesellschaft darin hätten?"

Der Befragte hielt einen Moment den Fuß an und warf aus seinen wasserblauen Augen einen sonderbaren, halb verschämten, halb zutraulichen Blick in das Gesicht der Sprecherin. Dazu versetzte er mit einem leichten, künstlichen Stottern:

„Ach, Fräulein Gertchen, ich glaube, die Natur hat sich mit mir versehen und mir etwas von der Birkhuhnart mitgegeben, denn ich habe immer gesessen und gewartet, doch es haben sich nie welche um mich gerissen und sich die Köpfe blutig gebissen. Für einen Spielhahn trag' ich auch wohl ein bißchen zu viel Weiß auf den Federn — aber wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, mir Gesellschaft zu leisten —"

Es war so zaghaft ungewiß und zugleich doch hoffnungsvoll beglückt, vor allem indes so unwiderstehlich komisch gesprochen, wie der beste Schauspieler es nicht wirksamer hervorzubringen vermocht hätte, daß Gerta Meseritz laut auflachend einfiel:

„Gewiß, das will ich, Schmolk, noch heute, da haben Sie meine Hand! Das heißt, für diesmal müssen Sie noch zu mir kommen und mich abholen, wenn Sie Ihre Halseisen inspiziren. Ich möchte einmal sehen, wie ein Fuchs mit solcher Kopfkrause aussieht. Wann gehen Sie ungefähr?“

„Hohe Auszeichnung für den Fuchs und für mich, Fräulein Gertchen,“ antwortete der Alte mit einer respektvollen Verbeugung. „Der Fuchs ist die Hauptperson dabei, nur haben wir den leider noch nicht; mir dagegen brauchen Sie nur zu befehlen, das ist einfacher. Jetzt macht die Sonne ungefähr Mittag, und eh' sie sich über der Schneekoppe ihre Abendsuppe kocht, kommt das Gezücht auch nicht zum Nachtimbiß heraus. Ich denke, so um —“

Er hielt wie rechnend die fünf Finger seiner linken Hand ausgespreizt; Gerta Meseritz fiel ihm schalkhaft ins Wort:

„Sie können wohl nicht so weit zählen, Schmolk, das fällt in Ihren Jahren schwer. Da will ich mich so um sechs Uhr bereit halten; ich hoffe, Ihre Frau, ich meine, Ihr Hund, hat Ihnen auch die Suppe gut gekocht. Jeder ißt, wie er sich's eingebrockt, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich und seine Hauswirtschaft. Ich verstehe mich auch auf Sprüche Salomonis. Uebrigens, wenn Ihnen einmal ein Spielhahn vor den Flintenlauf kommt, machen Sie keine Umstände mit ihm. Darin ist mein Appetit Liebhaber wie Ihr Fuchs. Also holen Sie sich das Fräulein Gertchen zur rechten Zeit!"

Sie nickte freundlich und ging dem nahen Schloß zu; Schmolk sah ihr kurz nach, und in seinen Augen glimmerte jetzt in Wirklichkeit ein halb zärtliches Geriesel, während er in seine weißen Bartzotten vermurmelte:

„Ich will nicht wünschen, daß Deinem Schnabelwerk auch noch einmal der Spaß vertrocknet, Birkhühnchen."

Dann begab er sich in seine unweit vom Herrenhause unter hohen Ulmen belegene Wohnung, einen

pavillonartigen Bau aus dem vorigen Jahrhundert, der ehemals bei zahlreichem vornehmem Besuch auf dem Gut noch mit zur Unterbringung von Gästen gedient haben mochte. Sein brauner Hühnerhund, aus irgend einem Grund heut Vormittag von ihm zu Haus belassen, empfing ihn mit freudigem Gewinsel und Geschnupper; er tätschelte ihn über den Kopf, zog ihn ein paarmal an den langen Behängen und sagte:

„Na, alter Grauwolf, wie steht's mit dem Weltregiment? Möchtest du wohl, daß ein Weiberrock uns beiden hier Schmalfutter zukochte? Denke nicht!“

In Schmolks Kopf trieben sich viele Ueberbleibsel vorväterlich heidnischen Göttertums um, und er hatte seinen Hund nach den nebelhaarigen Begleitern des alten Weltvaters Grauwolf benannt. Nun stopfte er sich seinen dicken Meerschaumpfeifenkopf und wartete, Wolken vor sich hinausqualmend, daß ihm seine Mittagsmahlzeit aus der Schloßküche herübergebracht würde. Wenn Gerta Meseritz ihn als Kind für den viel in der Gegend umspukenden Riesengebirgsgeist Rübezahl angesehen hatte, so besaß er, wie sein

weißumsträhnter Kopf durch das offene Fenster herausschimmerte, in Wirklichkeit entschieden selbst mehr von dem alten König Bröselbert=Wotan. Und wie dieser von seinem Hochsitz unter der Weltesche mit seinem einen Auge alles Treiben in der Luft und auf der Erde übersah, so entging den beiden harmlosen wässerigen Sehsternen des treuherzigen Schmolk, ohne daß sie sich rührten, nicht das Leiseste, was sich auf dem Schloßhof oder in dem weiteren Gesichtsfeld vor seinem gemütlichen Fensterlehnstuhl bewegte.

Als dann aber die Uhr an der Giebelfront des Herrenhauses zum ersten Schlag der sechsten Abendstunde ausholte, stand er mit unfehlbarer Genauigkeit, die Flinte über der Schulter, wartend vor der Schloßthür, und es legte gleichzeitig ein gewisses Zeugnis für seine Stellung auf dem Gut und für die Präzision des Fräulein Gerta von Meseritz ab, daß sie sich auch bereits während des Uhrschlags zu dem verabredeten Gang einstellte. Doch kam sie nicht allein, sondern auch der Graf Gunther, Walfrade und einige nach der Mittagstafel noch anwesend gebliebene Gäste hatten sich angeschlossen, um die abendliche Nachschau mit abzuhalten, und die Gesellschaft

setzte sich unter der Führung des Försters in Bewegung. Schmolk knurrte freilich, neben Gerta ausschreitend, nur für diese hörbar, in den Bart: mit einer Rotte von Truthähnen und Pfauhennen fange man keine Füchse, allein es ließ sich nichts mehr daran anders machen, und sie schritten dem westwärts aus der Thalsohle aufsteigenden Donnersberg zu. Die Sonne hatte den Bobergrund bereits verlassen, doch auf den Höhen umher lag sie noch mit einem satten Goldton; nun bog der Weg in leise schon dämmernden Laubwald. Eine Weile ging es etwas aufwärts, dann hieß Schmolk durch ein Zeichen die Nachfolgenden anhalten, und bückte den Kopf vorsichtig um eine Buschwand. Doch sein Fangeisen stand leer und unberührt, und er brummte mißmutig:

„Ich wär' auch nicht hineingegangen, um mich von solcher Sippschaft anglotzen zu lassen."

Hinter ihm sagte Gerta Meseritz, die ihm nachgekommen, mit tröstendem Ton:

„Sie sind ja auch kein alter Fuchs, Schmolk; vielleicht hat er das zweite Halsband vorgezogen, das Sie ihm zur Auswahl hingelegt."

So gingen sie weiter, allein auch das nächste Eisen war leer. Mit einem hurtig geräuschlosen Griff indes hob gleich darauf der Förster seine Flinte von der Schulter und gegen seine Backe auf. Etwa in sechzig Schritte Entfernung über den Ankommenden stand auf einem mit Moos und Heidelbeergesträuch überwachsenen Felsstück im grünen Waldeszwielicht ein großer Fuchs, der offenbar von der Witterung des Köders angezogen worden. Er schien sich noch nicht klar zu sein, ob er ein Bedenken über den unter ihm auftauchenden weißen Kopf hegen solle, denn er sah diesem mit den schillernden Augen regungslos ins Gesicht und ließ ruhig den Flintenlauf gegen sich heraufrücken. Doch in dem Moment, wie der Zielende den Finger nach dem Drücker bewegte, drehte der Fuchs kurz den Kopf nach rückwärts, machte plötzlich blitzschnell einen Satz und verschwand. Der Schuß krachte gleichzeitig auf, und die Schrotkörner klatschten in das Blattgestrüpp, wo der Meister Reineke gerade noch gestanden; aber man hörte, wie er selbst unversehrt durch das dichte Buschlaub davonraschelte.

Ein solcher Fehlschuß war Schmolk seit einem

Vierteljahrhundert nicht passirt, und die auf den Knall eilig herankommende Schloßgesellschaft vergrößerte noch seinen Aerger. Gerta Meseritz lachte vergnügt:

„Das war barmherzig von Ihnen, Schmolk! Der thut sich noch mit Behagen heut abend an einem dummen Birkhühnchen gütlich.“

Der Alte starrte noch in die Richtung nach und knurrte in übelster Laune:

„Das lag nicht an mir — ein schuftiger Wicht hat seine Hand dabei gehabt — weiß der Teufel, was für'n Fuchsschwänzler —“

Während er es aber noch zwischen den Zähnen zermurmelte, kam die Aufhellung und gewissermaßen eine Bestätigung seiner verdrossenen Rechtfertigung. Dürres Gezweig knackte oben unter einem niedersteigenden Fußtritt, der unverkennbar den Anlaß zu dem jähen Fluchtsprung des Fuchses gegeben hatte, und Gerta rief:

„Sie wittern immer das Richtige, Schmolk, da ist der Wicht ja —“

Ihr Gesicht übergoß sich jedoch urplötzlich mit einer aufflammenden Röte, denn zugleich zerteilte sich

der grüne Laubvorhang, und durch diesen tauchte mit hellen, glänzenden Augensternen der Kopf Gerold Fredeheides hervor. Dicht hinter ihm erschien ein zweiter mit dem dunklen Haar Emichs von Slawendorf.

Es war eine auf beiden Seiten unerwartete Waldbegegnung, und eine Sekunde lang blickten die zwei zusammentreffenden verschiedenartigen Gruppen sich wortlos überrascht an. Die Augen Fredeheides und Slawendorfs flogen nur einmal gleicherweise schnell und kurz wie ein Blitz nach der Stelle, wo Walfrade Tannenberg stand, dann begrüßten beide, ihre Hüte lüftend, die vor ihnen stehende Gesellschaft. Der junge Referendar suchte, auf eine Anrede im Moment sichtlich nicht vorbereitet, ein wenig ungewiß nach Worten, doch der Graf Gunther kam ihm mit vornehmer Artigkeit entgegen:

„Da wir Sie hier treffen, nehme ich an, daß Sie beabsichtigen, mir das Vergnügen zu machen, meiner Einladung zur Sommerszeit nach Tannenberg Folge zu leisten, und heiße Sie bei mir willkommen. Ich wußte nicht — sind Sie mit Herrn von Slawendorf bekannt?“ Der Graf trat auf den letztern zu und fuhr, ihm die Hand entgegenbietend, fort: „Sie

nicht minder, Herr Nachbar. Sie hielten früher bessere Nachbarschaft mit uns, aber seit einem Jahr scheinen Sie Hohenbreda in eine Einsiedlerklause verwandelt zu haben."

Der Angeredete versetzte:

„Sie vermögen selbst am besten zu beurteilen, Herr Graf, daß ein Gut viel Bedachtnahme nötig macht, wenn man sich selbst erst in die landwirtschaftliche Verwaltung hineinlehren muß. Doch ich traf zufällig mit meinem Freund Fredeheide in der Schneegrubenbaude zusammen, und da ich vernahm, daß er im Begriff stehe, einer Einladung von Ihnen nachzukommen, entschloß ich mich rasch, Ihre Gastfreundschaft ebenfalls für einen Tag in Anspruch zu nehmen."

„Das ist ein Verdienst, welches ich Herrn Fredeheide hoch anrechne. Ich hoffe nur, daß Sie unter einem Tag in altmythologischer Weise zum mindesten einen Monat verstehen werden, Herr Nachbar. Wenn man Ihrer einmal habhaft geworden, muß man die seltene Gelegenheit nützen, Sie zu halten; doch ich denke, die alten Beziehungen unserer Häuser werden uns dabei behilflich sein."

Aus den Worten des Grafen Gunther sprach viel Wohlgefallen an dem jungen Gutsherrn, mit dessen Vater er durch lange Jahre auf befreundetem Fuß gestanden. Emich hatte sich infolge dessen als Knabe schon öfter auf Tannenberg zu Besuch befunden, und es war dem Grafen bedauerlich gewesen, daß derselbe seit dem vorigen Sommer sein bis dahin gerade in letzter Zeit häufiges Kommen völlig aufgegeben und sich eremitenhaft von allem Verkehr mit der Welt abgeschlossen hielt. Nun begrüßte er Walfrade mit einer stummen Verbeugung, die sie jedoch nicht schweigend erwiderte; vielmehr sagte sie:

„Mein Vater hat recht, eine unvermutete Ueberraschung!“

Er kannte natürlich auch Fräulein Gerta von Meseritz, stand sogar in einem freundlichen Verhältnis zu ihr, denn er reichte ihr die Hand und sprach sie an:

„Daß der Mai Sie hieher gebracht habe, hätte ich mir im voraus gedacht, wenn ich es nicht schon gewußt.“

Gerta lachte:

„Sie meinen wohl, so unvermeidlich, wie er die

Maikäfer bringt, Herr von Slawendorf?“ Dann setzte sie mit einem Ausdruck der Verwunderung hinzu: „Daß Sie es ahnten, begreife ich deshalb, aber woher Sie es wissen konnten —“

„Mich däucht, nicht eben schwer, wenn man in Begleitung des neuesten Kuriers aus der Hauptstadt kommt,“ entgegnete Slawendorf mit Bezugnahme auf seinen gerade herzutretenden Freund. Gerold machte eine Bewegung, Gerta Meseritz ebenfalls die Hand zu reichen, doch sie kam ihm jetzt mit einer ebenso formellen Verneigung zuvor, wie Emich sie vor Walfrade Tannenberg ausgeführt, und sagte:

„Ach so — hatte Herr Fredeheide vielleicht zufällig davon gehört? Der Gedanke kam mir im Augenblick nicht.“

Gleich darauf geschah neben ihr etwas Gegenteiliges, ziemlich Ueberraschendes, wenigstens für Gerold Fredeheide. Er hatte sich umgewandt, um sich vor Walfrade zu verbeugen, die gleichgiltig dastand, als ob sie keinen besondern Einzelgruß von ihm erwarte. Doch wie er diesen mit den artigen Worten begleitete: „Ich habe von Ihnen noch keine Indemnität für meinen plötzlichen Einbruch auf Tannen=

berg erbeten, Comtesse," erwiderte sie: „Der Gast meines Vaters ist selbstverständlich auch mir willkommen," und zur Bestätigung dieser Antwort bot sich ihm wie mit einer mechanischen Bewegung ihre Hand entgegen. Es schien von einem unvorbedachten Impuls veranlaßt worden zu sein; er verhielt sich einen Augenblick ungewiß zaudernd, dann erfaßte er galant die Hand mit den Fingerspitzen, bückte sich rasch und berührte den hellfarbigen Handschuh leicht mit den Lippen. Die Gesellschaft machte sich jetzt auf den Rückweg zum Schloß, es begann zu dämmern, und köstlich weiche Abendluft lag unbewegt über dem Thalgrund. Man interessirte sich für den Schneefall, der in der Nacht droben auf dem Gebirge stattgefunden; Gerold Fredeheide erzählte davon, sowie von seiner vorherigen Verirrung im Nebel. Es ließ sich empfinden, daß er durch die Begleitung, in der er gekommen, bei den mit anwesenden Gästen zu einer gewissen Stellung gelangte; Gerta sagte zu Slawendorf:

„Also Ihnen verdankt Ihr Freund eigentlich, daß er uns die Geschichte noch erzählen konnte. Heldenmütige Lebensretter muß man dekoriren." Sie bückte

sich, pflückte eine große gelbe Butterblume vom Grabenrand und befestigte sie Emich ins Knopfloch: „Das ist der Sonnenorden für Auszeichnung im Nebel.“

Nun schlang sie ihren Arm in den Walfrades, die ihr zuflüsterte:

„Nach Deinem Behaben könnte man meinen, daß Du selbst etwas benebelt wärest!“

Gerta antwortete:

„Es ist kühl geworden, man muß sich ein wenig wärmende Bewegung machen,“ und sie klappte sich mit ihren beiden Händen im Takt gegen ihr Gesicht.

„Deine Farbe sollte eher glauben lassen, es sei Dir zu heiß,“ äußerte die junge Comtesse.

„Ja, ich bin so schnell mit Schmolk vorangelaufen; sein Gesicht war zu komisch, als der Fuchs mit heiler Haut davonrannte.“

Der Förster ging seitwärts; ab und zu schlug sich sein Lid einmal kurz nach Gerold Fredeheide auf. Dann lag kein Ausdruck des Wohlgefallens in dem Blick, sondern das entschiedene Gegenteil. Es besagte, daß Schmolk dem Fremden die Schuld an seinem Pudelschuß beimesse und ihm denselben aufs Kerbholz geschnitten habe.

Wie sie die Boberbrücke überschritten, stand der junge Referendar einen Augenblick still und schaute sich um.

„Das ist sehr schön," meinte er, den Fluß hinauf deutend, „wie die kleine Hütte dort am Waldrand liegt."

Gerta Meseritz lachte:

„Der Name ihrer Besitzerin ist auch schön, denn sie heißt Gudula Rodnagel. Mich däucht, das würde sich hübsch für die Heldin einer Novelle machen."

Vom Park her kam der junge Graf Egenolf den Rückkehrenden entgegen, hielt eine Gerte in der Hand und schlug damit Lufthiebe. Er war erstaunt über die unerwartete Vermehrung der Gesellschaft; Slawendorf und er begrüßten sich als alte Bekannte, doch ohne besondere Wärme. Graf Gunther vermittelte seine Bekanntmachung mit Gerold Fredeheide, dann gesellte Egenolf sich an die Seite Gertas.

„Hab' ich recht gehört?" fragte er, „Freiherr Fredeheide?"

„Nein, nur Herr," schüttelte Gerta Meseritz den Kopf, „nimmt sich die Freiheit, vom Freiherrn frei zu sein."

„Ah, wer ist denn das?"

„Ein Gast, den Ihr Vater eingeladen hat, lieber Vetter — ja so, wir duzen uns ja seit heute morgen wieder. Ich glaube, er ist nicht einmal Reserve-lieutenant. Schrecklich, nicht wahr, daß es solche Menschen gibt? Du brauchst Dich also auch gar nicht um ihn zu bekümmern, liebes Kind, und ich bin überzeugt, er hat so wenig feines Gefühl, sich ebenfalls gar nicht dadurch bekümmern zu lassen, denn er ist ja vermutlich nicht um Deinetwillen hieher gekommen."

Welcher Zweck Gerold Fredeheide nach ihrer Annahme hergeführt habe, fügte Gerta Meseritz nicht hinzu. Wahrscheinlich wußte sie es selbst nicht oder dachte auch nicht darüber. Aber ihr Wesen und Behaben war heut abend in der That von einer solchen, sogar für ihre Naturanlage ungewöhnlichen Uebermütigkeit, als habe sie sich am Mittag ein wenig über das passende Maß einer jungen Dame an dem perlenden Gläserschaum beteiligt, und es liege ein kleiner Champagnerrausch um ihre blondgelockte Stirn.



Das Asylrecht.

Zweiter Band.

Das Asylrecht.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

Zweiter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Viertes Kapitel.

Gerold Fredeheide hatte sich sein Gepäck von der Eisenbahnstation kommen lassen und Emich von Slawendorf einen Boten nach Hohenbreda geschickt, um sich gleichfalls mit dem Erforderlichen für ein längeres Verweilen auf Tannenberg auszurüsten. Eine nochmalige Wiederholung der Einladung von seiten des Grafen war kaum nötig gewesen, ihn zum Bleiben zu veranlassen. Es schien, daß seine Anwesenheit auf dem Gut alte Erinnerungen bei ihm wachgerufen und in ihm selbst einen Wunsch geweckt habe, denselben länger hier nachzugehen. Er suchte mit Vorneigung die einsameren Wege des Parkes und der Umgegend auf; bei den Zusammenkünften im großen Schloßsaal verhielt er sich zumeist am

schweigsamsten, sprach indes zuweilen mit einer plötzlichen Lebhaftigkeit und erregte dann ein Gefühl, daß die äußere Ruhe seines Wesens keineswegs zu einem Rückschluß auf innere Teilnahmlosigkeit berechtige.

Die Freunde bewohnten aneinanderstoßende, durch eine Thür verbundene Zimmer. Die Gastlichkeit im Schlosse besaß einen großen Zuschnitt, wie der dazu gehörige Grundbesitz kein Gut in dem gebräuchlichen Sinn des Worts, sondern eher eine Herrschaft darstellte. Alles geschah wie von selbst; man nahm kaum etwas von den Bediensteten wahr, aber stets war für jegliches Bedürfnis der Gäste vorgesehen, daß sie sich wie im eigenen Hause fühlen konnten. Dies bildete die Luft der vornehmen Lebensführung und ihre selbstverständliche Voraussetzung. Sonst aber erwies Graf Gunther selbst sich als liebenswürdigster, für die Unterhaltung und die Interessen eines jeglichen vorbedachter Wirt. Er hatte sich bereits in der städtischen Gesellschaft nicht zu seinen Ungunsten von dem etikettesteifen Kreise um ihn her unterschieden und legte hier ein noch ungezwungeneres Auftreten an den Tag. Nichts Formelles oder Gekünsteltes lag darin; er gab sich lediglich seiner

eigenen Natur gemäß, allerdings der Natur eines nach jeder Richtung unabhängigen Mannes von hocharistokratischer Geburt und fürstlichem Reichtum. Aber unverkennbar machte er keinen Unterschied zwischen Gerold Fredeheide und den adeligen Besuchern, die sich täglich auf Tannenberg einfanden. Er hatte den jungen Referendar zu sich eingeladen, und es schimmerte einmal aus seinen Worten hervor, daß er dies mit einer gewissen Beflissenheit gethan, als er Ohrenzeuge des Schrecks Ihrer Excellenz der Frau von Borke über die Entdeckung der rein bürgerlichen Herkunft Gerolds gewesen war. Wie er den letztern auf sein Zimmer geleitet, äußerte er sich:

„Sie werden mich um so mehr erfreuen, je länger es Ihnen hier gefällt. Wir sind ja alte Bekannte und haben uns schon unter verschiedenen, auch sogar ziemlich absonderlichen Umständen angetroffen. Ich denke, daß unsere Luft Ihnen besser zusagen wird als diejenige der Lichterhitze und des Schleppenstaubes, in der wir uns wieder begegneten; sie stammt von frischerer Natur und ist deshalb wohl auch für eine gesunde Menschennatur geeigneter. Die Bibliothek befindet sich oben im linken Schloßflügel; ich werde

Sie morgen hinaufführen und bitte Sie, sich ganz als Herr darin zu betrachten. Meine Vorfahren haben manches angehäuft, so daß Sie vielleicht einiges finden, das Ihnen Stoff zu einer ähnlichen mittelalterlichen Erzählung wie Ihr ‚Asylrecht‘ liefern könnte. Sie wissen, daß ich solche Wiederbelebung unserer deutschen Vergangenheit sehr schätze — wenn ich mich auch bescheiden muß, kein berufener Kunstbeurteiler zu sein, wie die feinere Bildung in großen Städten sie erzeugt — und es würde mir besondere Genugthuung bereiten, falls meine Büchersammlung Ihnen etwa behilflich wäre, einen geeigneten Gegenstand für die poetische Behandlung gerade aus unserem schlesischen Land ausfindig zu machen.“

Graf Gunther sprach dies mit gastfreundschaftlichster Zuvorkommenheit, sowie unverhehlt da und dort leicht aufklingender humoristischer Ironie und erfüllte Gerold mit der wohlthuend anmutenden Empfindung, daß er von dem Schloßherrn nicht nach seinem Stand und Namen, sondern lediglich nach seinen menschlichen Eigenschaften und Befähigungen gewürdigt werde. Für das Selbst- und Unabhängigkeitsgefühl des jungen Poeten bedurfte es freilich

solcher anerkennenden Gewährleistung nicht, doch übte diese darum nicht minder die Wirkung, ihn in freieste und heiterst gehobene Stimmung zu versetzen, eine Gemütsverfassung, die wiederum dem von ihm erregten Eindruck außerordentlich zu statten kam. Anregend, freudig und sicher ohne Anmaßung sich zwischen allen übrigen ausschließlich aristokratischen Elementen des Schlosses bewegend, besaß der junge Bürgerliche in der That etwas von einem Repräsentanten einer idealen Weltanschauung, die keinen andern Maßstab für die Schätzung der Menschen als den Wert ihrer individuellen Lebensmitgift anerkannte. Es schien für diesen von ihm verkörperten Lehrbegriff keines Kampfes mit einer anders gearteten realen Welt zu bedürfen, sondern ohne solchen der Sieg von ihm vorweg errungen. So erhöhten sich seine leiblichen und geistigen Begabungen thatsächlich zu einer bezaubernden Wirkungsfähigkeit, der gegenüber auch die früher gegen ihn persönlich und brieflich an den Tag gelegte Abneigung Walfrade Tannenbergs oder wenigstens die Aeußerung einer solchen mehr und mehr zurücktrat. Zum mindesten gab sich nicht die ehemalige hochfahrende, beinahe feindselige

Ablehnung bei ihr kund, wenn er sie ansprach; eher erschien fast dann und wann ein leichter Zug von Mißvergnügen darüber in ihrer Miene, daß er bei weitem am häufigsten seine Worte an ihre Cousine richtete. Es lag keine irgendwie unhöfliche Zurücksetzung der erstern darin, aber doch eine fühlbare Bevorzugung Gertas. Man empfand, daß er ihr näher stand und für alles, was er sagte, auf sicheres Verständnis bei ihr rechnete. Gerta Meseritz benahm sich diesem in sie gesetzten Zutrauen gegenüber verschiedenartig. Manchmal saß sie wortkarg und dem Anschein nach ziemlich teilnahmslos gleichgiltig da, dann aber sprudelte sie plötzlich mit fröhlichster Laune ihrer Natur heraus und ließ ihrer Zungenfertigkeit auf Kosten des von Gerold Fredeheide Vorgebrachten freien, lustigen Lauf; nur ihre Augen hatten immer in gleicher Weise etwas von innen heraus Strahlendes, wie sie es in früherer Zeit nicht so besessen. Zwischen Egenolf Tannenberg und Gerold entspannen sich dagegen keinerlei Beziehungen oder Anknüpfungen. Der erstere verhielt sich, wo eine Nötigung es mit sich brachte, höflich gegen den Gast des Hauses, beachtete denselben indes kaum, sobald die äußere

Schicklichkeit dies nicht geradezu erforderte. Doch gab es sich manchmal zu erkennen, daß ihm der ungezwungene, befreundbete Ton, den der junge Referendar gegen Gerta Meseritz innehielt, Mißfallen einflößte. Wie er seiner Cousine einmal flüchtig unter vier Augen habhaft ward, sprach er ihr sein Bedauern aus, daß sie bei ihrem diesjährigen Aufenthalt auf Tannenberg unter einer ungewohnten, wie er öfter an ihrer Schweigsamkeit wahrnehme, auch ihr peinlichen Belästigung zu leiden habe. Sie verstand ihn anfänglich nicht und sah ihm fragend ins Gesicht, aber dann lachte sie auf:

„Nein, lieber Vetter — ich danke Dir für Deine Teilnahme, doch Du belästigst mich niemals."

Am zweiten Abend nach der Ankunft der beiden Gäste trat Walfrade, ehe sie sich zur Nachtruhe begab, noch mit in das Zimmer ihrer Cousine ein, um ein Buch aus demselben mitzunehmen. Während sie einige Augenblicke darnach umsuchte, fragte sie nachlässig:

„Hat der Herr Fredeheide gegen Dich eine Aeußerung gethan, was für literarische Zwecke er hier verfolgt?"

Gerta Meseritz entgegnete hurtig:

„Jedenfalls denjenigen, welchen ich Dir schon im voraus als Beweggrund angab, falls er der Einladung Deines Vaters nachkomme, den poetischen Zweck, Dich wiederzusehen und unter einem Dach mit Dir zu leben; einen andern kann ich mir nicht denken.“

Die junge Comtesse versetzte, unmutig die Schultern zuckend:

„Kannst Du nie von Deinen Späßen lassen, auch wenn man ernsthaft mit Dir redet? Wollte ich Unsinn treiben wie Du, könnte ich ebenso gut zurückgeben, er sei nur um Deinetwillen gekommen. Eher mit besserer Begründung noch, denn wenn meine Ohren noch richtig hören, beschäftigt er sich zehnfach mehr mit Dir als mit mir.“

Die letzte Insinuation übte offenbar eine unwiderstehlich komische Wirkung auf Gerta, so daß sie kaum vor Lachen die Antwort hervorbrachte:

„Wann hast Du denn so vorzüglich nach dem Dezimalsystem rechnen gelernt, Walfa? Uebrigens wenn Du einmal einen Spaß machst, ist er gleich unendlich viel besser als der meine, so daß zehn von mir auf einen von Dir gehen. Aber da Du gern

ernsthaft sprechen willst — warum ist denn Herr von Slawendorf eigentlich hier? Auch um meinetwillen?"

Walfrade hatte das gesuchte Buch gefunden und wandte sich zur Thür. Sie wiederholte:

„Herr von Slawendorf? Das liegt so nah, däucht mich, wie sein Gut bei dem unserigen. Du hast ihn ja auch schon von Kindheit auf hier getroffen."

„Nun, dann wollen wir sagen: Weshalb ist er denn seit einem Jahre nicht mehr gekommen?"

Die Befragte hob den Kopf gegen Gerta.

„Woher sollt' ich's wissen?" Es war, als blicke eine andere Antwort zwischen ihren Augenlidern hervor, doch ihr Mund fügte nur nach: „Ich bin keine Gedankenleserin in den Köpfen anderer Leute. Gute Nacht!"

Sie ging; Gerta Meseritz sah auf die Thür, durch die sie verschwunden war, und murmelte:

„Du weißt, weshalb Emich Slawendorf hier ist, und weißt vor allem genauer als ich, warum er seit einem Jahr nicht mehr hier gewesen. Ich war nicht auf Tannenberg, als er zum letztenmal fortgegangen und nicht wiedergekehrt —"

Ihr Gesicht hatte kurze Nachdenklichkeit gezeigt,

nahm jedoch jetzt gleich seinen gewohnten Frohmut wieder an. Ja, ihre Augen strahlten noch glänzender, als sie es den Tag hindurch gethan; sie machte einen schalkhaften Knix gegen die Thür und lachte leise vor sich hin:

„Aber weshalb Herr Neidhart Zumsteg hier ist, möchtest du wissen? Was geht dich das an, mein Kind? Kinder müssen nicht zu viel fragen; wenn's dich jedoch beruhigt, will ich dir ernsthaft antworten: Um deinetwillen nicht!"

Gerta Meseritz' Wangen blühten wie eine Rose; sie wandte diesmal nicht das sonderbare Mittel an, die Hitze aus ihnen durch Klappen mit den Händen zu vertreiben, sondern lehnte ihren heißen Kopf noch fast eine Stunde lang aus dem Fenster in die kühlende Sternenmainacht hinaus.

Auf der andern Seite des Schlosses war Emich von Slawendorf mit in das Zimmer Gerold Fredeheides eingetreten, um in das seinige hindurch zu gehen. Der letztere hielt seine mit dem Fortschritt des Tages fast von Stunde zu Stunde freudiger erhöhte Stimmung nicht zurück, sondern gab ihr in Aeußerungen über die Bewohner des Schlosses mannig-

fachen und lebhaften Ausdruck. Er verhehlte nicht, daß er mit weniger günstigen Erwartungen in Betreff seiner Aufnahme hieher gekommen sei und sich gestehen müsse, ungerechtfertigte Vorurteile, statt solchen im Schlosse zu begegnen, selbst mit sich gebracht zu haben. Slawendorf hörte den Worten des Auf- undabgehenden ohne Erwiderung zu; er achtete augenscheinlich nicht sonderlich darauf, da sein Interesse von etwas anderem in Anspruch genommen wurde. An den Tisch tretend, hatte er eines der von Gerold mitgeführten Bücher aufgeschlagen, einen Band Goethe, der den „Faust“ und die „Iphigenie“ enthielt. Seine Augen gingen über eine Seite der letzteren hin, und er sagte nun:

„Wie tief aus innerster Erkenntnis geschöpft! Schöner und wahrer ist es niemals ausgesprochen worden —“

Das Buch emporhebend, las er mit halblauter, doch ausdrucksvoller Stimme:

„Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes —"

„Schön und wahr," wiederholte der junge Gutsherr nochmals, „ein großer Kenner des Schicksals, der das Parzenlied erdacht." Er legte das Buch auf den Tisch zurück, drehte sich plötzlich um und setzte hinzu: „Weshalb bist Du eigentlich hier, Gerold?"

Die Frage kam so unerwartet, daß dem von ihr Betroffenen ein Zucken durch die Wimpern fuhr und sein Blick unwillkürlich den ihm entgegengerichteten Augen auswich. Dann jedoch erwiderte er in möglichst unbefangenem Ton:

„Du fragst komisch, Emich; ich denke, weil man mich eingeladen hat.“

Slawendorf schüttelte kurz den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß die Einladung des Grafen Tannenberg so viel Anziehung auf Dich geübt hätte, wenn nicht noch eine Unterstützung für sie hinzugekommen wäre.“

Die ungewisse Kerzenbeleuchtung reichte immerhin aus, um erkennen zu lassen, daß es Gerold Fredeheide mit einer auffliegenden Röte ins Gesicht schlug. Er gab sich Mühe, lachend zu entgegnen:

„Du meinst, seine Bibliothek?“

„Oder ein anderes mit ihm und Tannenberg zeitweilig in Zusammenhang stehendes femininum.“

„Zeitweilig?“ wiederholte Gerold gedehnt fragenden Klanges. „Du sprichst sibyllinisch, Freund!“

„Zum Beispiel seine Nichte.“

Ueber die Miene des jungen Referendars ging ein leichtes Stutzen, aber zugleich schien es etwas von einer befreienden Wirkung für seine Zunge mit sich zu führen. Ohne sein vorheriges Stocken versetzte er leicht lächelnd:

„Und wenn es wäre —?“

„Wenn es ist,“ verdeutlichte Slawendorf mit bestimmterer Satzfügung, „so rate ich Dir als Freund, vor den Augen und Ohren anderer etwas vorsichtiger zu verbergen, daß es ist. Ich kenne sie nicht genug, um zu wissen, wie weit der Inhalt bei ihr mit seinem Außenschein übereinstimmt; das ist Deine Sache. Aber meine langjährige Kenntnis des Hauses reicht jedenfalls für eine Begründung meiner vorherigen Warnung aus.“

Gerold Fredeheide hatte wirkliche Unbefangenheit wiedererlangt, wandte das Gesicht gegen Slawendorf zurück und antwortete frohgemut:

„Hab Dank für Deinen Rat, Bester; ich weiß, daß ein solcher immer klug ist, und werde ihm nachkommen. Doch was veranlaßt Dich, gegen Deine Absicht länger auf Tannenberg zu bleiben?“

In der letzten Frage lag ein ziemlich deutlicher Klang, daß sie ihren Ursprung nur aus dem Trachten nahm, von der bisherigen Gesprächsrichtung abzulenken. Aus dem Hintergrund der melancholischen Augen Emichs von Slawendorf drang etwas wie der Schein einer unbewegten, überdunkelt verhaltenen Glut; er sah den Fragesteller eine Sekunde lang schweigend

an, als ob er hinsichtlich einer Antwort nachdenken müsse. Dann erwiderte er:

„Unter den obwaltenden Umständen wirst Du zugeben, daß meine Vermutung schon auf der Schneegrubenbaude, Dich fürs erste nicht in Hohenbreda erwarten zu dürfen, sehr berechtigt war. Das Zusammensein mit Dir hat mir aber noch deutlicher zur Empfindung gebracht, wie einsam das Leben in meinem leeren Hause ist, so daß ich mit einer Art von Furcht an die Rückkehr dorthin denke und nur zu gern Dein Hiersein als Vorwand für mich ergreife, um gleichfalls zu bleiben. Gute Nacht, Gerold! Wir haben's uns oft so, Thür an Thür, gewünscht; es ist hübsch, daß es einmal wieder so gekommen!"

„Gute Nacht, Emich! Woher ist denn der schwermütige Schatten über Dich gefallen, seit wir nicht beisammen waren? Die Welt und das Leben sind so schön, Freund; wir wollen schon mit einander die Sonne hier finden, um ihn von Deinem Gesicht zu verjagen."

Sie reichten sich die Hand, und Slawendorf ging in sein Zimmer hinüber; doch schloß er die Verbindungsthür hinter sich, wie er es in früheren Jahren

unter den gleichen räumlichen Umständen nie gethan. Er besaß offenbar ein Verlangen, mit seinen Gedanken allein zu sein. Der Mund Gerold Fredeheides mußte indes sichtlich einen Kampf bestehen, um ein geräuschvolles Auflachen zurückzuzwingen. Aus seinen Lidern strahlte ein überaus heiterer und zuversichtlicher Doppelglanz, und leise mit sich selbst redend, murmelte er vor sich hin:

„Gerta Meseritz, meine gute Freundin — wie würde sie lachen, wenn sie seiner Konjektur als Ohrenzeuge gelauscht hätte! Ich brauchte wahrlich morgen für ihre Spottlust nicht Sorge zu tragen.“ Ein sich plötzlich bildender Gedanke drängte sich ihm hübsch und erfreuend in die Vorstellung, und er gab demselben halb Ausdruck: „Er wußte von mir, daß er sie hier anträfe — wenn sie Herrin auf Hohenbreda wäre —“

Nun that er das nämliche, was zur selben Zeit Gerta Meseritz verlockte, und lehnte sich aus dem Fenster in die Mainacht hinaus. Doch ihre Zimmer gingen nach entgegengesetzten Richtungen in den Park; sie konnten nichts von einander gewahren, und ob sie äußerlich das Gleiche zu thun schienen, besagte

doch das alte Wort: „Duo si faciunt idem, non est idem.“ Wenigstens hält es darum noch nicht das nämliche Ziel im Auge.

*

Alle Umstände auf Tannenberg verstatteten den dortigen Gästen eine außerordentlich freie, völlig ihren eigenen Wünschen entsprechende Lebensführung. Das Trachten nach Vereinzelung fand innerhalb wie außerhalb des Schlosses genügenden Raum, und wer nach geselligem Anschluß verlangte, konnte sich diesen fast zu jeder Zeit mit Leichtigkeit verschaffen. Der Vormittag beließ Haus und Park verhältnismäßig in ländlicher Stille, während die Mittagsstunde regelmäßig eine Anzahl zumeist bis ziemlich spät in die Nacht bleibender Besuche brachte. Man nutzte in weitem Umkreis die gewöhnlich nicht lange Dauer des Verweilens der gräflichen Familie auf dem Gut, um die Annehmlichkeiten desselben zu genießen. Die Kommenden bestanden vorwiegend aus adeligen Gutsbesitzern und höheren aktiven oder außer Dienst stehenden Offizieren, doch fanden sich aus Breslau auch nicht selten bürgerliche Mitglieder der Regierung und des

hohen Beamtentums ein, und Graf Tannenberg empfing die letzteren stets mit besonderer Aufmerksamkeit. Man gewann bald das Gefühl, daß alle sich ihre bereitwillige Aufnahme zur Ehre anrechneten; der tägliche Verlauf im Schlosse besaß fast mehr den Charakter einer kleinen Hofhaltung als den weitreichender ländlicher Gastlichkeit. Auch der junge Graf Egenolf trug durch gern befolgte Einladungen von Kameraden zur Vergrößerung der Gesellschaft bei. Sie belebten die grünen Parkgänge mit lautem Stimmenschall und farbigem Uniformgeleucht, begreiflicherweise am häufigsten dort, wo Comtesse Walfrade und Fräulein Gerta von Meseritz sich befanden. Beide bildeten die Hauptgegenstände galanter Zuvorkommenheiten und Huldigungen, doch ließ schärfere Beobachtung einen Unterschied in der Art derselben heraus empfinden. Die der letzteren zugewandte Aufmerksamkeit kennzeichnete sich mehr als allgemeiner artiger Natur des Betragens gegen eine junge, der Aristokratie angehörige Dame, während bei Walfrade unverkennbar ein Trachten der jungen Kavaliere nach dem bestimmten Ziel, tieferen Eindruck auf sie zu üben, vorwaltete. Nicht die untergeordnetere Schönheit Gertas bildete

den Grund dieser Verschiedenartigkeit; man fühlte, daß ihre Vermögenslage einer ziemlich geringfügigen Schätzung unterlag. Es konnte dann und wann einmal ein Zug um ihre Lippen spielen, welcher anzudeuten schien, daß sie selbst darüber keineswegs in einer Täuschung befangen sei, aber ihr Frohsinn litt nicht im geringsten darunter, und am wenigsten verriet sie irgend ein Anzeichen des Neides über die ernsthafteren Bewerbungen um die Gunst ihrer reichbegüterten Cousine. Diese verhielt sich mit vollkommener Gleichmäßigkeit gegen alle ihr dargebrachte Huldigung. Ihr früheres steifes und hochfahrend anmutendes Wesen hatte eine vorteilhafte Umänderung erlitten; sie nahm lebendiger am Gespräch und den allgemeinen Veranstaltungen teil, freilich vielleicht weniger aus wirklichem Interesse, als weil sie eine Verpflichtung dazu in ihrer die Hausherrin des Schlosses repräsentirenden Stellung empfand. In dieser Eigenschaft legte sie offenbar auch gegen Gerold Fredeheide ein Benehmen an den Tag, das nicht mehr an ihre frühere schroffe Abweisung jedes Annäherungsversuches von seiner Seite an sie erinnerte. Es hatte den Anschein, daß sie damit einen Wunsch

und das gleichartige Verhalten ihres Vaters befolgte, der manchmal das Gefühl erwecken konnte, die bürgerlichen Elemente unter seinen Gästen fast mit einer gewissen Beflissenheit auszuzeichnen. In ähnlicher Weise wandte Walfrade zuweilen ihre Ansprache unerwartet an Fredeheide, als ob sie ihm einen Anlaß bieten wolle, seine geistige Ueberlegenheit in dem Kreise der Umherbefindlichen zu bewähren. Allerdings ließ sich diesem Verfahren auch die Deutung unterlegen, daß sie kundzugeben beabsichtige, ihr Stolz achte auch die adeligen Kavaliere nicht höher als den jungen Bürgerlichen. Welchem Ursprung es entfließen mochte, gelangte ihr Zweck indes nicht häufig zur Ausführung, da Gerold sich zumeist nicht unter solcher größeren Gesellschaftsansammlung mitbefand, und es kam öfter vor, daß ihr Blick einmal kurz vergeblich über die Köpfe umherging. Wenn er jedoch zugegen war, beteiligte er sich gemeiniglich an einer Unterhaltung mit Gerta Meseritz. Man konnte nicht sagen, daß er ihr den Hof mache, aber sie bildete augenscheinlich stets den Hauptanziehungspunkt für ihn. Seine Stimme besaß ihr gegenüber einen Klang näherer Vertraulichkeit und änderte sich kühler und fremder

um, sobald er auf eine Aeußerung der jungen Comtesse erwiderte. Bei dieser war ein fortschreitendes Bestreben nicht zu verkennen, nicht um ihrer Schönheit willen allein zum Gegenstand der allgemeinen Huldigung ausersehen zu werden, sondern sich solche auch durch Belege einer Ebenbürtigkeit ihres Geistes selbstthätig zu erwerben. Es vermochte den Eindruck zu erzeugen, daß sie mit der Lebhaftigkeit Gertas zu wetteifern beginne, ihrer Natur gemäß in anderer Art als die letztere, doch aus Erkenntnis früherer Unliebenswürdigkeit ihres Benehmens und aus einem daraus fließenden Antriebe, dasselbe einnehmender umzugestalten. Unfraglich diente sie damit dem eigenen Vorteil, denn sie erhöhte ihre Schönheit noch durch die an ihr neuartige Teilnahme, den Wohllaut ihres Organs und die dialektische Gewandtheit ihres sprachlichen Ausdrucks. Ueberraschend offenbarte sie so manchem erst eine ungewöhnliche geistige Begabung, die alles zu können schien, was sie wollte, und offenbar jetzt im Gegensatz zu früher nicht mehr die Gleichgiltigkeit in Bezug auf das von ihr erregte Gefallen oder Mißfallen hegte. Nur gegen Emich von Slawendorf zeigte Walfrade Tannenberg eine

gleichmäßig höfliche Kälte. Sie hatten schon als halberwachsene Kinder bei den Besuchen des letztern auf dem Gut in keinem ihren damaligen Jahren angemessenen Einvernehmen mit einander gestanden und waren auch später nicht über einen fast etwas unnatürlich erscheinenden formellen Verkehr hinaus gelangt. Es trat in Gegenwart anderer nicht verletzend oder auch nur auffällig zu Tage, doch sie vermieden es, sich anzusprechen, wenn nicht besondere Umstände dazu nötigten.

Gerold Fredeheide verbrachte einen ziemlichen Teil des Tages in der ihm frei zur Verfügung eingeräumten Bibliothek. Diese nahm erheblichen Raum im oberen Schloßstockwerk in Beschlag und enthielt in der That eine recht beträchtliche Ansammlung von Büchern. So modern bequem und elegant alle Wohngelasse unten in dem alten Bau von dem umwandelnden Fortschritt der Zeit hergerichtet worden waren, so unberührt von jeder Veränderung hatten sich die Bücherräume oben seit lange vorübergezogenen Tagen erhalten. Jahrhunderte sahen von den ringsum hoch bis zur Decke reichenden einfachen Repositorien herunter, auf denen zahlreiche schwere Pergament-

Folianten und Quartanten, Werke in goldgepreßten Meisterleistungen altväterischer Buchbinderkunst und dann wieder unendliche Reihen grauer und blauer Pappeinbände standen. Man empfand, viele Geschlechter mußten dies immer so in gleicher Weise gesehen haben, vermutlich schon in einer Zeit, als das Schloß noch mit Brustwehren und Gräben umgürtet gewesen und die damaligen Besitzer ab und zu in klirrendem Harnisch und mit dröhnendem Eisenschuh hier über die eichenen Bretterbohlen geschritten waren. Doch hatten sie sich mutmaßlich nicht allzu häufig zwischen den Büchern aufgehalten; wie diese in ihrer Fülle zusammengeraten sein mochten, redeten die schweigsamen Bände nicht. Vielleicht durch wiederholte Erbschaften und vereinzelte Liebhaber der Gelehrsamkeit in der Kettenfolge der Eigentümer. Die oberflächliche Ueberschau schon lehrte, daß ein wenig geordneter Zustand auf den Regalen herrschte, auch Graf Gunther hatte geäußert, es sei kein Katalog vorhanden, und bei Gerold Fredeheide halb das Gefühl erweckt, als verberge sich darunter eine ungesprochene Hoffnung des Grafen, daß der junge Sommergast des Hauses vielleicht einiges

zur besseren Benutzbarkeit der Sammlung beitragen möge. Es erschien Gerold wie eine Art Verpflichtung der Dankbarkeit und zugleich als eine für ihn selbst dankbare Aufgabe; so fand jeder Tag ihn stundenlang hier in Thätigkeit. Doch hatte er, einer Mitgift seiner Natur gemäß, beim zuversichtlichen ersten Angreifen der Arbeit die Schwierigkeiten derselben unterschätzt. Seine Einzelkraft reichte offenbar zu ihrer wirklichen Durchführung nicht aus, und außerdem verlockte ihn bald dieser, bald jener alte Band in seinen Händen, daß er sich damit in einen Winkel setzte und sich voll erwachenden Interesses in den Inhalt vertiefte.

Der Raum oder vielmehr die Räume der Bibliothek besaßen überdies etwas eigentümlich Anziehendes und auf poetische Empfänglichkeit Wirkendes. Sie bildeten ein wunderliches, fraglos nicht für diese Zwecke vorbedachtes kleines Labyrinth verschiedener Gemächer und fensterloser, nur halb erhellter Nebengelasse mit Ecken, Vorsprüngen und schmalen Durchgängen. Hie und da standen auf Tischen und Simsen auch allerhand Raritäten angesammelt, alte Globen und Reliefkarten, mathematische und

astronomische Instrumente, unbenutzte Ueberbleibsel und Geräte, mit denen Hände aus hingeschwundenen Tagen sich einmal beschäftigt gehabt. Alles lag so reglos, verlassen, stumm und tot, und doch wob für die Phantasie ein schattenhaft geheimnisvolles Leben drum her. Die Vergangenheit vieler Geschlechter, der Menschengeschichte von Jahrhunderten schien hier in einer Art Gruftkammer bestattet, aber noch den leisen Atemzug eines Schlafenden bewahrt zu haben; von den alten Büchern her zog ein leichter, süßlicher Moderduft durch den Raum. Im Gegensatz dazu ging der Blick nach zwei Seiten auf den Park und in die glanzhelle Weite des Thales hinaus. Man sah, daß die Fensterscheiben von Zeit zu Zeit frisch geputzt, die Böden und Repositorien gereinigt werden mußten. Für gewöhnlich nahm man auch nichts die Sauberkeit Beeinträchtigendes gewahr, doch sobald sich ein erster Sonnenstrahl mit schmalem Strich hereinschrägte, begannen tausend flimmernde Stäubchen in ihm auf und nieder zu tanzen, und ein paar Motten flatterten lautlos an den verblichenen Ueberzügen der da und dort neben den Wänden stehenden altmodischen Kanapees entlang. Dann konnte die

Schweigsamkeit in den Gemächern wie mit einem geisterhaften Gesicht anblicken, der Ton des Lebens drunten im Park klang herauf, als komme er aus einer unendlichen Ferne, und die gelben Pergamentbände standen gleich Wachposten, dem pulsirenden Blut, den Gedanken und Empfindungen des heutigen Tages allen profanirenden Zutritt in die Mausoleumsstille einer traumversunkenen Gedächtniswelt zu wehren.

Um diese Tageszeit, wenn die Sonnenstäubchen ihren Reigen zu führen anhuben, fand Gerold Fredeheide sich besonders gern in der Bibliothek ein. Sie lieh dann einem träumerischen Hang der Phantasie Unterstützung, daß Gebilde derselben wirkliche Gestaltungen annahmen, den Luftspiegelungen über einer Heide gleich wirkend, und schimmernd dastanden. An sich war vielleicht kaum ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen dem engen Raum mit seinen unbeweglichen, mattfarbigen Bücherrahmen und einer weiten, blühenden, windübersummten Heidelandschaft. Aber die Sonnenstrahlen webten dort wie hier gleicherweise in lautloser Stille ihr Goldgespinnst um die Einbildung, um einen vernehmbar klopfenden Herz-

schlag, und ein schönes Gefühl des Abgelöstseins von allen Bedingungen der realen Welt ließ die Seele, wie von Flügeln durch blaue Aetherluft fortgetragen, dahinschweben.

Der junge Bibliothekar widmete sich seit einigen Tagen weniger seinem zeitweilig neu erwählten Beruf als einer Beschäftigung, die besondern Anreiz auf ihn übte. Er hatte unter dem mannigfaltigen Geräte umher messingene Auszugsrohre und in anderem Winkel einen ziemlich umfangreichen Hohlspiegel entdeckt, der ihn auf die Vermutung gebracht, daß die Stücke zusammengehörig und Ueberreste eines alten Spiegelteleskops seien. Bei eifrigem Umsuchen fand er auch noch einen zweiten kleineren Spiegel, sowie ein Ocular mit unverletzt erhaltener Linse auf und überzeugte sich von dem Vorliegen aller nötigen Bestandteile eines altväterischen katoptrischen Fernrohrs. Nur war das Ganze mindestens von einem Jahrhundert verstaubt und angerostet, und es bedurfte vieler Mühe und Sorgfalt, um hauptsächlich den Metallspiegeln ihre tadellos glänzenden Hohlflächen zurückzugewinnen. Aber schließlich hatte Gerold mit einem unverdrossenen Instrumentenmacher

gewetteifert, seinen Zweck ohne Fehl zu stande gebracht, und das alte, nach obsolet gewordenem Prinzip konstruirte Teleskop erfüllte den Dienst wieder wie vor lange erloschenen Augen. Es erwies sich sogar in seiner Art als unübertrefflich musterhaft, und der junge Wiederhersteller legte das Behaben und die Freude eines Kindes über sein Werk an den Tag. Er probirte es sogleich am offenen Fenster; der kleine Innenspiegel fing in winzigem Abbild alle Dinge draußen auf, warf sie in den größeren vorn zurück, und die Linse that ihre Pflicht, dieselben groß und greifbar nahe vor den Blick zu rücken. In fernen Baumwipfeln wurden kleine, das Kehlgefieder zum Gesang aufsträubende Vögel sichtbar; plötzlich erschrak der eifrig Hindurchschauende fast, eine Handdrehung hatte das Rohr etwas gesenkt, und eine Parklücke, die den schmalen Ausschnitt eines Ganges zeigte, fiel hinein. Doch befanden sich auf dem letzteren zufällig gerade zwei promenirende weibliche Gestalten, und beinahe wie in halber Lebensgröße standen auf einmal Walfrade Tannenberg und Gerta Meseritz vor den Augen Gerolds. Er konnte deutlich nicht nur ihre Züge, sogar den Ausdruck derselben unterscheiden;

es war, als müsse man das eben gesprochene Wort von den Lippen abzulesen vermögen; demjenigen, der als Fremder das Teleskop benützt hätte, wäre keinen Moment ein Zweifel an der siegreich überwiegenden Schönheit der jungen Comtesse geblieben. Instinktiv setzte der Beschauer rasch das Fernrohr ab und sah mit unbewaffneten Augen hinüber. Da schimmerten eben zwei kleine Gestalten durch ihre Kleider als farbige Punkte aus dem Grün hervor und verschwanden gleich darauf unter schattendem Gezweig.

So brachte Gerold Fredeheide seine Aufenthaltsstunden in der Bibliothek mit mannigfach verschiedener Beschäftigung zu. Nie trat ein Fuß außer dem seinigen in die eigenartig verlassene Welt droben; er konnte sich mit dem sicheren Gefühl des Ungestörtbleibens seinem Thun und seinen Traumgebilden hingeben. Nur wurden die letzteren dies in jüngster Zeit zuweilen im wörtlichen Sinn. Der vorschreitende Mai brachte draußen große Sonnenwärme mit, die sich zwischen den Wänden der Bücherei in Hitze verwandelte. Um Mittag lag eine schläfrig einlullende Luft in den schweigsamen Räumen, und es konnte sich ereignen, daß Gerold, müde von seiner ordnenden

Arbeit, mit einem Buch in einen Winkel zurückgezogen, einmal verwundert die niedergefallenen Lider aufschlug. Dann hatte er nicht mit lebendigem Bewußtsein, sondern in Wirklichkeit geträumt und, wie seine Uhr ihm zeigte, manchmal ein ganz geraumes Weilchen. Da vermochte die geisterhafte Reglosigkeit um ihn her ihn aus den tanzenden Stäubchen mit einem wunderlichen, halb unheimlichen Schauer zu überkommen, als blicke und hauche ihm etwas aus den alten Bänden ins Gesicht, daß er hastig aufsprang und die Bibliothek verließ.

Es war zu solcher Mittagsstunde, daß ungewohnterweise ein leichter Fußtritt vom unteren Stockwerk des Schlosses über die Treppe heraufkam und sich dem Eingang der Bücherei zuwandte. Von den Stufen weiter unten tönte ein leichtes Geklirr und veranlaßte Fräulein Gerta von Meseritz, einen Moment den Kopf umzudrehen. Sie trug ein Buch in der Hand, das Gerold Fredeheide ihr vor einigen Tagen auf ihren Wunsch aus der Bibliothek gebracht hatte, und wollte es zurückliefern. Ihr Schritt hielt vor der Thür einen Augenblick zögernd an, dann trat sie ein. Warum sollte sie es nicht? Es

entsprach der Ordnung, und sie bezweckte, das Buch irgendwo in die Augen fallend auf einen Tisch zu legen, damit der junge Referendar es bei seinem Kommen wieder an den richtigen Platz stelle. Gegenwärtig befand er sich schwerlich hier anwesend; sie glaubte ihn vor kurzem erst drunten im Park gesehen zu haben.

Offenbar täuschte sie sich auch nicht darin; nichts regte sich in den lautlosen Räumen. In ihrer Kindheit, wie sie neugierig alle Ecken und Winkel des Schlosses aufsuchte, war Gerta zuweilen hieher gekommen, doch seit einer Reihe von Jahren nicht mehr. Sie führte ihre Absicht mit dem Buch aus — nein, drüben auf dem Tisch lag es noch augenfälliger, und sie trug es dorthin.

Wie still die Welt hier war und wie die flimmernden Stäubchen in dem schräg einfallenden Sonnenstrahl spielten! Man sah an dem Gesicht Gertas, daß das Traumhafte des Orts auch auf sie geheime Wirkung übte. Als Kind hatte sie es nicht so empfunden; wie sie fühlte, daß sie leiblich anders aufgewachsen zwischen den Repositorien dastand, so war auch in ihr etwas anders geworden. Ihr Fuß bewegte

sich halb unbewußt noch weiter vor; ihre Brust mußte nicht von der heißen Atmosphäre belästigt werden, sie atmete im Gegenteil ein paarmal tief ein, als ob sie wohlthuende, lieblich erfreuende Waldesluft aufnähme. Die Augen zeigten dabei einen träumerischen, nachsinnend heiteren Glanz, aber der Mund verriet keinen Zug seiner Fähigkeit zu übermütigem Lachen. Der Raum schien sie mit Erinnerungen zu überkommen, die ihre Seele ernst-freudig umfangen hielten.

Da knarrte der Boden hinter ihr doch leicht unter einem Tritt, und von einem jähen Herzklopfen plötzlich zusammenfahrend, wandte sie den Kopf. Allein unmittelbar darauf lachte sie in fröhlichster Laune ihrer gewöhnlichen Wesensart auf:

„Du, Vetter? Zum Besuch hier bei den alten Tanten in ihren grauen Pappkorsetten mit Spinnwebgarnirung drüber? In dieser Gesellschaft hätte ich Dich am wenigsten erwartet!“

In der That war es der junge Graf Egenolf, dessen Sporen auch zuvor auf der Treppe den klirrenden Ton erregt. Er hatte Gerta mit dem Buch die Stufen hinansteigen gesehen und erklärte dadurch gleichfalls sein Hiersein, denn er entgegnete:

„Wenn die alten grauen Tanten eine so liebenswürdige Nichte zu sich verlocken können, muß ihre Gesellschaft nicht so abschreckend sein.“

„Immer galant wie eine Bonbondevise, Vetter!“ Gerta Meseritz begleitete ihre Antwort mit einem komischen Seufzer, den indes etwas wie ein wirklicher Ton des Bedauerns über die Störung ihrer Einsamkeit durchklang. Aufschauend fügte sie nach: „Ich verdanke wohl gar das Vergnügen Deiner Anwesenheit meiner hiesigen Gegenwart und Deiner ritterlichen Befürchtung, mir könnte hier ein alter Lindwurm begegnen?“

Der sonst höchst zuversichtliche Blick des jungen Offiziers zeigte eine leichte Scheu, dem ihrigen geradeaus zu begegnen; sein Gesicht war heiß und rot geworden, die Adern klopften ihm sichtbar in den Schläfen. Er trat dichter heran und erwiderte:

„Weißt Du noch, daß wir als Kinder hier öfter Versteck spielten? Zuweilen auch im Dunkel; wenn dann einer den andern mit der Hand herausgefunden hatte, mußte der letztere ihn, ohne ein Wort zu sagen, küssen, und es kam darauf an, ob ihn der Finder daran erkennen konnte.“

„So? Das muß ja ein geistreiches Spiel gewesen sein," versetzte Gerta. „Hattest Du es vielleicht ausgedacht? Ich kann mich nicht erinnern."

„Ich genau — und daß ich beim letztenmal in Deiner Schuld geblieben war."

„Du? Womit?"

„Mit der Auslösung."

Egenolf Tannenberg legte rasch den einen Arm um die Schultern seiner Cousine und bog sich gegen ihr Gesicht vor. Doch sie zog dies ebenso eilig zurück und stieß lachend aus:

„Ich danke, Vetter! Beruhige Dein Gewissen über diese Schuld. Sie scheint mir ziemlich verjährt und ich bin keine habsüchtige Gläubigerin."

Aber er hielt sie jetzt auch mit der andern Hand, und in seinen Zügen stand, daß er ihr aus dieser Absicht hieher in die abgelegene Bibliothek nachgefolgt sei. Nun erwehrte Gerta Meseritz sich seiner ernsthaft, doch nur mit den Händen; ihr Mund sprach heiter spöttischen Tons wie zuvor:

„Lieber Vetter, ich glaube, die Luft drückt hier ein wenig auf den edlen Thron Deines Verstandes. Wenn wir ein bißchen kaltes Wasser hätten, würde

ich gern hilfreich sein, Dir einen kühlenden Umschlag zu machen.“

Bei ihrer gleichzeitigen Abwehr indes fuhr ihr Arm auf dem Tisch, neben dem sie stand, gegen einen alten Himmelsglobus, so daß dieser umschlug und polternd zu Boden fiel. Egenolf suchte, ohne sich darum zu bekümmern, sein Vorhaben durchzusetzen, aber um einige Augenblicke später ließ er mit einem plötzlichen Ruck die Arme von seiner Cousine absinken.

Aus einem schmalen Gang her, der in eines der anderen Bibliothekgemächer hinüberführte, tauchte unerwartet die Gestalt Gerold Fredeheides auf. Er hielt verwundert den Blick vor sich hinaus gerichtet, für den, der ihn genauer beobachtete, in einer die Vermutung regenden Weise, daß die schläfrige Mittagsluft auf einem der altmodischen Kanapees drüben ein Weilchen Gewalt über ihn bekommen und er erst von dem geräuschvoll dröhnenden Niedersturz des Globus aufgeweckt worden sei. In diesem noch ein wenig befangenen Zustand versetzte die Anwesenheit zweier Personen in seiner sonst so verlassenen Welt ihn lediglich in Ueberraschung, ohne daß er von dem

Vorgang zwischen den beiden etwas aufgefaßt hatte. So schaute er nur stumm, begriffslos drein, und ein paar Augenblicke sah ihm der junge Graf ebenso wortlos ins Gesicht. Dann ging über die Züge Egenolfs von Tannenberg ein leicht höhnisches Zucken, er äußerte kurz:

„Ah, ich bitte um Entschuldigung, ich wußte nicht, daß hier ein literarisches Rendezvous beabsichtigt war, bei dem ich nicht stören will!“ Und sich rasch umdrehend, schritt er durch die Thür hinaus. Nur von dieser her streifte noch einmal aus seinen Augen ein flüchtiger Blick heftig aufgereizten, verhaltenen Grimms über Fredeheide zurück, dann verklirrten seine Sporen die Treppe hinunter.

Gerta Meseritz hatte anfänglich auch nur mit heiterer Ueberraschung die unvermutete Dazwischenkunft Gerolds wahrgenommen; erst bei den Worten ihres Vetters wandte sie sich hastig gegen das Fenster um, denn sie fühlte, daß ihr jählings eine brennende Blutwelle ins Gesicht schlug. So blieb sie in abgekehrter Haltung stehen, auch noch, als sie das Fortgehen Egenolfs vernahm. Sie empfand noch immer die Glut auf ihren Wangen fort, doch zugleich, daß

sie dem allein hinter ihr Zurückverbliebenen nicht länger in unerklärlicher, sinnlos erscheinender Weise den Rücken zudrehen könne. Eine Sekunde lang zauderte sie noch, dann wandte sie sich und sagte:

„Ich habe Ihnen das Buch wieder dorthin gelegt — aber ich begreife kaum, wie Sie es um diese Zeit hier ertragen. Es ist unglaublich schwül und atemraubend zwischen den alten Büchern —“

Die Sprecherin gewährte selbst einen unglaublichen Anblick, den sie wohl noch kaum zuvor im Leben irgend jemand dargeboten. Doch es ließ sich nicht anders bezeichnen. Ihre Miene und ihre Stimme waren gleicherweise befangen und unsicher. Die Wimpern an ihren halb niedergesenkten Augen bewegten sich mit hastigem Hinundherzucken und überschleierten einen zaghaften Blick, der sich aufzuheben suchte und nicht den Mut dazu besaß. Dabei war ihr Gesicht noch immer mit dem nämlichen hohen Rot überdeckt, der Atem fehlte ihr, ein leichtes Zittern ihres Kleides gerade über dem Sitz des Herzens verriet den stark beschleunigten Schlag desselben.

Gerold Fredeheide war wirklich noch ein wenig schlafverwirrt. Er nahm die befremdliche Umwandlung

und innerliche Erregung seiner übermütigen Freundin wohl gewahr, doch wußte er zunächst keine Erklärung dafür. Dann tauchte ihm erst ein Verständnis und erläuternder Zusammenhang zwischen ihrer sichtlichen Befangenheit und der Situation, in der er sie angetroffen hatte, auf, und er erwiderte lächelnd auf ihre ungelenk hervorgebrachten Worte:

„Man vermutet allerdings bei dieser Temperatur wohl niemand zum Vergnügen hier. Verzeihen Sie, daß meine Anwesenheit sich so ungeschickt betrug, eine fröhliche Unterhaltung zwischen einem Vetter und seiner Cousine zu unterbrechen. Dies vorlaute Ding da trug die Schuld an meiner Unart —“

Er machte eine Bewegung, den Globus vom Boden zu heben, allein Gerta Meseritz fiel ihm hastig stotternd ins Wort:

„Sie glauben doch nicht —?“

Ihre Augen hatten sich jetzt gegen ihn aufgeschlagen. Es war so heiß und still in der Bibliothek, man sah nicht nur, man hörte auch ihr Herz klopfen. Sie sah ihn an, noch verwirrt, doch mit einem traumhaften Leuchten des Blicks, das über die Scheu desselben den Sieg gewonnen, und ihre

kleine Hand regte sich ganz leise, als ob sie sich vorbewegen wolle. Nun antwortete Gerold, wiederum ebenso vertraulich freundlich lächelnd:

„Ich glaube nichts, was ich nicht glauben soll. Dazu, denke ich, kennen Sie mich genug, Fräulein Gerta.“

Er bückte sich jetzt gleichmütig nach dem Globus, dabei verwickelte sich, ihm unvermerkt, eine feine Seidenschnur über seiner Brust an einem vorspringenden Schnitzzierat des alten Tisches, neben dem er ein Knie auf den Boden setzte. Es mochte etwas dran befestigt sein, das er herausgezogen gehabt und beim Aufwachen wieder zurückgeborgen hatte, doch ohne in der Eile auf das Vorbauschen der Schnur acht zu geben. Nun häkelte diese sich um das Holz, ließ bei seiner Bückbewegung flüchtig einen hellblauen Schimmer aus seiner Brust hervortauchen und diesen gleich darauf durch ihr Auseinanderreißen einige Fuß weit mit leichtem Geknatter über den Boden forthüpfen. Auch davon nahm der Knieende nichts gewahr, nur Gerta Meseritz sah es, und ihre Augen hafteten hinter seinem Rücken plötzlich sonderbar groß aufgeweitet auf dem kleinen Gegenstande, der das

rollende Geräusch veranlaßt hatte. An dem Globus war neben dem messingenen Meridianring ein Segmentstück zerbrochen; Gerold Fredeheide sammelte dies gleichfalls, stand auf und paßte, ans Fenster tretend, die Bruchteile an einander. Im selben Augenblick hatte sich auch Gerta rasch niedergebeugt und unvermerkt ein kleines, lichtblau emaillirtes Halsmedaillon vom Fußboden aufgehoben. Gerold drehte jetzt den Kopf und sagte halb lachenden Tons:

„Schade, ein Stück Himmel ist bei dem Fall in die Brüche gegangen und läßt sich schwerlich wiederherstellen —“ Er brach indes, was er hinzusetzen wollte, kurz ab und stieß unwillkürlich statt dessen aus: „Was ist Ihnen?“

In der That berechtigte Gerta Meseritz durch ihr Aussehen zu der Frage. Es hatte sich innerhalb von kaum zehn Sekunden merkwürdig verändert. Die blühende Röte ihres Gesichts war gleich einer schlechten Schminkfarbe abgefallen, fahlweiße Blässe an die Stelle getreten und aller Glanz in den Augen trüb erloschen. Die Finger ihrer rechten Hand hielten sich krampfhaft zusammengepreßt, während die linke sich wie gegen eine Ohnmachtsanwandlung auf den Tisch

stützte. Sie sah den Sprecher einen Moment leer an, als ob ihr Ohr sich mühen müsse, den Klang seiner Worte nachträglich aufzufassen, dann erwiderte sie:

„Nichts — ja, schade — mir ist nichts. Es war etwas heiß und kommt dann wohl plötzlich — in der frischen Luft wird es schnell vorübergehen.“

Sie wandte sich leicht taumelnden Ganges, doch rasch zur Thür. Gerold Fredeheide trat ihr nach und sagte:

„Es ist doch besser — darf ich Sie hinunter führen, Fräulein Gerta?“

Aber sie schüttelte heftig verneinend den Kopf.

„Ich brauche keine Stütze — es war nur ein flüchtiger Schwindel — man ist darnach am besten sich allein überlassen. Also ich habe Ihnen das Buch richtig wieder abgeliefert.“

Nun schritt sie eilig und, wie es schien, mit voll wiedererlangter Sicherheit aus der Thür; nur ein leichtes Knacken von der Treppe her redete zurück, daß ihre Hand sich beim Hinabsteigen an dem Geländer derselben hielt.

*

Die Dienstleistungen des alten, neu geputzten Spiegelteleskops erwiesen sich in der That als musterhafte. Vor einem Jahrhundert konnten alle Nähen und Weiten des Bobergrundes ihr Bild nicht klarer in die metallene Hohlfläche hineingezeichnet haben. Für ein träumerisches, zu poetischer Betrachtung geneigtes Gemüt enthielt es viel Verlockendes, sich mit schweifender Vorstellung heraufzuholen, was für umherwandernde Erdenkinder die beiden Platten damals, vermutlich ziemlich in dem gleichen Naturrahmen, zurückgespiegelt haben mochten. Aus dieser Thätigkeit der Phantasie entfloß außerdem noch ein höchst wohlthuendes, den Herzschlag schneller regendes Gefühl der Freudigkeit, fast des Uebermutes, nicht in jenen Tagen gewesen, sondern noch heute lebendig zu sein.

Doch auch die Gegenwart, welche das alte Fernrohr wiedergab, war anziehend, oft sogar derartig interessant, daß Gerold Fredeheide stundenlang bei ihrer Inaugenscheinnahme verweilen konnte. Zunächst sah er auf einen breiten Gang, den fast alles entlang schritt, was sich weiter in den Park hineinbegeben wollte. Zum Beispiel augenblicklich Fräulein Gerta von Meseritz, die allerdings in umgekehrter

Richtung von einem Vormittagsspaziergang zum Schloß zurückkam. Sie ging allein, wie zumeist in den beiden letzten Tagen, und man konnte es ihr durch das so ausgezeichnet verdeutlichende Teleskop am Gesicht ablesen, daß sie noch immer an Kopfschmerzen leide. Die machen nicht gesellig, sondern lassen eben lieber die Einsamkeit aufsuchen. Sie hatte früher nie daran gelitten, wenigstens konnte sich niemand dessen erinnern, obwohl sie es selbst freilich meinte. Es mußte in der Luftbeschaffenheit liegen, und sie war auch überzeugt, daß es bald vorübergehen werde.

Jetzt fiel ein blaues Geleucht in den Hohlspiegel, und der junge Graf Egenolf kam ihr entgegen. Er grüßte, schien weitergehen zu wollen, zauderte ein wenig ungewiß, drehte sich dann jedoch um und sprach sie an. Hören konnte das Fernrohr nicht und gab deshalb keine Auskunft darüber, was er sagte. Uebrigens beließ dies den fernen Zuschauer auch so gleichgiltig wie irgend etwas. Vermutlich förderte sein Mund ein galantes Kompliment zu Tage, allerdings ohne eine lachende Erwiderung auf die Lippen Gertas zu rufen. Doch wurde jene Annahme dadurch nicht

hinfällig, denn gegen ihre Gewohnheit lachte sie in den letzten beiden Tagen gleichfalls nicht; Kopfschmerzen machen auch dazu nicht aufgelegt. Sie brach das Gespräch offenbar mit wenigen Worten ab und setzte ihren Rückweg fort.

Es that Gerold leid, Gerta Meseritz immer noch nicht wieder frohsinnig zu sehen; ihm fehlte dadurch etwas. Er fühlte wirkliche Freundschaft für sie, wie für kein anderes weibliches Wesen, und hätte ihr gern ihre Kopfschmerzen abgenommen, um sie selbst zu ertragen. Außerdem hatte er, wenn auch ohne Verschuldung, den Anlaß dazu gegeben; der Kopf that ihr weh, seitdem sie ihm das Buch in die mittägig schwül bedrückende Bibliothek zurückgebracht. Etwas anderes war freilich wohl noch hinzugekommen, doch ebenfalls ohne seine Schuld.

Gönnte er dem jungen Grafen seine Cousine zur Frau? Er begriff ihre Wahl allerdings nicht recht, und es lag auch darin etwas, das ihm leid that; wenn er's vermocht, hätte seine Freundschaft für sie es zu hindern gesucht. Aber es ging ihn nicht an, war ihre Sache, und Liebe war blind, sah häufig das nicht, was für jeden andern auf der Hand lag.

Zudem befand sich Gerta Meseritz für ihre Zukunft nicht in glänzenden Vermögensverhältnissen, und es sprach wohl auch etwas Erwägung derselben mit. Ließ sich eine derartige Berechnung ihrem Charakter zutrauen? Eigentlich mußte Gerold die Frage durchaus verneinen; doch sie verlangte zweifellos als erste Bedingung vom Leben ungetrübten Frohsinn, wie ihn lediglich der Reichtum gewähren konnte. Wenn ein mittelloser Mann um ihre Hand anhalten würde, sie in beschränkte Umstände zu versetzen, zum Beispiel —

Gerold Fredeheide mußte bei dem Beispiel, das er sich vorstellte, lachen. Doch plötzlich flog jetzt das Fernrohr mit einem Ruck seiner Hand abwärts. Auf dem leer gewordenen Gang war für das unbewehrte Auge eine kleine andere Gestalt erschienen; nun tauchte Walfrade Tannenberg groß vor seinem Blick in der Spiegelfläche empor. Ein Buch in der Hand tragend, ging sie dem inneren Park zu, so daß er nichts von ihren Zügen, nur von rückwärts die edlen und stolzen Linien ihres schlanken Wuchses gewahren konnte. Aber unverwandt haftete sein Gesicht an dem Ocular, mit anderen Augen, als sie vorher auf

Gerta Meseritz verweilt. Das war kein Blick der Freundschaft; er umschlang die schöne wandernde Gestalt mit einem sehnsüchtigen Glanz. Ein Anwesender hätte kaum zweifeln können, der heutige Nutznießer des alten Teleskops habe vorher gewußt, daß diese Erscheinung den Weg beleben werde, und nur deshalb bis jetzt hier geharrt, um ihr Kommen zu erwarten.

Auch über etwas anderes noch mußte er schon im voraus unterrichtet sein; zunächst darüber, daß die Fortgehende ihm bald unsichtbar unter Laubwerk verschwinden werde. Wie dies eintrat, legte er sein Fernglas ruhig zur Seite und schaute wohl zehn Minuten lang ziellos und traumhaft mit den bloßen Augen in die blaue und grüne Weite hinaus. Dann jedoch, als habe er mühsam bisher eine Ungeduld in sich gebändigt, griff er auf einmal hastig wieder nach seinem Sehrohr, und es konnte abermals keinem Zweifel unterliegen, er sei genau unterrichtet, welchen Dienst dasselbe ihm nunmehr leisten solle. Ungefähr in der Entfernung einer Viertelstunde vom Schloß hob sich über den Park ein von hohen Edeltannen überragter Vorhügel der Bergwand auf, der

weiten Umblick ins Thal gestatten mußte. Dorthin wandte Gerold das Teleskop, und nach einem kurzen Suchen trat in dasselbe eine Bank unter den dunklen Wipfeln ein, die sich ohne Vergrößerung bis hieher nicht mehr unterscheiden ließ. Sie stand leer, doch unbeirrt hielt der Beschauer aus dem Bibliothekfenster seinen Blick hinüber gerichtet. Da tauchte die junge Comtesse durch das Nadelholzgezweig und nahm auf ihrem Lieblingssitz Platz. Sie öffnete ihr mitgebrachtes Buch, ließ es indes auf den Knieen liegen und sah vor sich in die Weite. Unverkennbar hatte der Beobachter sie vermittelst seines nützlichen Werkzeugs dort schon öfter so erblickt und gewußt, wie viel Zeit bis zu ihrem Eintreffen an der Bank vergehen müsse.

Die Entfernung Walfrades war beträchtlich größer als zuvor, und die Gestalt der letzteren erschien um so viel kleiner. Aber dennoch blieb sie noch ausnehmend deutlich, verstattete nicht allein ein frageloses Feststellen der Persönlichkeit, sondern sogar ein Erkennen des Gesichtsausdruckes. Dieser redete indes gegenwärtig nichts, als daß seine Trägerin in dem Bewußtsein, von keinem Blick beobachtet werden zu können, still nachdenkend dasitze.

Die einsame Stille des Bücherraumes ließ Gerold Fredeheide seinen Herzschlag bis zum Ohr hinauf klopfen. Wenn die ahnungslos drüben vor sich hin Blickende wüßte, daß sie so hier auf dem Metallspiegel dastehe — welche Veränderung des schönen Bildes brächte das mit sich?

Würde es den Kopf jäh umwenden, erschreckt oder zürnend oder errötend? Mit stolzen Augen, die eine Keckheit straften, oder mit solchen, die unruhig fragten, ob der Beobachter die Gedanken unter ihrer Stirn gelesen habe?

Oder würde sich überhaupt vielleicht nichts an dem Bild ändern, sondern dasselbe gleichgiltig ebenso verharren?

Ein heißer Wunsch, beglaubigende Antwort auf diese Fragen zu erhalten, brannte im Blick Gerolds, allein es fand kein darauf hinwirkender magischer Rapport zwischen dem Bibliothekfenster und dem fernen Tannenhügel statt. Unbeweglich wie ein Fixstern blieb die sitzende Gestalt vor dem Rohr, und nur das Herz des jungen Astronomen klopfte noch lauter. Nicht der zauberische Anblick allein konnte diese abermalige Beschleunigung veranlassen, es mußte

sich noch ein stärkerer Grund dafür hinzugesellen. Und eine Fußbewegung Gerolds offenbarte diesen jetzt; er verfolgte augenscheinlich die Absicht, stand im Begriff, den einsamen Bücherraum zu verlassen. Nur konnte er sich noch nicht von dem Bild trennen.

Da — fast hatte er mit Widerstreben das Teleskop schon vom Auge abgesetzt — fand auf einmal doch eine geheime Wechselwirkung herüber und hinüber statt? Die junge Comtesse drehte plötzlich den Kopf und sah voll nach dem Schloß her.

Doch nur einen Moment lang behielt diese jähe Wendung für Gerold Fredeheide etwas ihn halb mystisch Anrührendes, dann erkannte er, daß sie durch keinen geheimnisvollen Bezug verursacht worden. Auf dem Fußweg, der drüben um den Hügel herum führte, tauchte aus dem Gezweig eine männliche Gestalt, die den Anlaß zum Aufblicken Walfrade Tannenbergs gegeben. Nun trat der Ankömmling deutlich als Emich von Slawendorf hervor. Er lüftete seinen Hut und schien an der Bank vorübergehen zu wollen.

Aber dann stand er doch still und wandte den Kopf zurück. Hatte er sich anders besonnen oder ein

Wort Walfrades ihn angehalten? Das Fernrohr sah wohl, doch hörte nicht.

Die junge Comtesse hatte sich vom Sitz erhoben und sie sprachen mit einander. Es lag etwas gewissermaßen Ueberraschendes darin, denn sie wechselten sonst gewöhnlich nur einen kurz förmlichen Grußaustausch. Zudem war sie so dicht gegen ihn hinangetreten, als rede sie mit gedämpfter Stimme, um ein Hinausklingen derselben über die nächste Umgebung zu vermeiden.

Was hatten sie sich zu sagen? Sie hielten dem Rohr jetzt ihre Profile zugewandt; ihre Haltung ließ nicht erkennen, ob sie sich eher freundlich oder feindlich gegenüberständen. Doch war es nicht die Stellung zweier sich wechselseitig fremd und fern Stehenden; es lag eine gewisse Vertraulichkeit darin, wie sie die Bekanntschaft von Jahren, eine genaue Kenntnis der Gedanken des einen beim andern mit sich führt. Offenbar blickten sie sich beim Sprechen an, ja es schien sogar, als ob die Lippen zuweilen einen Moment verstummten und nur die Augen auf beiden Seiten die Kundgebungen des Mundes fortsetzten oder schweigend erläuterten.

Es dauerte minutenlang; was mochten sie mit einander reden? So gleichgiltig es Gerold zuvor bei dem Gespräch Egenolf Tannenbergs mit Gerta Meseritz gewesen, daß sein Sehrohr kein Hörrohr war, so viel hätte er gegenwärtig für die letztere Fähigkeit desselben gegeben. Seine Augen überlieferten ihm nur ein unverständliches Bild.

Nun trat die junge Comtesse mit einer leichten Verneigung einen Schritt zurück; es sprach sich ersichtlich eine Verabschiedung, ihr Wunsch, wieder allein zu bleiben, darin aus. Falls sie Slawendorf angehalten, so hatte sie das, was in ihrer Absicht gelegen, gesagt; wenn er von selbst stehen geblieben und sie angesprochen, so war ihre Entgegnung beendigt. Wie es geschehen, es regte den Eindruck, daß ihre Unterredung zu keinem Ergebnis geführt habe. Sie gingen ebenso aus einander, wie der Zufall sie zusammengebracht. Oder war es nicht Zufall gewesen? Auch darauf wußte das Glas keine Antwort.

Was in seiner Macht stand, that es und zeigte für ein paar Sekunden voll hergewandt noch das Gesicht Emichs von Slawendorf. Es bot den Anschein,

eine starke Erregung zu beherrschen, die Augen lagen verschattet und als ob sie mehr denn sonst unter die Stirn zurückgezogen seien, aber man glaubte trotzdem etwas gleich einem dunkel glühenden Schein zwischen den Lidern wahrzunehmen. Der junge Gutsherr hob nun den Fuß wieder, doch nach zwei Schritten drehte er sich noch einmal. Er hatte vergessen zu grüßen, und lüftete zeremoniell den Hut. Es war, als komme er damit nicht allein einer versäumten Höflichkeitsvorschrift nach, sondern nütze die Erfüllung derselben zugleich, um noch einen Blick rückwärts zu werfen. Dann verschwand er, und das Fernrohr zeigte nur wie zuvor die Bank, auf der Walfrade Tannenberg wiederum saß. Wie der Fortgehende sie nicht mehr gewahren konnte, hielt sie ihm den Kopf einige Augenblicke nachgewendet. Darauf streckte sie die Hand nach dem Buch, und es sah aus, als ob sie zu lesen beginne. Doch nach der Haltung des Gesichtes mußte ihr Blick über die Blätter weggehen.

Dann stand das Teleskop unbenützt auf dem Tisch, und der Bibliothekraum war ohne Atemzug, leer. Aber wenn jemand das Fernrohr auf den

nämlichen Punkt wie vorher gerichtet hätte, würde er dort jetzt einen ähnlichen Vorgang wie um eine Viertelstunde früher beobachtet haben. Eine aufhebende Kopfbewegung der jungen Comtesse, die durch das Erscheinen einer Gestalt auf dem Hügelrundweg veranlaßt ward. Nur war der Kommende nicht Emich von Slawendorf, sondern Gerold Fredeheide.

Wie er die jetzt wirklich im Lesen Begriffene artig grüßte, kam ihm das Absonderliche zur Empfindung, daß er gegenwärtig gerade ebenso dastehe, als er Emich hier gewahrt, und daß sie keine Ahnung von dieser Augenzeugenschaft besitze. Er errötete unwillkürlich bei dem Gefühl, suchte rasch nach einem anknüpfenden, seine Anwesenheit an dieser Stelle begründenden Wort und fragte, ob sie vielleicht Herrn von Slawendorf gesehen habe. Das hatte er eigentlich von allem am wenigsten sagen wollen, doch es war ihm entfahren.

Walfrade Tannenberg versetzte gleichmütig:

„Es ist mir, als sei er vor einiger Zeit hier vorüber gekommen, dorthin, glaube ich.“

Sie streckte deutend die Hand, auf die dabei ein Sonnengeflimmer fiel, das sich wie schmale Goldreifen

um ihre marmorweißen Finger legte. Gerold dankte für die Auskunft und stand unschlüssig, halb verwirrt. Er befand sich an dem Platz, wohin er gewollt, aber die thörichte Frage, die er gethan, verstattete ihm nicht, zu verweilen, wenn sie nicht die Mutmaßung eines knabenhaft unbehilflichen Entschuldigungsmittels erregen sollte. Zudem ging ihm durch den Kopf, daß der Blick aus der Ferne ihn beirrt haben müsse. Walfrades Erwiderung war von gleichgiltigster Ruhe gewesen; es konnte hier vorhin nichts Erregendes vorgefallen sein. Der Zufall hatte Slawendorf vorübergebracht und ein kurzes Gespräch zwischen ihnen herbeigeführt, wie es in der Natur solchen Zusammentreffens lag, von der Höflichkeit erheischt wurde, nichts weiter. Und während dieses Denkens blickte Gerold zugleich auf die goldig überflimmerte weiße Hand, die sich märchenhaft von dem dunkelgrünen Tannenhintergrund abhob. Nun senkte sie sich zurück, und er wiederholte, leicht stotternd, nochmals:

„Ich danke, Comtesse, und will suchen, daß ich ihn auffinde.“

Und er grüßte, um sich wieder zu verabschieden.

Doch wie er sich umwandte, klang sein Name hinter ihm: „Herr Fredeheide!“

„Comtesse?“

„Haben Sie bereits daran gedacht, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen und aus den Büchern, unter denen Sie sich lieber als bei den Menschen aufzuhalten scheinen, einen Stoff für eine neue mittelalterliche Erzählung ausfindig zu machen?“

Der Befragte zauderte kurz, dann entgegnete er:

„Stoffe hätte die Bibliothek mir schon vor Augen gestellt, Comtesse, nur das Verhalten der Heldin, welche die Hauptgestalt bilden soll, ist mir noch nicht deutlich.“

Ueber Walfrade Tannenbergs Gesicht ging ein leichtes Lächeln.

„Da vermag Ihnen freilich niemand behilflich zu sein als Ihre eigene Vorstellungskraft; ich dächte, es sei die Fähigkeit des Dichters, in der Seele von Menschen zu lesen, zumal solcher, die er aus sich selbst hervorgehen läßt. Falls Ihnen aber gleicherweise noch ein Held fehlen sollte, so würde ich Ihnen raten, Ihren Freund dafür zum Modell zu wählen. Er gäbe eine eigenartige, interessante Gestalt,

besonnen und doch von beherrschter starker Erregbarkeit, dabei beharrlich und über seine jugendlichen Jahre hinaus männlich gereift. Wenn man jemand schon in der Kindheit kennen gelernt, ist man befähigt, der Fortentwicklung solcher ungewöhnlichen Charaktermischung zu folgen. Doch ich sehe, daß Sie Eile haben, und will Sie nicht länger aufhalten, Ihren Freund zu finden. Dorthin, wie gesagt, glaube ich."

Die Sprecherin hob nochmals ihre Hand in die vorige Richtung, und wiederum ging der nämliche berückende Zauber von derselben aus. Sie verharrte fast ein wenig länger, als für ihren Zweck nötig war, in der deutenden Haltung. Beinahe, als trage sie selbst ein Bewußtsein von der Erhöhung ihrer wundervollen Schönheit durch das über sie hinspielende Sonnengeringel in sich.

Gerold Fredeheide blieb keine Wahl; er mußte der Richtung, in die sie wies, nachfolgen. Sein Kopf war noch unklarer verwirrt als zuvor und fühlte sich sehr mißgestimmt von seinem eigenen Thun. Er war gekommen, um ganz anderes zu sagen, sich ganz anders zu benehmen, doch das Beabsichtigte ihm

vollständig entfallen gewesen. Statt dessen hatte sie ihn lächelnd fortgeschickt, ohne daß ihm ein Hilfsmittel gekommen, sich dagegen zu wahren.

Was bedeutete ihr sonderbares Hervorheben der Eigenschaften Emichs von Slawendorf, gegen den sie sich jederzeit mit fast beleidigend nachlässiger Gleichgiltigkeit betrug? Sollte das Lob desselben Gerold für seine Ungeschicklichkeit strafen, daß er als den Anlaß seines Hierseins ein Aufsuchen des Freundes vorgeschützt, der ihr, wie er wissen mußte, unsympathisch war?

Fraglos hatte er sich äußerst unbehend benommen und sie sich ihm überlegen gezeigt, eine innerliche Genugthuung darüber auch kaum verhehlt. Hochroten Gesichtes ging er durch den Tannenwald auf dem ihm aufgenötigten Weg. Er empfand, daß er wie ein Knabe dagestanden und ihre Worte ihm die besonnene Männlichkeit Slawendorfs als Gegensatz hingestellt hatten. Es war etwas anderes, aus freier, dichterischer Willkür auf dem Papier mit Geschöpfen der eigenen Einbildung zu schalten, sie klug denken, reden und handeln zu lassen, als diese Fähigkeiten selbst im gegebenen Moment lebendigen Augen

und Lippen gegenüber zu bewähren. Man konnte in Versen sehr viel stolze Zuversicht aus dem Innern zum Ueberströmen bringen und doch vor einer weißen, goldüberspielten Hand befangen, ungewiß dastehen; der Mut des Kopfes stammte aus anderer Quelle als der des Herzens. Gerold vermochte sich einer gewissen Selbstgewahrung nicht zu entziehen, die ihm sein Bild vor der kleinen Bank höchst unbefriedigend aufwies. Er war trotz der günstigsten, seit Tagen voraus berechneten Gelegenheit, seinem Ziel, der Erkenntnis, nach der er trachtete, nicht um Haaresbreite näher gekommen. Nicht einmal das wußte er, ob seine Stirn und seine Brust für die Augen Walfrade Tannenbergs durchsichtig seien, die Gedanken seines Kopfes und die Empfindung seines Herzens ihr offenbar zu machen. Und in ihr selbst auch nur das Geringste ihres Denkens und Fühlens halb deutlich zu lesen, war ihm noch weniger gelungen.

Während er so, ein wenig in sich gedemütigt, dahin wanderte, befand sich Fräulein Gerta von Meseritz, aus dem Park zurückgekehrt, noch auf ihrem Zimmer und that dort etwas recht Merkwürdiges oder wenigstens für denjenigen, der sie näher kannte,

kaum begreiflich Unerwartetes. Zunächst entsprach es schon gar nicht ihrer Natur, so andauernd wie gegenwärtig vor einem großen Schrankspiegel zu stehen. Sie hielt allerdings auf Nettigkeit ihrer Kleidung und Erscheinung, aber sie bedurfte niemals langer Zeit, um sich von dem geordneten Zustand der letzteren zu überzeugen, und ihr Spiegelbild konnte sich schwerlich etwas darauf zu gute thun, jemals von ihr durch einen Blick der Bewunderung ausgezeichnet worden zu sein. Eine dahin zielende Betrachtung ihres Selbst vollzog sie offenbar auch jetzt nicht, sondern lag einer noch viel absonderlicheren und bei ihr völlig unvermuteten Beschäftigung ob. Sie lachte sich an, und wer sie bei diesem wunderlichen Treiben beobachtete, vermochte kaum zu einem andern Schluß zu kommen, als daß sie fühlte, durch die Kopfschmerzen der letzten Tage ihr früheres hervorragendes Talent zum Lachen eingebüßt zu haben, und ihre Lippen wieder darauf einübte. Augenscheinlich aber befriedigte das Ergebnis ihren kritischen Blick immer noch nicht, er entdeckte stets noch etwas künstlich Gemachtes, der sonstigen Natürlichkeit nicht Gleichkommendes in der Mundbewegung und dem ganzen

Mienenspiel drum her. So setzte sie ihre kuriosen Uebungen wohl eine Viertelstunde lang fort, bis sie von ihnen allmälich mehr zufriedengestellt schien. Gerta Meseritz besaß unverkennbar doch ein wenig von einer kleinen Komödiantin, die sich bewußt war, daß ihr das Lachen gut stehe. Und sie war nicht frei genug von Koketterie, um auf den Eindruck, den sie dadurch erregte, auch während ihrer Kopfschmerzen Verzicht leisten zu wollen. Denn daß diese noch nicht vorübergegangen seien, sah man ihren Augen trotz allem Bemühen an. Ein Buch, nach dem sie jetzt griff, legte gleichfalls Zeugnis dafür ab; es ging nicht mit dem Lesen und sie ließ rasch wieder davon. Es ging eigentlich bei solchem Kopfzustand mit nichts, er hatte sie aus dem Park ins Zimmer getrieben, und nun war's in diesem so dumpf und schwül bedrückend, beinahe wie vor ein paar Tagen droben auf der Bibliothek. Immerhin erschien es in der frischen Schattenluft des Parks noch besser: die Lippenetüden hatten ja auch eine einigermaßen genügende Fertigkeit neu zu stande gebracht, und Gerta ging wieder ins Freie hinab.

Nach einer Weile kam ihr am Ende eines Baum=

ganges Walfrade Tannenberg, auf dem Rückweg zum Schloß begriffen, entgegen. Es konnte einen Moment bedünken, als ob Gerta Meseritz bei dem Anblick unwillkürlich zur Rechten abbiegen wolle, doch dann that sie rasch das Gegenteil und zwar mit einer sich in dem fast vorwärts erzwungenen Auftritt ihres Fußes kundgebenden plötzlichen Entschlossenheit. So schritt sie auf Walfrade zu, und diese fragte:

„Was machen Deine Kopfschmerzen?“

„Die sind ganz vorüber. Wenn man sich um solche Kleinigkeiten nicht bekümmert, gehen sie von selbst. Willst Du schon ins Haus?“

Die junge Comtesse bejahte, und Gerta legte den Arm in den ihrer Cousine.

„Ich begleite Dich. Wie sommergrün die ganze Welt um uns herumliegt! Man kann sich gar nicht vorstellen, daß sie jemals so winterlich weiß zu sein im stande ist, wie Du sie als Einsiedlerin hier im Schloß genossen hast. Und auf solchem Wasser gehen, allerdings gelegentlich auch einbrechen zu können! Wie unglaublich, als wäre so etwas nur eine märchenhafte Erfindung! Dabei fällt mir ein, hast Du

nichts mehr von dem Bären gehört, der damals zuerst so tollpatschig war und Dir nachher doch höchst mutig das Leben rettete?"

Walfrade schüttelte gleichgiltig den Kopf.

„Schmolk hat ihn nicht herausgewittert; er wird wohl irgendwo in seiner Höhle auf der Bärenhaut liegen."

„Die muß jedenfalls ziemlich geräumig sein, denn ich erinnere mich, daß Du ihm in Deinem Brief an mich ungefähr sechs Schuh Länge beimaßest. Das ist in unserer Gegend hier eine Seltenheit, wenigstens wüßte ich auf dem Gut niemand, der dem entspräche, das heißt, etwa die Gäste ausgenommen. Apropos, Du hast Dich damals doch in etwas geirrt — ich hätte es Dir schon vor ein paar Tagen mitteilen wollen, aber Kopfschmerzen machen so vergeßlich."

„Worin geirrt?" entgegnete Walfrade.

Gerta steckte die Hand in ihre Kleidtasche und zog sie wieder hervor.

„Hierin!"

„Was ist das?"

„Das Kostbarste, was es auf der Welt gibt — wenigstens nach Deiner eigenen Aussage."

Gerta Meseritz hatte die erste Hälfte ihrer Antwort mit einem elegischen Ernst gesprochen, als sei sie selbst voll von der Wahrheit der Worte überzeugt. Doch der hinzugefügte Schluß ließ die Schalkhaftigkeit des melancholischen Tons nachklingen, denn sie begleitete ihn mit dem Auflachen, das sie eben vor dem Spiegel neu einstudirt hatte. Es klang noch nicht ganz natürlich wie früher, aber ihrem Komödiantentalent doch schon alle Ehre machend; zugleich öffnete sie die Hand, in der etwas Blaues aufblinkte, und Walfrade stieß froh erstaunt aus:

„Mein Medaillon — das ist mir in der That etwas Kostbares! Hast Du im Wasser darnach gesucht? Es sieht Dir ähnlich — wie dankbar bin ich Dir!"

Gerta lachte:

„Glaubst Du, daß ich den Bober als Badanstalt benütze oder mich bei Nacht in eine Nixe verwandle? Wenn ich poetisch veranlagt wäre wie Herr Fredeheide, könnte ich ein Märchen daraus dichten und erzählen, ich hätte mit dem Goetheschen Fischer am Fluß gesessen, nach der Angel ruhevoll gesehen und dabei einen Hecht gefangen, der mir den Schillerschen

Ring des Polykrates zwischen den Kiemen mit herauf gebracht habe. Aber ich bin nur ein nüchternes Menschenkind und sage deshalb nichts weiter, als daß Du Dich geirrt und das Medaillon anderswo verloren hattest."

„Das kann nicht sein," erwiderte Walfrade Tannenberg. „Ich weiß zufällig bestimmt, daß ich es vor der Nachtfahrt im Schlitten noch gehabt und es zuerst vermißte, als ich bei der alten Gudula wieder zur Besinnung kam."

„Und muß doch wohl sein."

„Warum?"

„Weil ich es anderswo gefunden habe und es nicht gut vom Bober auf eigenen Füßen in die Bibliothek hinauflaufen kann."

„In die Bibliothek? Ich bin seit dem Jahresbeginn nicht mehr dort gewesen."

Es gehörte scharfhörige Aufmerksamkeit dazu, um in der Heiterkeit Gertas noch etwas Eingeübtes herauszuspüren. Sie entgegnete:

„Da muß ein anderer, ich meine ein Heinzelmännchen es dorthin getragen haben, denn ich kann beschwören, daß ich es in der Bibliothek gefunden.

Es lag offen am Boden, mich wunderte nur, daß Herr Fredeheide, der ja den halben Tag droben zubringt, es nicht schon vorher gesehen. Er bückte sich freilich gerade, als ich es bemerkte, und hat es dabei vielleicht mit dem Fuß angerührt, daß es unter einem Tischbein hervorgerollt ist. Oder vielleicht interessiren sich seine hochfliegenden Gedanken auch nicht für solchen kleinen, glimmernden Tand."

Die junge Comtesse sah wie mit gedankenabwesenden Augen auf das blaue Medaillon. Doch man gewahrte, daß unter ihrer Stirn hastige Gedanken arbeiteten, und es war, als ob sie dieselbe mit einer roten Färbung überzögen. Sie wiederholte einige Worte ihrer Cousine:

„Ein Heinzelmännchen — am Boden —"; dann fügte sie schnell hinzu: „Da muß ich mich also doch geirrt haben —"

„Vielleicht bist Du im Traum oben gewesen," lachte Gerta; „die Hauptsache bleibt, daß es wieder da ist; alles andere scheint mir ziemlich gleichgiltig. Und im übrigen stehst Du Dich gut dabei, daß ich die Entdeckerin gewesen, denn ich verlange keinen Finderlohn, sondern bin mit dem zufrieden, den ich

Dir aus den Augen lese. So nimm Deinen Talisman zurück und er bringe Dir neues Glück! Da habe ich, glaub' ich, auch gedichtet."

Sie hängte Walfrade das an einer Seidenschnur befestigte Medaillon um den Hals und ward durch diese leibliche Annäherung offenbar von einer plötzlichen Zärtlichkeitsanwandlung überkommen, denn sie ließ die beiden Hände einen Augenblick auf den Schultern ihrer Cousine liegen, beugte sich rasch vor und küßte die letztere. Dann sagte sie:

„Ich will noch einen kleinen Gang machen, um mir den letzten Rest meiner Kopfschmerzen zu vertreiben."

Und sie wandte sich ohne weiteres Beifügen in einen schmaleren Seitenweg hinein. Und wie Gerta Meseritz auf diesem erst hurtig, darnach allmälich langsamer entlang schritt, hätten die alten Bäume um sie her eigentlich Grund gehabt, ziemlich verwundert über ihr und über sie die Wipfelköpfe zu schütteln. Denn ihr Gesicht hatte einen wunderlichen, in gewisser Weise fast anmaßlichen Ausdruck, als ob sich in dem Auffinden und Zurückliefern eines Medaillons an seine rechtmäßige Eigentümerin etwas

wie eine selbstsüchtigen Aneignungstrieb überwindende Heldenthat kundgegeben habe.

Walfrade Tannenberg war entschieden vergeßlich geworden. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie die Absicht gehabt, ins Schloß heimzukehren, sondern bog nach der entgegengesetzten Seite, wie Gerta, in einen Nebengang ab, der sie in die Richtung gegen den Tannenhügel zurückführte, aus der sie gekommen. Ihr Blick schweifte dabei ab und zu nach rechts und links durch einmündende Wege hinunter; obwohl sie sich nicht schnell, eher schlendernd bewegte, schien ihre Brust doch rascher als sonst zu atmen. Die Finger ihrer linken Hand spielten mit dem kleinen wiedererhaltenen Medaillon, das ihr vom Nacken herabhing; mit der rechten pflückte sie im Vorübergehen da und dort gedankenlos ein Blatt, nahm es zwischen die Lippen und biß ein paarmal leicht mit den Zähnen drauf. Es machte den Eindruck, daß alle ihre Gliedmaßen einem unwillkürlichen Drang nach einer lebendigen Regung, einer Bethätigung ihres Vorhandenseins nachgaben. Auch in einer glättenden Bewegung, mit der ihre Hand zuweilen über das Haar an ihrer Schläfe glitt, lag etwas halb Unbewußtes,

dann gingen ihre Augen wieder kurz suchend umher. Plötzlich einmal fuhr sie, wie von einer Besinnung angefaßt, leise zusammen und verbarg hastig das Medaillon in ihrem Kleid, während sie zugleich eilig seitwärts an den Wegrand hinübertrat und im Laubwerk verschwand.

Vom oberen Ende des Parkganges, in dem sie sich eben noch befunden, kam Gerold Fredeheide daher. Er hatte Slawendorf nicht ausfindig gemacht; freilich hatte er auch nicht nach ihm gesucht, sondern war ziellos umhergelaufen. Die Mißbefriedigung über sich selbst redete noch aus seinem Gesicht, und ziemlich lesbar trieben sich noch die nämlichen Gedanken wie zuvor dahinter herum. Doch nun flog sein Kopf stutzend zur Seite, der gleiche Anruf seines Namens, wie schon einmal heut morgen, nur völlig unerwartet jetzt, war ihm ans Ohr geschlagen:

„Herr Fredeheide!“

Da saß Walfrade Tannenberg wieder auf einer Bank, die in einer kleinen, seitlichen Ausbuchtung des Weges stand. Es war ein heimliches, eigenartig reizvolles Plätzchen, in seiner Art von der Mehrzahl der übrigen, vielfältig überall befindlichen abweichend.

Der Park rief hier nicht das Gefühl einer Kunstanlage wach, sondern erzeugte die Vorstellung selbständiger Bildung durch die Natur. Aus dem grünen Rahmen des bequemen Sitzes ging der Blick dicht auf eine nicht große, rund von hohen Baumrändern umschlossene Lichtung hinaus, die statt der sonstigen, tadellos gehaltenen Rasenplätze eine frei aufwuchernde Waldwiese darbot. Die Sonne stand ungefähr gerade im Mittag drüber und alles war von hauchloser Stille; nur für das Auge mischten die goldenen Strahlenlichter, die vielfältig verschiedenen bunten Blütenköpfe der hohen Wiesenpflanzen und ein Drüberhinschweben und -Flattern unzähliger Falter, Käfer, Bienen und Fliegen einen Glanz durcheinander, der sich wie das leise Aufundniederwallen eines hundertfarbig leuchtenden Teppichs ausnahm. Und davor, sich von diesem flimmernden und schimmernden Hintergrund abhebend, saß die junge Comtesse in so wundervoller Schönheit, wie selbst die Phantasie sie sich schwerlich vollendeter heraufzaubern konnte. Es waren Artemis, die von der Jagd rastete, und Pallas Athene in einer Erscheinung vereinigt, doch der klassische Marmor gegenwärtig von einer

warmen Färbung des Lebens überhaucht, und das tiefschwarze Haar stand mit seinem weichgeschlungenen Hinterhauptknoten wie Ebenholz gegen das sonnenüberschüttete Blumen- und Flügelgewoge. Wenn Walfrade Tannenberg die märchenhafte Gabe verliehen gewesen wäre, durch ihren Willen die herrliche Körpermitgift der Natur in sich noch mehr zu erhöhen, so hätte man nicht zweifeln können, daß sie augenblicklich den vollsten Gebrauch davon gemacht habe. Sie konnte gewiß niemals anders als schön sein, aber dennoch war Gerold Fredeheide wie zauberisch betroffen von dem Unterschied zwischen dem Bild auf der Bank hier und dem von ihm droben auf dem Tannenhügel verlassenen. Er grüßte und stand aller nachträglich erworbenen klugen Einsicht zum Trotz im Begriff, seine Befangenheit abermals durch die thörichte Aeußerung zu verdecken, daß er Emich von Slawendorf nicht aufgefunden habe. Doch die junge Comtesse kam ihm noch eben rechtzeitig mit der lächelnden Frage zuvor:

„Sind Sie jetzt etwas weniger eilig als vorhin?“ Sie fügte hinzu: „Das Umhersuchen in der Mittagshitze muß Sie müde gemacht haben!“

Und sie begleitete die letzten Worte mit einer leichten Bewegung, durch die sie ihren Sitz etwas weiter an das Ende der Bank vorrückte. Es lag keine direkte Aufforderung, aber jedenfalls eine Verstattung für den Ankömmling darin, sich neben ihr auszuruhen, und bildete den merkwürdigsten Gegensatz zu der deutenden Handaufhebung, mit der sie ihn vor etwa einer Stunde von sich fortgeschickt hatte. Gerold Fredeheide ward eigentümlich von dem Gefühl eines Gleichnisses überkommen, als habe die Bank auf dem Tannenhügel in hartem Nordwind gestanden, hier dagegen sei dieser abgefangen und unbewegte Luft eines nach Süden gerichteten Parkstückchens von der Sonne durchwärmt. So unerwartet verdrängte diese Empfindung in ihm die andere, die ihn seit einer Stunde beherrscht, daß er sich, ohne etwas zu erwidern, halb wie im Traum setzte und seiner Nachbarin nur stumm ins Gesicht blickte. Wie wenn sie nachträglich doch über dies Folgeleisten von seiner Seite etwas verwundert sei und sich noch nicht sogleich darein zu finden wisse, schwieg sie ebenfalls ein paar Atemzüge lang, dann aber äußerte sie in rascher Sprache:

„Ich habe Ihnen vorhin einen thörichten Rat in Bezug auf den Helden Ihrer neuen Erzählung gegeben. Es war nur ein augenblicklicher Einfall, unbedacht und vermessen von mir, mich Ihnen als Beirat in Dinge einzumischen, die Sie jedenfalls besser verstehen müssen als ich. Wer nicht selbst schöpferisch ist, kann wohl nachher über das von anderen Geschaffene seine Meinung aussprechen, doch bis dahin soll er seiner geringeren Naturmitgift gemäß bescheiden abwarten, was ihm dargeboten und seiner Beurteilung anheimgestellt wird."

Es war ein Ton, wie der Hörer ihn noch nie aus dem Mund Walfrade Tannenbergs vernommen, eine liebenswürdige Entschuldigung, der unverkennbar daran lag, eine vorherige Uebereilung, oder, wie sie gesagt, Thorheit, in Vergessenheit zu bringen. Gerold hatte nicht wahrgenommen, auf welche Weise die junge Comtesse hieher gekommen, aber wer gesehen hätte, wie sie sich bei seinem Anblick schnell auf dieser Bank niedergelassen, würde nach ihren jetzigen Worten nicht in Zweifel geblieben sein, sie habe diesen Platz gewählt, weil sein Weg ihn daran vorüberführen müsse. Er entgegnete nun artig auf den letzten Teil ihrer Aeußerung:

„Kritik zu üben, ist gewiß unanfechtbares Recht eines jeden, Comtesse, und sie kann dem Autor stets nur willkommen sein.“

Ein Lächeln, doch ohne einen ironischen Anflug, ging über Walfrades Züge.

„Es kommt doch wohl darauf an, in welcher Weise und auch in welcher Stimmung sie geübt wird. Ich erinnere mich, als wir nach unserem gemeinsamen Aufenthalt am Bodensee zufällig wieder in der Abendgesellschaft zusammentrafen, Ihnen über Ihre damals vorgelesene Novelle ein kurzes Urteil ausgedrückt zu haben, das vielleicht ungerecht, jedenfalls vorschnell war. Es entsprang aus einem Mißbefinden meines Kopfes, und in solchem Zustand hört man schlecht zu und faßt unrichtig auf. Ihnen wird es vermutlich nicht im Gedächtnis geblieben sein, daß Ihr Held — wie hieß er doch nur? Neidhart Zumsteg, glaube ich — mir mißfallen hatte und daß ich gleichfalls Ihre Heldin, oder vielmehr Sie als den Bildner derselben, abfällig kritisirte. Man thut gut, ein begangenes Unrecht offen einzugestehen, und meines lag darin, in übellauniger Stimmung über Ihre Dichtung zu urteilen. Geben Sie mir Absolution dafür, Herr Poet.“

Man konnte sich nichts Einfacheres, Natürlicheres und doch Bezauberndere denken als die Art und den Klang, mit denen dies näher begründete Verzeihungsgesuch von den Lippen der Sprecherin kam. Unanzweifelbar entsprang es einem wirklichen innern Empfinden, dem etwas in anderer Gemütslage als der gegenwärtigen Begangenes Reue einflößte, und die rechte Hand Walfrades hob sich dabei mit einer leichten Bewegung empor. Ob sie selbst die Absicht hegte, sie zur Bekräftigung der letzten Worte Gerold Fredeheide darzureichen, ließ sich nicht deutlich erkennen, aber jedenfalls faßte er es so auf oder benützte den Anlaß, es so auffassen zu können. Rasch streckte auch seine Hand sich vor, und es war ein von der Natur gleich wundervoll ausgestattetes, sich an Schönheit ebenbürtiges junges Menschenpaar, das da auf der schattigen Bank mit der stillen, flimmernden Sonnenmittagswelt vor dem Doppelblick saß. Nur kaum eine Sekunde fühlte Gerold die Hand, die vorhin so märchenhaft von den Goldlichtern überspielt gewesen, in der seinigen, dann hatte sie sich wieder zurückgezogen, und Walfrade Tannenberg sagte lachenden Tones:

„So haben wir feierlich Frieden geschlossen; ich weiß freilich nicht, warum überhaupt ein Kriegszustand zwischen uns angefangen hatte. Wir trafen vermutlich unter ungünstigen Himmelszeichen am Bodensee zusammen, und dann gehört wohl nichts weiter als ein wenig Schuld auf beiden Seiten dazu, um das Gefühl einer Gegnerschaft zu erzeugen und weiter zu verstärken. Nun kann ich aber auch aussprechen, daß ich bei nachträglichem ruhigem Ueberdenken zu dem Resultat gekommen bin, mit meiner damaligen Kritik instinktiv doch nicht das Unrichtige getroffen zu haben. Sie brachte nur nicht dasjenige vor, was ich eigentlich meinte und was ich als unbefriedigend, vielleicht als unwahr an Ihrer Erzählung empfand."

„Und das war, Comtesse?" fragte Gerold Fredeheide, mit dem Ohr noch auf den Nachklang ihrer Stimme horchend. „Sie sagten vorhin, daß der Held wie die Heldin, Neidhart Zumsteg wie Mechthild Schirlitz, Ihnen nicht gefallen."

„Mechthild Schirlitz?" wiederholte die Befragte verwundert. „Ich denke, die Heldin Ihrer Novelle heißt Waltrud von Montfort; die kleine

Leinenweberstochter daneben kann doch wohl nicht in Betracht kommen. Das ist eine Figur, stelle ich mir vor, die Sie eben für den Gang Ihrer Erzählung brauchten und dazu erfanden, um sie der weiblichen Hauptgestalt gegenüber zur Verwendung zu halten. Und das ist's, was ich an Ihrer Erfindung aussetze; man kann für den Neidhart Zumsteg keine Sympathie bewahren, weil er am Schluß die edlere Natur, mit welcher Sie ihn doch ausgestattet, verleugnet. Dies stammt aber mutmaßlich wieder daher, daß Ihnen selbst die Natur der Heldin nicht völlig klar vor Augen stand, oder —"

Sie hatte lebhaft gesprochen, hielt indes jetzt, nach der Fortsetzung suchend, so lange an, daß Gerold die Frage einschaltete:

„Oder? Sie meinen, Comtesse?"

„Ich meine . . ." Doch sie ließ den neu begonnenen Satz abermals fallen und fuhr fort: „Wissen Sie, welchen Eindruck Ihre Geschichte erregt? Es kann ja eine irrige Auffassung von mir sein, aber mir kommt's vor, als ob Sie ursprünglich beabsichtigt hätten, sie anders endigen zu lassen. Darauf hin war sie zuerst gedacht und angelegt; während der

Fortentwicklung jedoch befiel Sie eine Laune oder ein Verdruß über die Heldin, so daß es Ihnen in den Sinn geriet, sie am Schluß tendenziös zu demütigen und zu bestrafen. Das, däucht mich, hat etwas von einer angehängten Fibelmoral, ist einer Dichtung nicht würdig und zugleich dichterischer Seelenkunde zuwiderlaufend. Es ist interessant, sich ein solches poetisches Gewebe nachträglich in seine Fäden aufzulösen. Ob ich recht damit habe, weiß ich, wie gesagt, nicht, doch mein Gefühl läßt's mir so erscheinen."

Der junge Autor bedurfte einiger Augenblicke, um über den gegen seine Schöpfung erhobenen Vorwurf nachzudenken; darauf versetzte er, noch leicht zaudernd:

„Und zu welchem andern Ende, meinen Sie, Comtesse, hätte das Ganze gelangen sollen oder können?"

Walfrade antwortete zunächst nicht auf die Frage, sondern erwiderte:

„Ich nehme an, daß Sie die Gräfin Waltrud im Anfang psychologisch wahr und ihrer Art gemäß dargestellt haben. Sie bedünkt mich auch durchaus glaubhaft; der Neidhart Zumsteg ist ihr völlig

unbekannt oder sie weiß wenigstens nur solches von ihm, was sie gegen ihn einnimmt, und so bietet sie die Hand dazu, ihn in eine Falle zu locken. Später aber, wie sie ihn kennen gelernt, wird sie von Reue über den an ihm verübten Betrug und die Folgen desselben erfaßt und es tritt eine vollständige Umwandlung der Gesinnung bei ihr ein. Diese ist nach ihrem Charakter ebenso glaubhaft und muß man ebenso für wahr halten, wie ihr anfängliches Handeln. Neidhart Zumsteg erkennt aber die in ihr vorgegangene Veränderung nicht und mißachtet diese — sagen wir besser, will sie nicht erkennen und will sie mißachten, um der bezweckten strafenden Moraltendenz willen. Das widerspricht ihm; er muß davon überzeugt sein und kann nicht, seine höhere Natur verleugnend, eine solche Schlußkomödie mit der unbedeutenden Mechthild Schirlitz aufführen."

Die junge Kritikerin hatte wieder mit beredtem Eifer gesprochen; man sah an der lebhaften Färbung ihres Gesichtes, daß der Gegenstand, über welchen sie ihr Urteil abgab, ihr in der That, wie sie zuvor geäußert, Interesse einflößte. Gerold schwieg wiederum kurz, ehe er entgegnete:

„Sie haben noch nicht gesagt, Comtesse, welches andere Ende nach Ihrer Meinung das psychologisch richtigere und befriedigendere gewesen wäre.“

„Das kann ich auch nicht, geht mich nichts an, sondern ist Ihre Sache oder vielmehr diejenige des Herrn Neidhart Zumsteg!“ Es flog Walfrade rasch vom Mund, dann fügte sie langsamer nach: „Er dürfte nach meinem Dafürhalten nicht gegen sein eigenes Herz die ihm hilfreich dargereichte Hand Waltruds abweisen.“

„Glauben Sie denn, daß er es gegen sein Herz that?“

Die Augen der beiden Sprechenden hoben sich gleichzeitig auf, begegneten sich und blieben einen kurzen Moment in dem grüngoldig von außen unter das schattende Gezweigdach hereinfallenden Licht in einander gerichtet. Dann versetzte die junge Comtesse:

„Wenn er es nicht that, däucht mich, konnte er nicht der sein, als den Sie ihn geschildert. Der Neidhart Zumsteg, den Sie im Anfang dargestellt und darstellen gewollt, vermochte nicht zwischen einer Waltrud und einer Mechthild Schirlitz zu schwanken.“

„So hätten Sie der Novelle einen tragischen oder mindestens peinlichen Ausgang verliehen?“

„Warum das?“

„Glauben Sie, daß die Gräfin Waltrud in dem letzten Augenblick nicht auch nur einer momentanen Eingebung hochfahrenden Stolzes nachfolgt, mit dem sie sich den Uebrigen in souveräner Laune entgegenstellt? Daß sie es wirklich ernsthaft meint und ihr Herz stark genug ist, dauernd die Vorurteile ihrer Geburt, Erziehung, Verwandtschaft und Lebensstellung zu überwinden, gegen ihren Vater eigenen festen Willen zu behaupten?“

Nun kam von den Lippen Walfrades ein Lachen, das ein wenig an das heute morgen von Gerta Meseritz vor dem Spiegel neu eingeübte erinnerte.

„Das müssen Sie wieder wissen, Herr Poet, nicht ich; Sie sind der Schöpfer und ich nur die Kritik. Doch was den Vater anbetrifft, so meine ich mich zu erinnern, daß Sie in dieser Richtung vorgesorgt hatten, vermutlich als Sie noch einen andern Abschluß im Sinn trugen. Ihre Erzählung, däucht mich, erwähnt einmal, Waltrud habe so viel über den Grafen Montfort vermocht, daß sie ihn

durch ihren bestimmten Willen stets zur Nachgiebigkeit gebracht. Allerdings, gebe ich Ihnen zu, würde der andere Ausgang vielleicht einige andere Voraussetzungen mit sich bringen müssen. Der Held und die Heldin müßten sich vorher bereits genauer kennen gelernt haben, sich schon menschlich näher gekommen sein. Irgend etwas Bedeutendes könnte sie mit einander verknüpfen —“

Der Zuhörer war lautlos dem Vorschlag umgestaltender Entwicklung seiner Novelle zu einem veränderten Schlußergebnis gefolgt. Nun wiederholte er, wie träumerisch nachsinnend:

„Etwas Bedeutendes? Welcher Art?“

Dabei hob er, auch fragenden Ausdrucks, das Gesicht auf, und die Augen der beiden Mitberater des interessanten literarischen Problems begegneten sich abermals. Doch ging diesmal der Blick der jungen Comtesse nicht wie zuvor nach flüchtigem Verweilen seitwärts vorüber, sondern er blieb, ihre Erwiderung begleitend:

„Der Autor müßte über irgend eine phantastische Erfindung gebieten, welche die Waltrud innerlich zu Dank gegen Neidhart Zumsteg verpflichtete. Meine

Einbildungskraft reicht dafür nicht aus und verfällt nur auf ein zu oft abgebrauchtes Motiv —"

„Und welches, Comtesse?"

„Zum Beispiel — Sie haben die junge Gräfin als höchst waghalsig geschildert, und der Bodensee liegt nahe. Ein Sturm könnte sie etwa darauf in Lebensgefahr bringen —"

Walfrade Tannenberg ward plötzlich unterbrochen; ein großer brauner Hühnerhund drängte sich umwitternd aus dem Gebüsch hervor und sprang vertraulich mit den Vorderpfoten neben ihr auf den Bankrand. Es war der stetige Begleiter des alten Gutsförsters; sie klopfte ihm auf den Kopf und sagte:

„Du, Grauwolf? Da ist Dein Herr wohl auch nicht weit!"

Noch während sie es sprach, klangen Stimmen hinter ihr, daß sie den Kopf drehte. Vom Außenende des Baumganges waren der Förster und ihr Bruder herangekommen. Letzterer trug nicht seine Uniform, sondern einen eleganten Jagdanzug, eine Doppelflinte über dem Rücken und eine Netztasche an der Seite, aus welcher das rotgelbe Fell und der Schwanz eines erlegten Fuchses hervorsahen. Im

Begriff, um die Buschecke zu biegen, rief der Alte seinen Hund an:

„Was für'n Spielhahnnest stöberst Du denn da auf, Grauwolf? Ah, Comteßchen Walf — meine Reverenz — und Herr — Herr — bitte um Permiß, daß ich den Namen nicht behalte. Diesmal sind wir dem Strauchdieb auf die Schliche geraten, und es hat kein Fuchsschwänzler seine Hand dabei im Spiel gehabt."

Der treuherzige Schmolk deutete mit der Hand auf die Beute des jungen Grafen, während seine harmlosen blauen Augen beim Sprechen auf Gerold Fredeheide gerichtet waren. Walfrade hatte sich von der Bank erhoben und äußerte, gegen den letztern gewandt:

„Es wird wohl Zeit sein, zum Frühstück zu gehen."

Ihr Gesichtsausdruck ließ nicht erkennen, ob ihr die Unterbrechung des literarischen Gesprächs unerwünscht oder gelegen eingetreten sei; es schien fast, im Widerspruch, als ob beides gleichzeitig der Fall gewesen. So gingen alle dem Schloß zu; Egenolf Tannenberg hielt sich so, daß die Höflichkeit von ihm

keine Rücksichtnahme auf Fredeheide erforderte. Diesem war es, als ob der Boden leise unter ihm auf und ab gehe. Seine Augen schlossen sich manchmal während einiger Schritte; dann überkam's ihn, wie wenn eine weiche, goldig flimmernde Hand ihm über die Stirn gleite. Die Sonne fiel ab und zu durch eine Gezweiglücke warm und hell auf sein Gesicht und veranlaßte ihm diese Gefühlstäuschung. Mit trockener Stimme brachte Schmolk eine lustige Schnurre nach der andern vor, drehte sich auch einmal gegen Gerold und fragte:

„Sie sind wohl kein Jäger, Herr — entschuldigen Sie, der Name will mir immer nicht beikommen; es mag dran liegen, wenn man ihn früher nie gehört hat. Aber ein Jäger hält seine Augen immer beim Gehen weit auf, schon damit er nicht einmal über eine Wurzel auf die Nase fällt."

Der Angeredete öffnete rasch die gerade geschlossenen Lider und versetzte:

„Ich mache auch keinen Anspruch auf Jägerruhm, Herr Schmolk; Sie hören, daß ich Ihren Namen weiß."

„So, so — sehr freundlich — große Ehre für

mich!" antwortete der Alte, dankbar und liebenswürdig aufsehend. Aber für denjenigen, der Schmolk kannte, lag im Blickwinkel desselben etwas verstohlen Kundgebendes, er habe das, was er Gerold Fredeheide, dessen Namen er früher nie auf Tannenberg gehört, aufs Kerbholz geschnitten, nicht vergessen und sei gern bereit, noch einiges weitere hinzuzuschneiden.



Fünftes Kapitel.

Der Mai hatte ein Ende genommen, und Berge und Thäler des schönen mittelschlesischen Landes standen in leuchtender Vorsommerpracht. Vom Kamm des Riesengebirges waren unter den Sonnenblicken der letzten Wochen alle Ueberreste des Winters fortgeschwunden, doch von der Wasserfülle, die der Boden eingetrunken, dampfte es am Frühmorgen aus Schlünden und Klüften, zog wallend an den Abhängen aufwärts und warf ein Schleiergewoge über die Gipfel. Hauptsächlich hüllte dies die stolzragende Spitze der Riesenkoppe ein, und von ihr allein noch blickte es durch die Lücken des ziehenden Nebels manchmal weißschimmernd hervor. Aber das Kommen und Verschwinden ließ den Blick nicht erkennen, ob es ein Schneerest oder ein glanzhelles Wölkchen sei,

und dies Ungewisse, sich geheim Haltende übte einen besondern Reiz auf das Auge.

So lag die Welt in heiterer Junischönheit um Tannenberg und nicht minder über und in diesem selbst. Auch die Gesichter, welche den Park und das Schloß als täglich heimische darin belebten, nahmen der Mehrzahl nach an der frohsinnigen Miene der Natur teil. Fräulein Gerta von Meseritz schien ihre Kopfschmerzen, die gleich einem späten Mainachtreif einige Tage hindurch auf ihrer vergnüglichen Stimmung gelegen, völlig überwunden und vergessen zu haben. Sie lachte wieder wie früher, und Walfrade Tannenberg weckte zuweilen die Vorstellung, mit ihr darin zu wetteifern. Das war eine neuerworbene Fähigkeit der jungen Comtesse und ebenso, daß von ihrem lachenden Antlitz nicht nur Licht, sondern auch Wärme ausging. Der Juni hatte eine erhöhtere Temperatur mit sich gebracht, als der Mai sie besessen, und man fühlte auch die Menschen mit davon beeinflußt. Gerta Meseritz sprach es einmal in ihrer launigen Manier aus:

Ihre geographischen Studien hätten leider schon lange zu arge Vernachlässigung erlitten, als daß sie

genau wisse, ob ihre Hypothese wissenschaftlich begründet werden könne. Doch ihr komme vor, daß eine kleine Abzweigung des Golfstroms auf irgend einem unterirdischen Wege in den Bober geflossen sein müsse und die Zunahme der Wärmegrade im Thal verursache. — Dieser allgemeinen Stimmung entsprechend, lag auch auf der Stirn Gerold Fredeheides nichts mehr von unbefriedigten Gedanken und Mißfallen an sich selbst. Sein Wort hatte die Unbefangenheit, sein Blick die ihm schön stehende Zuversichtlichkeit auf sich selbst vertrauender Jugend und Lebensanschauung zurückgewonnen; wie in jedes Gesicht, hefteten seine Augen sich beim Gespräch hell und heiter auch in diejenigen Walfrades, und es konnte manchmal erscheinen, als flimmere einen Moment ein feiner, glänzender Faden zwischen den blauen und dunklen Augensternen her und hin. Unverkennbar hatten die Besitzer derselben in Wirklichkeit Frieden geschlossen und einen Kriegszustand beendigt, der durch ein ungünstiges erstes Zusammentreffen hervorgerufen worden, eigentlich allerdings nur auf seiten Walfrade Tannenbergs, obwohl sie von wechselseitiger Verschuldung gesprochen. Um so

sichtlicher bemühte sie sich, das Vergangene auch in Vergessenheit zu bringen. Offenbar fiel ihr dies indes nach beiden Richtungen gleich leicht, kostete sie keine Mühe in Bezug auf sie selbst und ebenso keine zur Erzielung ihrer Absicht. Aber wenn das Gleichnis Gertas eine Berechtigung besaß, so kam der Schloß und Park geheimnisvoll erwärmende Golfstrom zwischen den Lidern und Lippen Walfrades hervor. Er übte gleichfalls einen fühlbaren Einfluß auf ihr Verhalten gegen Emich von Slawendorf, der allein seine ernst nachdenkliche Miene bewahrte. Doch schien Gerta Meseritz es neuerdings auf diese abgesehen, sich die Aufgabe vorgesetzt zu haben, den jungen Gutsherrn von der Allgemeinverbindlichkeit der heraufgezogenen friedlich frohsinnigen Junistimmung zu überzeugen. Sie bot für diesen Zweck all ihre schalkhafte Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit auf, trachtete augenscheinlich darnach, ihn bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand eine Weile von den anderen zu entfernen, um unbehindert ihre Absicht mit ihm ausführen zu können. Wenn so durch ihre Veranstaltung Walfrade Tannenberg und Gerold Fredeheide allein auf einem Parkwege zurückblieben,

blickte der Letztgenannte Gerta zuweilen nicht ohne einige Verwunderung nach. Er war Augenzeuge des Vorgangs zwischen ihr und ihrem Vetter Egenolf auf der Bibliothek gewesen und wußte von daher, welches, wenn auch nicht öffentlich kundgegebene Verhältnis unter ihnen bestehen mußte. Doch ihr Benehmen gegen Slawendorf in letzter Zeit ließ sich manchmal damit nicht in Einklang bringen, konnte dann und wann sogar etwas Provozirendes besitzen. Beide jungen Edelmänner waren reich und vornehmen Standes; ging das Bestreben Gerta Meseritz' etwa darauf hin, sich eine Wahl zwischen ihnen offen zu halten? Es that Gerold weh, zu solchen Gedanken über sie zu kommen, aber ihr Thun und Treiben verstattete es nicht anders, mußte ihm nicht selten als Koketterie in die Augen fallen. Gegen ihn hatte sie sich in dieser Art nie betragen, natürlich nicht, da er ihr keinem Zweck dienen konnte. Wohl war ihm eine Veränderung ihres Wesens seit dem Anfang ihrer Bekanntschaft zur Empfindung gekommen. Damals zuerst hatte sie ihre übermütigste Laune auch bei ihm ausgesprudelt, diese jedoch schon seit Monaten mehr und mehr in Zurückhaltung, freilich,

wie es ihm geschienen, in solche einer wirklich befreundeten Gesinnung umgewandelt. Nun aber erkannte er den Unterschied ihres Gebahrens da, wo es sich für sie nur um eine belustigende, ihren Geist bekundende Unterhaltung handelte und wo sie einem ernstlich ins Auge gefaßten, egoistischen Ziele zustrebte. Es berührte ihn schmerzlich, doch als Poet war er selbstverständlich Psycholog und durfte sich eine derartige Lebenserfahrung und Erkenntnis nicht durch gewollte Selbsttäuschung übernebeln. Er „studirte“ Gerta Meseritz und sagte sich, er müßte das Ergebnis finden, daß sie jetzt gegen ihn kühler, oberflächlicher und gleichgiltiger geworden sei. Und die Beobachtung bestätigte auch vollkommen das Zutreffen dieser Voraussetzung. Sie besaß offenbar nur noch Auge und Ohr für Slawendorf und beschränkte ihren Verkehr mit Gerold auf das notwendig Gebotene, ohne die frühere Lebhaftigkeit, wie zerstreut, vorübergehenden Blicks. Sichtlich wollte sie Emich zeigen, daß sie an nichts anderem als an ihm wirkliches Interesse nehme; das alles entsprach völlig dem zu Erwartenden. Und das Bedauern Gerold Fredeheides, sich in Gerta Meseritz' Charakter

derartig geirrt zu haben, ward nur etwas durch eine gewisse Befriedigung gemildert, daß seine psychologische Voraussicht sich als so durchaus folgerichtig erwies. Allzu viel Zeit blieb ihm allerdings meistens für solche Betrachtungen nicht. Durch die künstlichen Bewerkstelligungen Gertas, Emich von Slawendorf ungestört für sich zu haben, seinerseits eine Zeit lang mit Walfrade allein belassen, lag ihm zunächst immer eine Verpflichtung für die Gegenwart, die Unterhaltung seiner Begleiterin, ob. So schwer sich früher zwischen ihnen ein längeres und eingehenderes Gespräch fortentwickelt hatte, so leicht, wie von selbst entstehend, geschah dies jetzt. Unverkennbar war auf beiden Seiten der Wille und der Wunsch vorhanden, nicht minder aber auch eine dazu befähigende geistige Ebenbürtigkeit. Gerold erstaunte nicht selten über die Kenntnisse, den Scharfsinn, die dialektische Gewandtheit der jungen Comtesse. Sie verfügte in der That über eine hervorragende kritische Begabung, und ihr Urteil traf fast immer den Kernpunkt einer Frage, wenigstens wo es sich um ihr zugängliche Gebiete des Wissens, der Welt- und Lebenskenntnis handelte; sie machte keinen Anspruch auf Gelehr-

samkeit und besaß, wie sie Gerta geschrieben, in Wirklichkeit nichts von Blaustrumpfart und Anmaßung, doch sie hatte unfraglich vieles gelesen, gelernt und gedacht, was man bei einer jungen Dame ihres Standes und ihrer Lebensstellung nicht erwartete. Auch für die bildenden Künste, wenn sich ab und zu ein Anlaß gab, diese zu berühren, hegte sie Interesse und Verständnis; sie hatte einen Winter in Italien verbracht und vielfach dort die ersten Museen und Galerien besucht. Nur wenn die Rede sich auf einen Gegenstand poetischer Empfindung lenkte, verhielt sie sich zumeist als Zuhörende. Die Empfänglichkeit dafür oder der Wunsch nach einer solchen gingen ihr nicht ab, doch ihre eigenen Bemerkungen tasteten mit einer gewissen Unsicherheit drüber hin. Es konnte ab und zu den Eindruck erregen, als ob sie auch auf diesem Gebiet, wie auf anderen, nach einer thatsächlichen Vermehrung ihres Wissens trachte, etwas zu lernen gedenke, was sich, seiner Art gemäß, nicht durch Belehrung aneignen ließ. Bis zu einem gewissen Grade indes erzielte ihre große geistige Veranlagung auch darin einen Erfolg, dem freilich der besonderste Aufwand an

lebendigem Eifer und innerster Wärme von seiten Fredeheides entgegen kam. Nur blieb das dadurch bei seiner Zuhörerin erzeugte Wiederbild ein reflektirtes, ästhetisches. Im Bilde zu bleiben, lag der Glanz einer kunstvoll gemalten Sonnenlandschaft darüber, doch nicht das letzte, geheimnisvoll die Seele Berührende und aus dem Born Fließende, das den Maler erst zum Künstler emporhebt. Und so auch gingen die Augen Walfrade Tannenbergs über die Sommernatur um sie her. Sie wußte, daß dieselbe schön sei, und legte oftmals Einzelheiten darin dies Beiwort zu. Aber es mußten besonders sich dem Auge oder Ohr bemerklich machende, einen äußeren Reiz ausübende sein; den feineren Duft, der die Dinge umgab, ließen ihre Worte wenigstens unberührt. Doch täuschte ihre an ein wundervolles Marmorbild erinnernde Farbe und Erscheinung in der ersten Vorstellung, daß sie auch die steinerne Kühle eines solchen in sich trage. Sie war keine wandelnde und redende Statue, sondern, wenngleich vornehmer, schöner und klüger als tausend andere ihres Geschlechtes, doch zweifellos innerlich wie äußerlich eine Menschentochter der gleichen Abstammung. Vielleicht

hatte sie aus der Hand der Natur sogar Sinne empfangen, die von dem durch sie Aufgenommenen eine ungewöhnlich starke physiologische Wirkung auf leicht erregbare Nervenzentren übertrugen. Mindestens fand dies bei ihrem Geruchssinn statt; sie hegte eine Vorliebe für gewisse Blumen und man betraf sie jetzt fast niemals ohne eine Theerose in der Hand. Wenn sie den Duft derselben einzog, erhöhte sich aber stets sofort die Färbung ihres Gesichtes und legte Zeugnis dafür ab, es sei höchst lebhaft kreisendes Blut in ihr vorhanden, das schon durch diesen leichten Reiz von außen her in stärkere Bewegung versetzt wurde. Nur die oberflächliche Bekanntschaft mit ihr konnte Walfrade Tannenberg für ein Urbild kühler Besonnenheit und einer fortreißenden leidenschaftlichen Erregung unfähig halten. Was in ihr vorgehen mochte, so besaß sie gewiß auch über sich selbst eine große und lang ausharrende Beherrschungskraft; doch wenn diese die andere Kraft ihrer natürlichen Mitgift, wenn der Wille die lebendigen Sinne zu gewaltsam herausforderte und sich vermaß, sie als rechtlos zu unterdrücken, so konnte es unter Umständen wohl in Frage kommen, ob eine

plötzliche Auflehnung der letzteren nicht vielleicht mit hastigem Impuls die Oberhand gewinnen werde. Um dies ohne Irrtum zu bemessen und solchen Ausgang mit Bestimmtheit vorherzusagen, dazu kannte allerdings wohl niemand die junge Comtesse genau genug und möglicherweise sie selbst sich nicht. Sie war aus der allgemeinen Wurzel ihres Hauses entsprossen, aber ohne Zusammenhang mit den anderen Keimtrieben derselben aufgewachsen. Ein näheres Verhältnis zu ihrem Vater offenbarte sich nicht, noch weniger zu ihrem Bruder. Um den letzteren bekümmerte sie sich eigentlich gar nicht, und er that ihr und der Gesellschaft, in der sie sich befand, gegenüber das Gleiche. Auch Gerta Meseritz fand kaum mehr Gelegenheit oder Nötigung, auf galante Ansprachen von ihm zu erwidern; den Vormittag hindurch, der keinen andern Besuch als die ständigen Hausgäste im Schloß sah, trieb er sich in seinem sportsmäßigen Jagdanzug fast immer mit Schmolk zur Lauer auf Raubzeug in den Bergen umher. Der Graf Gunther benützte die erste Tageshälfte gemeiniglich, selbst seinen eleganten Jagdwagen lenkend, zu Ausflügen und Besuchabstattungen in der weiteren

Umgegend und kehrte meistens erst zur Mittagstafel zurück. So stand der weite Park täglich manche Stunden hindurch den beiden jungen Damen und ihren Begleitern ausschließlich zur Verfügung und ward auch lediglich von den Vieren belebt. Man vernahm hier die freudig gehobene Stimme Gerold Fredeheides, der im lebhaften Gespräch mit Walfrade einher ging, drüben das helle Lachen von Gerta Meseritz' Munde, die es wieder einzurichten gewußt, daß sie allein mit Slawendorf einen abzweigenden Weg eingeschlagen. Sonst war nur noch Vogelgesang und leises Windsummen der Blätter ringsum in den Bäumen; die Natur der spät zur Entwicklung gelangenden nordischen Gebirgsgegend schritt ihrem höchsten, hochzeitlichen Blütemond entgegen.

Es dauerte indes selten länger als eine Viertelstunde, bis die beiden getrennten Paare wieder zusammentrafen und gemeinsam ihren Spaziergang fortsetzten oder sich mit einander auf den Bänken eines schattigen Platzes niederließen. Dann trat selbstverständlich an die Stelle der Sonderunterhaltung auch ein gemeinschaftliches Gespräch, bald, von Gerta

Meseritz beeinflußt, mehr heiterer, bald ernsthafterer Richtung. Historische, philosophische und literarische Gegenstände wurden herangezogen, nicht allein von seiten Gerold Fredeheides, sondern ebensowohl durch Emich von Slawendorf, der dabei seine gewöhnliche Schweigsamkeit ablegte und seinen Ansichten mit reger Teilnahme Ausdruck gab. Es hörte sich zumeist wie ein freundschaftliches Wortgefecht zwischen ihm und Gerold an, in das Gerta ab und zu eine anspornende Einschaltung nach ihrer Art hineinwarf, während Walfrade Tannenberg sich im ganzen als stumme Zuhörerin verhielt, die den Eindruck der wechselnden Aeußerungen auf sich wirken ließ und den Ueberzeugungswert derselben in sich prüfte. Anfänglich klang Gerold Fredeheides Stimme schöner und mehr von jugendlicher Begeisterung getragen; so entsprach sie stets dem Inhalt und der poetischen Fassung dessen, was er sagte. Slawendorfs Ton dagegen war immer ein gleichmäßig ruhiger, ohne Ueberschwang nur auf die thatsächliche Erkenntnis des in Rede Stehenden gerichtet. Er ereiferte sich nie, geriet dadurch aber auch niemals in die Notwendigkeit, vorschnell Behauptetes als unstichhaltig

anerkennen und zurücknehmen zu müssen. Einer etwa mit Verstimmung drohenden Wendung der Debatten beugte er stets freundschaftlich und liebenswürdig vor, doch es schien manchmal einen heimlichen Reiz für ihn zu besitzen, mit dem leicht ironischen Zug seines Mundes Aufstellungen Gerolds als unbegründet nachzuweisen, sie in schlagender Weise zu berichtigen und sich dem Freunde an gereifterer Einsicht überlegen zu zeigen. Bei einem derartig gebotenen Anlaß äußerte er eines Vormittags:

„Die Dichtung müßte im allgemeinen, meines Erachtens, ihre Beobachtung gründlicher auf die Naturbeschaffenheit des Materials verwenden, aus dem sie ihre Gestalten bildet. Die reinen, gediegenen Erzstufen aller Metalle sind höchst selten, gewöhnlich findet eine Vermengung mit verschiedenartigsten minderwertigen Mineralien und obendrein häufig verwunderlichste, irreführende Verwerfung statt. Das erscheint mir als getreuliches Abbild der großen Mehrzahl der Menschen, die meistens aus Echtem und Falschem so seltsam ineinander gemischt sind, daß ihr Inneres, in einem Gemälde dargestellt, ein völlig gescheckteS Gesicht zeigen würde. Ihr Poeten

aber sondert mit einer in der Wirklichkeit unmöglichen Scheidekunst diese beiden Bestandteile auseinander und laßt, je nach eurem Bezwecken, den einen auf Kosten des andern als nicht vorhanden verschwinden. In der einen Richtung handelt ihr wie der Bildhauer, der sich nur den feinkörnigsten, weißesten und fehlerlosesten Marmor auswählt, um seine für die von ihm betriebene Kunst berechtigten Idealgestalten zu meißeln; nach der andern Seite schmelzt ihr die da und dort ausgeschiedenen Schlacken zu einem Zerrbild zusammen, das die Lebenswirklichkeit nicht kennt. Ihr arbeitet allerdings, gleich euren künstlerischen Kollegen, nach Modellen, doch nicht nach solchen, welche die Natur, sondern die ihr selbst euch geschaffen habt. Euer Auge sieht daran nur das, was es will, von dem der eigene Wunsch ihm als begehrenswert vorspiegelt, daß es derartig sei. So schafft ihr eure dichterischen Idealgestalten — denn auch die schwarzen sind nichts anderes — und haltet dafür, allerdings nur in schönen Ausnahmsfällen, nach dem Wort des Aristoteles, das Bestehende nachgeahmt zu haben. In schöpferischer Willkür beseelt ihr erst mit demjenigen, was ihr

selbst in euch tragt, eure Gebilde und wendet nachträglich alles das, was ihr psychologischen Scharfsinn nennt, auf, um eure Geschöpfe, das heißt, eigentlich nur euch selbst, im Innersten zu erkennen. Das fällt natürlich stets genau folgerichtig und befriedigend aus, denn ihr habt die Maschine zusammengesetzt und wißt sie aus einander zu legen. Ihr seid Menschen- und Lebenskenner, nach einer alten Bezeichnung von Gottes Gnaden, ohne der eigenen Erfahrung zu bedürfen, und eure Helden bethätigen dies in einsichtsvollster, tiefsinnigster, überraschendster Weise. Aber ich bin überzeugt, es könnte sich auch unter Umständen das Merkwürdigste dabei ereignen. Ich kann mir vorstellen, ihr würdet selbst einmal durch das reale Leben genau in die Lage eines eurer Helden versetzt, von den nämlichen Verhältnissen und Personen umgeben, von allem, was ihr so anschaulich geschildert und psychologisch erläutert, und all eure Menschenkenntnis und Seelenkunde ließe euch für den eigenen Bedarf dabei im Stich. Denn ihr träft auf wirkliche, sonderbar gemischte, lebendige Wesen und nicht auf die — verzeih das Wort — mehr oder minder schablonenhaften Einbildungsfiguren,

die eure Phantasie selbstherrlich an Fäden gelenkt. So könnte euer poetischer Scharfblick sich in der realen Welt sehr wohl in praktische Kurzsichtigkeit umwandeln und thut dies erfahrungsgemäß nicht selten, weil sein Auge nicht gewöhnt ist, die Dinge um sich her zu ergründen, sondern nur die trügerisch beeinflußten Spiegelbilder abzulösen, die es sich selber auf seiner Netzhaut retouchirt. Ich rede damit nicht den realistischen Auswüchsen unserer Neuzeit das Wort, die überhaupt nichts mit der Kunst gemein haben, da sie die übersinnliche Schönheit derselben lediglich durch eine sinnfällig wirkende Technik ersetzen zu können glauben. Aber ich meine, der Dichter, der aus idealen Anschauungen heraus schafft, muß, sich dessen bewußt, vorher mit dem thatsächlichen Leben vertraut geworden sein und nicht einen eigenen traumhaften Zustand für ein lebenswahres Abbild des ihn Umgebenden halten. Freilich hieße diese Forderung wohl mehr oder weniger alle jungen Poeten von einer Wiedergabe des Wirklichen ausschließen und sie auf die subjektive Empfindung der Lyrik beschränken. Doch sehen wir auch, daß von der Hinterlassenschaft selbst großer Dichter aus

ihrer Jugendzeit fast immer nur die Hervorbringungen auf dem letztgenannten Gebiet bleibenden Wert bewahrt haben."

Slawendorf hatte die angeführten Sätze als seine Ansicht über den in Rede gefallenen Gegenstand vorgebracht, ohne daß seine Aeußerungen sich zu irgend einer besonderen persönlichen Bezugnahme verschärften. Ihrem Betrachtungsobjekt nach mußten sie sich allerdings auch auf Gerold Fredeheide mit erstrecken, wie schon die ihn einschließende Anrede es aussprach, doch die Miene des letzteren gab kund, daß er nichts von einer speziell gegen ihn gerichteten Bezüglichkeit darin empfunden; das Ganze stand im Einklang mit den Anschauungen, an deren unverhohlenen Ausdruck er sich bei dem frühgereiften Jugendfreunde schon durch manche Jahre gewöhnt hatte. Nur Gerta Meseritz war einmal während der Begründungen des Sprechers, als dieser von dem Irrtum geredet, in den seiner Meinung nach ein Poet verfallen könne, wenn er selbst an die Stelle seines Helden versetzt würde, von einer Unruhe überkommen worden. Ob die ernsthaften Auseinandersetzungen ihrer heiteren Natur einen zu langen Verlauf zu nehmen drohten? Sie

hatte eine Lippenbewegung gemacht, wie wenn sie Slawendorf zu unterbrechen im Begriff stehe, dann indes bis ans Ende wieder geduldig zugehört. Nun aber, wie jener geschlossen, stand sie rasch auf und sagte frohsinnig:

„Wenn ich nach so viel gewichtiger, sachkundiger Erwägung auch mein einfaches Laiengefühl abgeben darf, so heißt für dies, ein Dichter sein, ewig jung in der Empfindung bleiben. Um das im Alter noch zu können, scheint mir, muß sie zuvor einmal jung gewesen sein, und des weiteren will es mir nicht recht einleuchten, daß wir vier gerade berufen sein sollten, uns anzüglich über die Jugend zu äußern. Sie hat gewiß ihre Thorheit und mag zuweilen, wie Herr von Slawendorf gesagt, recht kurzsichtig sein, aber ich denke, diese Uebelstände kann man der Zeit zum Kuriren und einstweilen dem Alter zum Kritisiren überlassen. Und im übrigen meine ich noch weiter, daß die Jugend, wenn sie hungrig ist, nicht allein ein Recht auf literarische Untersuchungen, sondern auch auf ein Frühstück besitzt, das nach meiner Hypothese und Zeitrechnung gerade aufgetragen sein wird."

Gerta Meseritz bewegte mit ihren letzten Worten zugleich den Fuß in der Richtung gegen das Schloß vor, es schien, daß ihr Appetit ihr doch noch einige Beunruhigung hinsichtlich einer möglichen Wiederaufnahme und Weiterführung der „Untersuchungen“ Slawendorfs einflößte. Walfrade Tannenberg war wie zuvor schweigsam verblieben, nur ihre Augen gingen einmal schnell, als ob sie über etwas einen flüchtigen Vergleich anstellten, an den Gesichtern der beiden jungen Männer vorbei. Dann sagte sie:

„Ich glaube, Du hast am klügsten gesprochen, Gerta, und Herr von Slawendorf würde bei einer Fortsetzung der Streitfrage uns andere als Triumvirat — oder wie soll man es mit unserem weiblichen Einschluß bezeichnen? — gegen sich vereinigt finden. Wir sind für den Bildhauer, der sich den feinkörnigen weißen Marmor auswählt, und hoffen, daß seine Gestalten ihm keine Enttäuschung bereiten, wenn er ihre Urbilder irgendwo leibhaftig im Leben antrifft. Jedenfalls werden sie ihm mehr Dank entgegenbringen als demjenigen, der von vornherein die Notwendigkeit annimmt, sie mit gescheckten Gesichtern darzustellen. Vielleicht mag es Leute geben,

die uns solche Vorneigung auf Rechnung der Eitelkeit schreiben, aber sie können uns unsererseits nicht hindern, es Schönheitssinn zu benennen, und unfraglich gibt es auch Augen, die mehr geschärft und geneigt sind, die kleinsten Flecken in einem Gemälde wahrzunehmen als alle Vollkommenheiten um sie her. Und ich denke, es ist wohl menschlich, wenn ich einen Preis zu verteilen hätte —"

Die gelbe Theerose, welche die junge Comtesse heut morgen in der Hand trug, entfiel ihr, und Gerold Fredeheide wie Emich von Slawendorf bückten sich gleichzeitig, dieselbe aufzuheben. Der letztere kam, da er sich um einen Schritt näher befand, zuvor und reichte die Blume ihrer Eigentümerin zurück. Doch er begleitete, ihre letzte Aeußerung ergänzend, seine Handbewegung mit den Worten:

„So würden Sie solchen Preis für die reale Nüchternheit meiner Auffassungen zu ideal finden, Comtesse."

Walfrade blickte ihn lächelnd an:

„Lieben Sie die gelben Rosen auch? Gewiß würde Ihr lehrreiches Urteil einen derartigen Preis beanspruchen können — nur ist diese schon ein wenig

welk geworden, und ich befürchte, Ihre Kritik möchte etwas daran auszustellen entdecken —"

Sie wandte die Augen umher, trat hurtig auf ein nahe befindliches, von hochstämmigen Rosen überschaukeltes Beet zu, brach eine der ihrigen genau ähnliche Blüte davon und reichte sie Slawendorf. „Das ist ein tadelloser Preis, der vor jeder Prüfung standhalten muß."

Mit einer Verneigung nahm der Empfänger die Blume entgegen, Gerta Meseritz gesellte sich ihm, ein Gespräch anknüpfend, zur Seite und sie schritten dem Schloß zu. Walfrade Tannenberg war mit ihrem stumm neben ihr gehenden Begleiter um ein weniges zurück geblieben, nun sagte sie:

„Ist es etwa Neid auf die Anerkennung der Kritik, der die Poesie so wortkarg macht? Ich habe mich doch auf ihre Seite gestellt; freilich, die Poeten trachten heut nach einer zur Schau zu tragenden Dekoration für ihre Verdienste, und Worte allein sind für sie von nicht vieler Bedeutung. Verzeihen Sie, daß ich bei der Ordensverleihung an die Lebensweisheit mich nicht zugleich mit einem Ehrenzeichen für die schönere Lebensfreudigkeit versehen; ich hätte

daran denken sollen. Nun verfüge ich über keinen Orden mehr, wenn die Dichtung sich nicht etwa bescheiden an einem zweiter Klasse — nicht mit Eichenlaub, sondern mit halbwelken Blättern — genügen läßt."

Scherzenden Tons hatte die junge Comtesse das letzte hinzugefügt und hielt mit einem fragenden Blick in die Augen Gerold Fredeheides diesem die Rose entgegen, die sie bis jetzt in der Hand getragen.

*

Die andauernd schönen Sommerabende brachten den an ihnen auf Tannenberg befindlichen Gästen öfter die Ueberraschung kleiner Aufführungen, für welche eine eigene Garderobe im Schloß reichhaltige Kostüme und der Park wechselnde, fast wie zu offenen Bühnenräumen eingerichtete Schauplätze bot. Graf Gunther fand besonderes Gefallen an solchen Darstellungen, übernahm bereitwillig selbst dann und wann eine Rolle darin, Walfrade that das Gleiche, und Gerta Meseritz erwies sich bei derartigen Gelegenheiten als „hervorragende Kraft" des Hauses. Sie war in früherer Zeit stets hauptsächlich bedacht gewesen, geeignete kurze Szenen aus Schau- und Lustspielen für die Vorführung ausfindig zu machen; vielleicht verstimmte

es sie etwas, daß jetzt Gerold Fredeheide mehrfach Vorschläge und Rat dafür erteilt hatte, und dies mochte gleichfalls zu der Veränderung ihres Benehmens gegen ihn beitragen. Sie suchte sich wenigstens den Beratschlagungen mit ihm über eine beabsichtigte Darstellung zu entziehen und veranlaßte dadurch, daß solche sich ebenfalls meistenteils zu einem Zwiegespräch zwischen ihm und ihrer Cousine gestalteten. Gerold kam selbstverständlich dieser ihm von seiner literarischen Bewanderung auferlegten Verpflichtung mit stetem Eifer nach, obgleich er seit einiger Zeit von einer größeren Aufgabe gleichartiger Richtung stark in Anspruch genommen wurde.

Graf Gunthers Vorliebe für mittelalterliche Bräuche und Erinnerungen ließ ihn alljährlich eine besondere Feier der Sommersonnenwendnacht mit Johannisfeuern und Vermummungsspielen auf dem Donnersberg veranstalten, wobei ihm Schmolk, der wie ein bis zum Rande geladener Büchsenlauf mit alten Sitten, Belustigungen, Schwänken und Ränken vollgestopft war, stets ausgiebigste Beiratsdienste leistete. Nun aber hatte der Graf den Gedanken gefaßt, das bei ihm im Hause verweilende poetische

Talent Fredeheides zu benützen, für diesmal an die Stelle des Schimmelreiters und Hackelbergers, des Hans Trapp- und Klapperbocks mit ihrem Gefolge von Sonnenkälbern, Lindwürmern und Kobolden eine zusammenhängende, auf die Sonnenwende bezügliche Handlung aus der germanischen Vergangenheit zu setzen. Anspielungen darauf war Gerold sogleich entgegengekommen, durchstöberte für den in Rede stehenden Zweck die Bibliothek und geriet auf die mystisch-romantische, zur Schaustellung außerordentlich verwertbare, sagenhafte Geschichte des Königs Ruother. Dieser aber war, gleich manchen sonstigen Gestalten der Heldenmythen, niemand anderes, als der von späterer Dichtung in menschliche Verhältnisse abgespiegelte höchste Sommergott Wodan, dem der Kampf mit dem Wintergott Uller bevorsteht. König Ruother hat von der wundersamen Schönheit der Tochter des Kaisers Konstantin von Konstantinopel vernommen, beschließt, um sie werben zu lassen, und sendet zu diesem Behuf die sieben Söhne seines Vertrauten, des Grafen Berker von Meran, aus. Diese werden indes von dem griechischen Kaiser in einen Kerker geworfen, und Ruother zieht von dannen, um sie zu

befreien. Er sammelt seine Mannen dazu und sendet nach dem Riesen Asprian, der mit elf anderen Riesen zu seinem Beistand herankommt. Aus dem Ganzen taucht die altnordische Mythologie in dichterischer Umkleidung, verbunden mit romantischen Begebnissen und Erlebnissen der Kreuzfahrerzeit auf. Die von Ruother-Wodan umworbene Kaisertochter ist die Sommersonne in ihrem höchsten Stande, welche Konstantin-Uller dem Werber verweigert. Er läßt die sieben Boten des letzteren sieben Monate in den Kerker des Winters einsperren, und der Sommergott Wodan beruft alle seine Mannen, um sie frei zu machen; dazu leisten sämtliche zwölf Jahresmonde als Riesen ihm Beihilfe. Sonderbar und oft widerspruchsvoll, gleich allen da und dort verschiedenartig fortentwickelten Mythen, durch einander geschoben, lassen sich die gemeinsamen Grundzüge der Eddaüberlieferung vom Kampfe Wodans mit Uller und des Ruotherliedes doch noch an mancherlei Stellen erkennbar herausschälen, und eine Wiedergabe von Scenen aus dem letzteren erschien in der That für ein Festspiel in der Sommersonnenwendnacht zutreffend und deutungsvoll geeignet.

zumal da es gleichzeitig die Möglichkeit eines großen Aufwandes an wirksamen Erscheinungen aller Art, Rittern und Riesen, gepanzerten Pferden und mythologischen Tiergestalten bot, wie die beiden Beziehungen der Doppelsage sie bunt durch einander zu mischen gestatteten.

So zeigte sich Graf Gunther von diesem Vorschlag höchst eingenommen und ließ sofort alles Nötige für den nur noch ungefähr zwei Wochen entfernten Zeitpunkt ins Werk setzen. Er selbst übernahm die Rolle des griechischen Kaisers Konstantin, während Walfrade für die Darstellung der Kaiserstochter und Gerta Meseritz zur Herlint, der Freundin der letzteren, bestimmt wurden. Emich von Slawendorf ward, anfänglich gegen sein Widerstreben, zum König Ruother ernannt und Gerold Fredeheide zum Riesen Widolt, von dem es im Liede heißt: „Unter den Riesen Asprians war einer, vor dem man sich stark hüten mußte. Er ging gebunden wie ein Löwe und war der allerkühnsten einer, der je einer Mutter Sohn hieß. Wenn man ihn von der Kette los ließ, so erregte ihm wohl niemand Zorn, er hätte den Leib verlor'n.“ Wie es nach Ruothers

Ankunft in Konstantinopel zu einem Streitausbruch mit den Griechen gekommen, „begann Widolt zu brummen wie ein Bär, zerbrach seine Ketten, ergriff eine stählerne Stange, vierundzwanzig Ellen war sie lang, und stieß alles nieder, was ihm in den Weg kam.“ Als Gerold Fredeheide diese Stellen des alten Gedichtes in neuhochdeutscher Verdolmetschung vorlas, rief Gerta Meseritz am Schluß lachend, es sei wohl kein Zweifel darüber vorhanden, wessen Körpergröße auf dem Gut einzig für die Wiedergabe des Widolt prädestinirt worden. Er möge sich vor allem nur zeitig und gründlich einüben, naturtäuschend wie ein Bär brummen zu können, und dem Antrag Gertas gemäß, ward Fredeheide durch allseitige Beipflichtung die Rolle des Widolt übertragen. Das bildete indes nur einen geringen Teil dessen, was ihm oblag, denn er hatte zunächst für die geplante Schaustellung den ganzen Worttext zu verfassen. Zwar sollte dieser möglichst knapp gehalten werden und die reiche Ausstattung des Aufzugs die Hauptsache bilden, allein gerade die Kürze der Begleitverse und die Verbindung derselben mit Beziehungen auf die Sonnenwendnacht erforderten

mehr Nachdenken und Mühaufwand, als eine ausführlichere Dichtung in Anspruch genommen hätte. So war Gerold jetzt wieder oft und lang auf der Bibliothek beschäftigt, die Kostümfürsorge nahmen besonders die jungen Damen in die Hand, und Graf Gunther erließ zahlreiche Einladungen zu der beabsichtigten Nachtfeier, auch in die Hauptstadt an Persönlichkeiten derjenigen Kreise, in denen er während des letzten Winters verkehrt hatte. Von der Mehrzahl der Geladenen liefen zusagende Antworten ein, der Zusammenfluß einer außerordentlich großen Gesellschaft stand zu erwarten, und diese Aussicht vermehrte natürlich den Eifer der Vorkehrungen. Nur Schmolk sah mißgelaunt drein. Er äußerte sich nicht über das, was den Grafen mit voller Befriedigung erfüllte, aber in seinem Augenwinkel stand deutlich lesbarer Verdruß über die Verdrängung seines althergebrachten volkstümlichen Mummenscherzes durch den „sich fein dünkenden gelehrten Kram“ des jungen Menschen, dessen Namen er nicht behielt, weil er ihn vordem nie auf Tannenberg gehört hatte.

Trotzdem, daß jedem so ein tüchtiger Anteil an

den erforderlichen Zurüstungen bemessen war, ward das Gegenwärtige doch nicht auf Kosten des Künftigen vernachlässigt. Die Neigung zu kleinen Aufführungen hatte einesteils unter den jungen Dilettanten selbst zugenommen, und anderenteils sorgte man dafür, auch den jetzigen Gästen irgend etwas zur Anregung und Befriedigung der Schaulust zu bieten. Eine schmale, von Gebüsch wie mit einer Hinterwandung und Coulissen umgebene Rasenlichtung des Parkes unweit vom Schloß fand sich fast allabendlich durch bunte Lampen überhellt, und unerwartet entwickelte sich darauf vor den herankommenden Zuschauern eine manchmal nur flüchtig vorher verabredete, halb improvisirte Schaustellung. Da zum Auswendiglernen von Rede und Gegenrede jetzt meistens die Zeit gebrach, beschränkte man sich neuerdings hauptsächlich auf lebende Bilder, deren Gegenstände bald dieser, bald jener in Vorschlag brachte; jeder sorgte alsdann, so gut es möglich fiel, für die ihm notwendige Kostümirung, und das Ganze ward ziemlich guter Eingebung des letzten Augenblicks und günstiger Zufallslaune überlassen. Es sollte überraschen und die allgemeine Stimmung beleben, ein

gesellschaftlicher Zweck, den es zuweilen noch mehr durch irgend ein komisches Mißglücken als durch künstlerische Vollendung erreichte. Walfrade Tannenberg hatte eines Tags gleichfalls eine Beisteuer bezüglich der Ausfindung eines geeigneten Stoffes geliefert; ihre Rolle bedurfte darin der Mitwirkung durch einen der Herren, und ihre Meinung schien Gerold Fredeheide als den Passendsten dafür betrachtet zu haben. Doch pflichtete sie sogleich dem Einwand Slawendorfs bei, wie schon öfter, das Los entscheiden zu lassen, und dies fiel zu Gunsten des letzteren aus. Die junge Comtesse begleitete das Ergebnis mit der lachenden Bemerkung, es sei schwer zu sagen, wer in Wirklichkeit den Kürzeren dabei gezogen, insofern die dadurch zugeteilte Aufgabe eigentlich nicht zu den dankbaren und beneidenswerten zähle. Doch erwies der Gegenstand sich am Abend als hübsch und wirksam ausgewählt. Er verkörperte in zwei lebenden Bildern zwei Scenen aus der romanhaften Geschichte des Verhältnisses zwischen der Königin Elisabeth von England und ihrem Günstling Robert Devereux, Grafen von Essex. Reichgewandet stellte Walfrade die Königin

bar, zuerst in dem Moment, wie sie, von ihrem heftigen Zornausbruch fortgerissen, dem Grafen den historischen Streich mit der Hand ins Gesicht versetzt gehabt. Ihr Arm war noch aufgehoben, ihre Miene hocherregt; Slawendorf-Essex stand jählings betroffen, sie betäubt anstarrend, halb besinnungslos die Finger um den Griff des zum Teil hervorgezogenen Schwertes klammernd. Fredeheide hatte mit kurzem Wort das Bild vorher gedeutet, es war plastisch schön in seiner Stellung und von höchster Naturwahrheit und Lebendigkeit im Ausdruck beider Gesichter; nur daß Walfrade Abstand davon genommen, durch eine Maske ihre Züge denen der ältlichen und anmutslosen Königin anzuähneln, sondern sie strahlte im vollsten Glanze ihrer eigenen Jugendherrlichkeit. Die Zuschauer klatschten lebhaftesten Beifall, Diener schoben rasch eine hohe spanische Wand vor, und nach dem Zurückzug derselben stand die zweite Scene geordnet. Elisabeth saß jetzt, und Essex kniete vor ihr; sie hielt den Ring von ihrem Finger abgestreift, den sie ihm als Bürgschaft darreichte, daß er immer auf ihre zärtliche Gesinnung für ihn rechnen könne und sie dieselbe bewähren

werde, wenn er ihr den Gedächtnisreif zur Erinnerung an diese Stunde zurückstelle. Sie blickte nieder und er in ihre Augen empor, beide unbeweglich, als seien sie in Wirklichkeit zwei von der Skulptur wiedergegebene Gestalten. Ebenso reglos stand, etwas im Hintergrunde, den Kenner des weiteren Verlaufs unheilvoll mahnend, Gerta Meseritz als Gräfin Nottingham. Ihr mimisches Verhalten war vielleicht das Vortrefflichste des Ganzen. Das wilde Herzklopfen des Schmerzes, der Eifersucht — wenngleich nicht auf die gegenwärtige Königin, sondern auf eine unsichtbare andere — der Gedanke rächender Vergeltung für ihre verschmähte Liebe — das alles prägte sich fast erschreckend lebenswahr in ihrem stummen Mienenspiel aus und bestätigte wieder, daß Gerta Meseritz eine außerordentlich talentirte, geborene Komödiantin sei, der die Erheuchelung aller tiefen menschlichen Empfindungen trotz ihrer oberflächlich lachlustigen Gemütsart zu Gebot stehe.

Nach der kurzen Vorführung der beiden Bilder verharrten die Darsteller und die Zuschauer noch geraume Zeit in der weichen Sommernacht auf den das Schloß zunächst umgebenden Parkwegen. Das

Gespräch lenkte sich naturgemäß auf den Inhalt des eben vor die Augen Getretenen, einige Herren wetteiferten, besondere historische Einzelkenntnisse darüber an den Tag zu legen, die Mehrzahl der Damen zeigte das Hauptinteresse an Beurteilungen des Verhältnisses zwischen Elisabeth und Essex. Unvermerkt spann sich der Faden der Wechselrede davon zu einer philosophischen Betrachtung der Liebe überhaupt und im besondern zu derjenigen zwischen zweien durch Rang und Lebensstellung auseinander geschiedenen Persönlichkeiten fort. Die überwiegende Meinung sprach sich dahin aus, daß es eben ein Kennzeichen der wirklichen Liebe im Gegensatz zur unechten sei, äußere Umstände derart als nicht vorhanden zu achten und sich über sie hinwegzusetzen. Gerta Meseritz fiel indes mit ihrer heiteren Laune ein:

„Ich glaube, daß Ihre Philosophie darin ein wenig mehr Theorie als Praxis betreibt, insofern Sie dieselbe kaum auf einen geliebten Schneider- oder Schustergesellen zur Anwendung bringen würden.“ Die jungen adeligen Damen beantworteten diesen spaßhaften Einwurf mit allgemeinem Gelächter, und Gerta setzte hinzu: „Am besten thun wir wohl,

höchste königliche Entscheidung über die Frage einzuholen.“ Sie wandte sich gegen Walfrade: „Würde Deine Majestät, wenn sie nicht durch zwingendes politisches Gebot abgehalten worden wäre, den Grafen Essex geheiratet haben?“

Die junge Comtesse sah die Fragestellerin einen Moment lächelnd an, ehe sie erwiderte:

„Weißt Du denn, ob er wirklich den Willen und den Mut gehabt hätte, um mich zu werben? Die Antwort darauf scheint mir eine Vorbedingung für die Entgegnung auf Deine unterthänige Anfrage zu sein, da sein bisheriges Verhalten mich nicht in die Lage versetzt hat, sie geben zu können.“

Aus dem Halbdunkel des Baumganges mischte sich mit etwas lehrhaftem Tone die Stimme eines der historisch kenntnisreichen älteren Herren ein:

„Die Geschichte beläßt uns wenig in Zweifel, daß wir die Elisabeth in letzter Instanz als eine herzlose Kokette betrachten müssen, die innerlich viel zu sehr von der Höhe ihrer Stellung und ihrer eigenen Bedeutung erfüllt war, als daß sie einer wahrhaften Liebe fähig gewesen wäre. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, von geistvollen Männern angebetet

zu werden, und sie betrieb ein tändelndes Spiel mit ihnen, bis zu einem gewissen Grade vielleicht auch mit sich selber, denn der Wunsch mag sich wohl lebhaft in ihr geregt und sie zeitweilig über ihre eigene Natur und den Ausfall ihrer Entscheidung getäuscht haben. Doch in Wirklichkeit war es nur ein Spiel ihrer Einbildung, einer vorübergehend geweckten Leidenschaft, kein innerlicher Drang des Herzens, wie schon das Hinundhergaukeln ihrer Gedanken zwischen Essex und Leicester beweist, die sie beide an sich fesselte, um sich gleichsam eine Wahl unter ihnen offen zu halten. Es läßt sich hier nicht deutlicher ausdrücken, was — ich will sagen, ihr selbst unbewußt — sie in ein solches Verhältnis zu einem Manne verstrickte, den sie auch während ihrer vermeintlichen Liebe für ihn niemals als ein ihr gleichstehendes Wesen betrachtete. Aber ich bin überzeugt, geheiratet würde sie Essex nicht haben, sondern hätte ihm noch im letzten Moment einen ihr Standesebenbürtigen vorgezogen, denn sie war so hochgebildet als hochmütig, geistreich, eine Gelehrte und, wenn sie wollte, zauberisch gewinnend, aber sie trug kein echter Liebe bedürfendes und selbstfähiges Herz in sich."

Mit ziemlich trockenem, dem Inhalt seines Urteils nur wenig entsprechendem Ton hatte der ältere Herr seine Anschauung vorgetragen; es mochte wohl ursprünglich nicht seine eigene, sondern eine von ihm irgendwo aufgelesene und für gelegentliche Benützung in gutem Gedächtnis aufbewahrte sein. Gerta Meseritz aber rief, als er schwieg, mit komischer Emphase:

„Das ist ein Majestätsverbrechen! Verteidige Dich dagegen, meine große Königin, und scheuche mit dem Hauch Deines Mundes die häßlichen Nebel auseinander, mit denen gelehrte Verleumdung den Sonnenglanz Deiner Liebesfähigkeit zu trüben sucht. Dann wollen wir über den Zweifler an ihr Gericht halten und Dich leuchtend der Welt darstellen, wie Du nach Deinem eigenen Bekenntnis in Wahrheit bist!“

Doch Walfrade Tannenberg zuckte, einen Augenblick die Rolle der Elisabeth wieder aufnehmend, leicht die Achseln und versetzte:

„Gegen die Nachwelt ist auch eine Königin machtlos, Tote müssen sich ihre Sektion durch die Historiker gefallen lassen. Zum Glück gibt es ja auch noch dichterische Anschauungen, denen sie in anderem Lichte erscheinen, und die Auffassung meines Wesens durch

einen Shakespeare würde mich mehr berühren als die in den Büchern der Geschichtsschreiber aller Jahrhunderte nach mir."

Es war mit königlicher Würde, Grazie und Geist erwidert, und die Hörer umher riefen Beifall, nur Gerta schien nicht ganz ausreichend davon befriedigt. Sie ergriff den Arm Emichs von Slawendorf und sagte:

„Wenn Elisabeth uns nicht über sich selbst Rede stehen will, so bleibt das einzige, sich an den Grafen Essex zu halten und von ihm in Erfahrung zu bringen, welche Meinung er über die Frage in sich verbirgt." Hinter ihr äußerte ein Mund:

„Man sollte sich zuvor darüber einigen, worin eigentlich das echteste Kennzeichen einer wirklichen Liebe besteht." Gerta Meseritz' Kopf wandte sich bei dieser Fragestellung noch einmal, und ihr flog von den Lippen zurück:

„Ich denke, das Sicherste, was zu sein vermöchte, wäre, wenn Liebe um der Liebe für ihren Gegenstand willen diesem selbst entsagte. Nicht wahr, Graf Essex?"

Slawendorf erwiderte:

„Ich würde ein noch höheres und das eigentlichste Kennzeichen der Liebe darin suchen, daß sie sich unbeirrbar zeigt und die stärkste Prüfung ohne einen Augenblick des Schwankens besteht. Das ist das tiefsinnige Bild, welches uns die alten Märchen von ihr vorhalten, wenn sie die schöne Königstochter den Königssohn auch in verzauberter, abschreckender, erniedrigender oder Gelächter erregender Gestalt mit den Armen umschließen lassen, weil die wahre Liebe vor keinem äußeren Schein zurückscheut und ihr Herzschlag nicht von einem solchen verändert werden kann."

„Das wäre dann eine zweite Prüfungsmethode," lachte Gerta, „meine etwa die Hunger- und Ihre die Kaltwasserprobe. Gottlob, daß man sich in der Lage befindet, diese peinlichen Prozeßdinge so theoretisch seelenruhig abzuhandeln, und daß die Lady Nottingham friedfertig, ohne Gewissensbisse mit Lord Robert Devereux hier durch die köstliche Juninacht einherwandeln kann."

Die Sprecherin zog, weiter plaudernd, ihren Begleiter seitwärts in einen der weniger erhellten Nebengänge mit sich; Gerold Fredeheide nahm es

gewahr, sie wußte offenbar auch den gegenwärtigen Anlaß geschickt zu einem Wechselgespräch unter vier Augen mit Slawendorf auszubeuten. Gerta Meseritz bot sonst nicht viel Uebereinstimmendes mit der Königin Elisabeth, doch es war klar, daß ein Teil der Charaktererläuterungen der letzteren durch den alten Herrn genau auf sie paßte. Sie suchte gleichzeitig zwei Männer an sich zu fesseln, um sich die Wahl zwischen ihnen offen zu halten, und war im innersten Grunde eine kalte, herzlose Kokette.

Allgemach brach die Nacht tiefer ein, die Wagen der Gäste, die zum Teil noch weiten Heimweg vor sich hatten, begannen davonzurollen. Die lebendige Bewegung ums Schloß nahm ab, dann ward es völlig leer, still und dunkel, denn auch die bunten Lampen erloschen unter Dienerhänden. Im Hause erhellten sich dafür die Fenster der Schlafgemächer und verfinsterten sich nach einer Weile gleichfalls wieder; das Zimmer Fredeheides dagegen hatte noch keinen Lichtschein gezeigt. Er hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben können, sein Blut war zu lebendig erregt, wovon, wußte er sich selbst nicht deutlich zu sagen, aber es waren nach der Vorstellung Worte

durch das nächtliche Dunkel geklungen, von denen das Klopfen seines Herzens beschleunigt worden. So ging er noch mit heißem Gesicht, halb denkend, halb wie im Traum, auf einsamen Wegen des Parks, leiser Wind summte über ihm in den schwarzen Baumkronen, sonst lag alles weitum tief schweigend. Dann fuhr er einmal leicht aus seinen schweifenden Gedanken zusammen, ein Ton traf ihm plötzlich nahe ans Ohr, um die Biegung eines Ganges her kam ihm doch noch ein anderer Schritt entgegen. Es war zu lichtlos, um irgend etwas zu erkennen, unwillkürlich fragte Gerold:

„Wer ist da?“

„Du auch noch?“ antwortete die Stimme Emichs von Slawendorf, „was läßt Dich noch die Eulen hier aufstöbern?“

Der Befragte erwiderte leichthin:

„Vermutlich der nämliche Grund, der Dich noch wach hält, Freund; die Nacht ist zu heiß, um schon zu Bett zu gehen.“

„Du kannst auch nicht schlafen? Warum Du nicht? Dir brennt doch kein Dämon die Brust aus —“

Slawendorf hatte es hastig hervorgestoßen und brach kurz anhaltend ab.

„Welcher Dämon? Was hast Du?“ fragte Gerold erstaunt.

Nun umgriff der andere ihm mit krampfhaften Fingern das Handgelenk, und von seinen Lippen kam es, gedämpften, doch heiß leidenschaftlich verhaltenen Tons:

„Ich weiß nicht, ob mein Verstand stark genug ist, Gerold, oder ob dies Weib seinen Zweck erreicht, mich wahnsinnig zu machen. Was soll ich's Dir noch hehlen, daß ich um ihretwillen hier bin? Vor einem Jahr habe ich sie gefragt, ob sie mir gehören wolle, ihr Mund antwortete ‚Nein‘, aber ihre Augen hielten mich fest. Ich weiß, sie spielt mit mir, und mein Herz ist der Narr, zu hoffen und an ihrer Kette zu liegen. Du hörst, es muß irr und vernunftberaubt sein, denn noch einmal habe ich sie jetzt wieder gefragt. Und ihre Lippen gaben die gleiche Antwort und ihre Augen auch. Was hat der alte Schwätzer heut abend von der Elisabeth gesagt? Sie will sich eine Wahl offen lassen, wenn vielleicht ein Fürst kommt, um sie zu werben. Darum läßt sie die Kette nicht los, zieht sie manchmal mit

einem Ruck fester an. Ich selbst bin ein Schwätzer, Dir das vorzureden. Vergiß es! Gute Nacht!“

Emich von Slawendorf ließ ungestüm den Arm des Freundes fahren, trat rasch vorwärts und verschwand im nächsten Augenblick spurlos im tiefen Dunkel. Halb verworren sah Gerold Fredeheide ihm nach. Er hatte keine Ahnung davon besessen, daß Emich selbst in den Banden Gerta Meseritz' liege, nur erkannt, daß sie ein solches Doppelspiel mit ihm und ihrem Vetter Egenolf zu betreiben suche. Nun erst stand ihm alles klar vor den Augen, aber bezeichnend für seinen psychologischen Scharfblick war's, daß er schon ebenso die Worte des alten Herrn als genau auf Gerta passend angewandt hatte, wie ihm jetzt die Wiederholung derselben aus Slawendorfs Munde die gleiche Erkenntnis des letzteren bekundete. Gerold drehte sich zum Schlosse zurück, die heiße Bluterregung in ihm hatte sich gemildert. Sein Herz klopfte noch beschleunigt, doch anders als vorher; es schlug empört um des Freundes willen über Gerta Meseritz, die eigensüchtige, herzlose Kokette, die mit einer Elisabeth zu wetteifern vermochte.

*

Die Sonnenwendnacht mit ihrem großgeplanten Festspiel rückte näher heran, das Ganze mußte übersichtlich geordnet, die zahlreichen Comparsen mit ihren Kostümen versehen und ihnen wenigstens im allgemeinen ihre Verhaltungsregeln für den Aufzug vorgeschrieben werden. Das erheischte viel Zeit und Mühe, gab indes dafür auch zu manchen drolligen Auftritten Anlaß und Gerold Fredeheide Gelegenheit, sich in den ihm zufallenden und ihm neuartigen, verwickelten Obliegenheiten eines Regisseurs zu üben. An eine wirkliche Probe zu denken, verstatteten begreiflicherweise die Umstände nicht, doch wenigstens erschien eine vorherige genaue Besichtigung des Schauplatzes erwünscht, um die Stellungen der Hauptpersonen wie der Gruppen fest bestimmen zu können. Man begab sich deshalb zu solcher Augenscheinnahme eines Vormittags auf den Donnersberg hinauf, und dieser zeigte sich bei der näheren Betrachtung allen Anforderungen noch über Erwarten entsprechend. Auf bequem geschlängeltem Wege auch für höhere Lebensalter ohne Ueberanstrengung zu ersteigen, bot sein Gipfel eine geräumige, kahle, nur mit kurzer Grasnarbe bedeckte Abplattung, die sowohl für die

Schaubühne wie für den Zuschauerraum ausgiebig Platz enthielt. Von drei Seiten umrahmten diese offene Fläche in höchst geeigneter Weise Buschlehnen und höhere Waldsäume mit durchgeschnittenen Forstweglichtungen, vollkommen coulissenartig, aufs natürlichste das Herannahen und den Wiederabzug der wechselnden Spielgruppen erlaubend. Die Beratschlagungen führten rasch zu einem allgemein anerkannten Ergebnis; die freie Scene hatte zuerst den Wohnsitz des Königs Ruother vorzustellen, bis dieser mit seinen Rittern und Riesen von dannen zog, darauf war sie als Burgraum des Kaiserhofes in Konstantinopel anzusehen. Aus der entgegengesetzten Seite kamen der Kaiser Konstantin, seine Tochter und ihr Gefolge hervor und empfingen den anrückenden Zug des Königs Ruother. Nachdem diese Hauptbestimmungen getroffen worden, verwandte man das Augenmerk noch auf die Festsetzung einer Anzahl von Einzelheiten. Hierüber wurde indes nicht so schnelle Einigkeit erzielt, manche Vorschläge kreuzten sich, erlitten Abänderungen und Verbesserungen, den eifrigen Meinungsaustausch unterbrach plötzlich einmal Gerta Meseritz durch den Ruf:

„Ich habe einen Tropfen auf die Nase bekommen!“

Die Köpfe drehten sich in die Höh', unvermerkt war von der Schneekoppe her über die Vorberge und von diesen bis jetzt verdeckt, ein Wetter niedergezogen. Nun kam es mit fliegender Schnelligkeit und warf einen dichten Nebelmantel vor sich in den Bobergrund hinunter. Durch den grauen Vorhang schlugen einzelne schwere Tropfen, niemand von der Gesellschaft war mit einem Schirm versehen, und alle flüchteten, halb lachend, halb ernstlich suchend, von ihrem gerade innegehaltenen Standort einem nächsten Schutzdach zu. Doch ließ ein solches nur günstiger Zufall oder genaue Ortskenntnis in der Eile auffinden, da die Wolke schon alles vollständig mit ihrem undurchsichtigen Gespinnst umgab. Man hörte nur die Stimme Gertas: „Geradeaus unter der alten Tanne ist der beste Platz für sparsame Leute, die ihre Kleider schonen wollen!“ Aber man sah die Rufende nicht mehr und ebensowenig von dem Baum, den sie als Zufluchtsort angab. Walfrade Tannenberg eilte in die gedeutete Richtung, wie dieselbe ihr wahrscheinlich vorkam, als ein gelbes

Gefunkel um sie den Nebel durchflammte und einen Augenblick die Umrisse der nächsten Gegenstände wieder auftauchen ließ. Darunter auch den einer männlichen Gestalt, die nach der Höhe ihres Wuchses nur Gerold Fredeheide sein konnte. Er hielt während der Blitzerhellung das Gesicht gerade gegen Walfrade gerichtet, als ob er geahnt oder gewußt, daß jemand dort vor ihm befindlich sei; nun trat er rasch so nahe an sie heran, sie auch ohne den wieder erloschenen Lichtschein im Auge halten zu können, und fragte:

„Wohin wollen Sie, Comtesse?"

Sie antwortete:

„Wohin die praktische Sparsamkeitsvernunft uns beordert, unter die Tanne." Doch sein Arm hob sich jetzt schnell, als wolle er den ihrigen zurückhalten; er berührte denselben jedoch nicht, sondern blieb eine Zollbreite mit der Hand von ihm entfernt und sagte:

„Wer nicht lebensüberdrüssig ist, soll beim Gewitter nicht unter einem hohen Baum Schutz suchen."

Walfrade entgegnete lachend:

„Glauben Sie, daß meine Cousine an Lebensmüdigkeit leidet? Ich thue es jedenfalls nicht — aber Sie haben recht, und ich bin dem Zufall

dankbar, der mir Ihre Mentorweisheit in den Weg geführt. Sie erhellt mir auch eine Gedächtniskammer meines Kopfes, es muß sich nach links hinüber ein Wildunterstand finden, in dem Schmolk seine Pflegekinder mit Salz füttert. Menschenfreundliche Thaten ernten einen Lohn, und meine Dankbarkeit ist gleich in der Lage, Vergeltung zu üben. So unterstützt man sich gegenseitig; es kann nicht weit sein. Kommen Sie, doch verlieren Sie mich nicht aus dem Blick! Der Zufall pflegt seine günstige Laune sich nicht zum zweitenmale zu erhalten, und das eigentliche Unwetter kommt noch erst nach."

Sie war während des Sprechens bereits zur Linken abgebogen und es gelang ihr offenbar, obwohl der Blick nicht über ein paar Schritte hinausreichte, einige Bodenmerkmale zu entdecken, die sie ohne Zaudern weiter gehen ließen. Auch ihre letzte Aeußerung bewahrheitete sich rasch, der Wetterwind setzte ein und schnaubte hohl in unsichtbaren Baumwipfeln, Donnergeroll lief an den Bergwänden um. Die Zeit drängte, denn die vereinzelten Tropfen begannen gleichfalls sich zu einem Regensturz zu verdichten, noch eben im richtigen Augenblick vermochte

die junge Comtesse zu rufen: „Da ist's!" Was sie damit deutete, war höchst einfacher Natur, eigentlich nichts als ein aus einem Dutzend von Brettern zusammengeschlagenes und an einer Steinwand des felsigen Bodens übergebogenes Holzdach, unter dem sich im Hintergrunde in mehreren Kästen eine Salzlecke für das Hochwild der Umgegend zur Winterzeit befand. Doch bot der Platz das gegenwärtig Erforderliche, völligen Regenschutz, und lag vor dem Windanfall gesichert; seine Ausstattung freilich beschränkte sich auf eine kleine umgestürzte Kiste, in der mutmaßlich zuletzt das Salz heraufbefördert worden, und im Winkel sträubte ein wohl vom Holzfällen als unverwertbar zurückgelassener großer Wurzelknorren seine Fangarme wie ein verschrumpftes Waldungetüm auseinander. Walfrade nahm auf der Kiste Platz und sagte:

„Da hat mein Gedächtnis aus Kinderzeit doch noch einen guten Dienst geleistet. Wie genügsam der Mensch in der Not wird! Darf ich unter mein Dach einladen?" Sie machte eine künstlich nachgeahmte zeremoniöse Handbewegung, welche Fredeheide zum Niederlassen aufforderte, entdeckte dabei erst, daß sich

kein weiterer Sitz in dem Raum vorfand, und fügte lächelnd nach: „Es scheint, ich bin noch zu großartig und vergebe etwas, was ich nicht habe."

Gerold versetzte indes, kurzen Blick umherwerfend:

„Sie verfügen nicht über das Gewöhnliche, sondern auf Ihr Geheiß steht das Außerordentliche, ein Märchenthron, bereit." Er faßte den wohl zentnerschweren Knorren, doch so kraftvoll, als ob sein Arm nichts von dem Gewicht empfände, hob ihn einige Schritte weit in die Mitte des Raumes vor und nahm geschickt zwischen dem Wurzelgeflecht einen Sitzplatz ein. Unbeabsichtigt stellte er so in seiner Haltung und gegen den Hintergrund seiner Umgebung ein überraschend eigentümliches Bild vor den Blick. Es war eine hohe Vereinigung frischester Jugend mit männlicher Kraft und Schönheit in ungezwungenster Stellung, durch seine wunderliche Sitzstütze dem Täglichen, der Kultur überhaupt entrückt und in ein phantastisch-romantisches Naturlicht versetzt. Auch das wirkliche Licht trug zu diesem Erscheinen bei, es hatte sich zu einem grauen Zwitterschein noch mehr herabgemindert, die Wolke breitete sich schwer rund um das Schutzdach, auf das der Regen jetzt

rasselnd niederschlug und sein Wasser an den Enden der Bretter gleich blinkenden Fransen eines Vorhangs herunterwarf. In dieser halben Dämmerung nahmen die beiden hellen Augen Gerold Fredeheides einen sternartigen Glanz an, und ein paar Sekunden lang hielt Walfrade Tannenberg ihm wortlos ihr Gesicht mit einem Ausdruck zugewandt, welcher Ueberraschung, eine unwillkürliche Regung des Staunens in ihr nicht ganz verhehlen konnte. Dann kam durch die eingetretene Stille von ihren Lippen:

„In der That ein Märchenthron, von dem ich nicht gewußt, daß er in meinem Besitz sei. So ahnt man selbst oft nicht, was einem zur Verfügung steht, bis man es durch einen Zufall entdeckt. Sie aber verfügen ja nicht über die Wirklichkeit allein, sondern auch das nicht Vorhandene muß dem Willen Ihrer Einbildung gehorchen — ich glaube, daß wir uns gefaßt halten dürfen, wenigstens eine Viertelstunde hier zuzubringen — haben Sie nicht ein Märchen, das Ihrem Sitz entspricht, in der Vorratskammer Ihrer Phantasie, um uns über die Wartezeit wegzutäuschen?“

„Ein Märchen?“ wiederholte Gerold Fredeheide.

„Wenn ich auch eines wüßte, fürchte ich doch, daß ich ein ungeschickter Erzähler wäre."

Die junge Comtesse fiel ermutigend ein:

„Sie haben ja nur mich als Zuhörerschaft — hegen Sie so viel Scheu vor meiner Kritik?"

Nachsinnend schwieg er einige Augenblicke, eh' er lächelnd erwiderte:

„Auf Ihre Gefahr — Märchen haben die Eigenschaft, daß sie den einen erfreuen und dem andern mißfallen, man kann es nicht vorhersagen." Und offenbar improvisirend, begann er, anfänglich langsam, doch augenscheinlich in günstiger Stunde, denn nach kurzem schienen Gedanken, Wort und Reim ihm ungesucht, wie von selbst auf die Lippen zu fließen:

„Nicht weiß ich, ob ich's nur im Traum gedacht,
Ob Wirklichkeit es einmal so gebracht:
Ein Märchen klingt's aus alter Wunderwelt,
Da anders noch als heut die Zeit bestellt.
Es klang um blütenreiche Frühlingswiese
Ein Ton noch vom verschwund'nen Paradiese,
Drauf webten Goldglanz rings die Sonnenlichter,
Die Blumen hatten Menschenangesichter
Und Menschenstimmen, leisen Harfen gleich;
Sie dufteten in einem Zauberreich,

Drin eine Fee mit ihrem Wunderstab
Als Herrscherin dem Toten Leben gab.
Sie selbst blieb allen Augen unsichtbar,
Sie hütete nur ihre Pfleglingsschar,
Daß stets ihr Reich ein Reich des Glückes bliebe,
Und ihr erlauchter Name war: Die Liebe."

Da der Erzähler einen Moment innehielt, sagte Walfrade Tannenberg:

„Mich däucht, das ist ein so hübscher Märcheneingang, daß er wohl niemandem mißfallen kann," und Gerold fuhr fort:

„Da lebte dort, von stolzer Abkunft her,
Ein Fürstenkind, so schön wie keines mehr,
Doch nicht an Antlitz und Gestalt allein,
An Geist auch leuchtend, so wie edler Stein.
Sie war des weiten Reiches Glanz und Zier,
Von allem eins nur fehlte seltsam ihr,
Ein Herz, drauß klopfend warmes Leben spricht.
War's wirklich kalt? Die Märe kündet's nicht,
Vielleicht blieb's nur sich selber unbekannt.
Doch war's zu stolz, zu fest wie Diamant,
Sich jemand unterthänig zu bezeugen
Und unter das Gebot der Fee zu beugen."

Das Gesicht der Zuhörerin gab gesteigerte Aufmerksamkeit kund. Doch veränderte sie ihre Stellung ein

wenig, stützte die Wange in die Hand und sah so halb an dem Sprecher vorüber in den mit etwas verminderter Kraft niederrauschenden Regen hinaus. Die Verse des jungen, gewandten Improvisators huben wieder an:

„Die Fee jedoch, nur lächelnd unter Schweigen,
Beschloß, der Stolzen ihre Macht zu zeigen:
Daß sich kein Herz vor ihrem Willen schließe
Und nicht sein Blut gleich starrem Eisquell fließe.
Und wie die alte Märe forterzählt,
Hielt keinen Königssohn sie auserwählt,
Um ihre göttliche Gewalt zu künden.
Aus einer Hütte, die in niedern Gründen
Des Waldes stand, entnahm sie schlichten Sohn
Geringer Abkunft, doch mit Wundermohn
Ihn rüstend, nicht im Kampf zu unterliegen
Und leis den Stolz in Schlaf und Traum zu wiegen.
Die Fürstentochter aber hob sie fort
In wechselnd bunten Kreis, nun hier, nun dort,
Und brachte stets auf den verschlungenen Wegen
Den wohlbedacht Erwählten ihr entgegen.
Denn kundthun wollt' sie, daß in ihrem Reich,
Vor ihrem Scepter hoch und niedrig gleich;
Ein weithin leuchtend Zeichen wollt' sie geben,
Daß Rang und Stolz umsonst ihr widerstreben,
Daß unumschränkt das Herz mit allem schalte,
Wo sie, die Liebe, auf dem Thronsitz walte.

Und Blumen nun und Sonne, Duft und Wind
Ließ flüstern sie rings um das Fürstenkind,
Bis ihm die Lider mälich niedersanken
Und langsam um den Mund die Stolzgedanken
Hinloschen in des Schlummers süßer Haft.
Im Herzen aber schuf geheime Kraft
Das Bild des schlichten Hüttensohns empor,
Dem unverdient die Fee solch Glück erkor.
So wechselnd kamen Sonne, Mond und Sterne
Und reiften heimlich an dem holden Kerne,
Bis er empor wuchs aus der Bodenkrume,
Zum Blättchen ward, zur Knospe und zur Blume.
Da trat die Fee herzu und rührte sachte
Die Träumende — und wie sie nun erwachte
Und harrend stumm an ihres Kleides Saum
Ihn knieend schaute, da —"

Der Sprecher schwieg, und sein Verstummen dauerte so lange, daß Walfrade den Kopf hebend und ihm die Augen voll entgegen richtend, mit angehaltenem Atem erwartungsreich wiederholte:

„Da —?"

„— Da war's ein Traum,
Ein Märchentraum, aus dem ich selbst erwacht.
Doch kam zurück er — denn es war noch Nacht —
Nur wunderlich, wie Träume mit uns schalten,
Verwandelt hatten sich jetzt die Gestalten.

Das Fürstenkind, auf hohem Thronparket
Saß es als Königin Elisabeth,
Und vor ihr bog Graf Essex stumm das Knie.
Von ihrem Finger aber streifte sie
Goldhellen Reif. Den gab sie ihm zum Zeichen,
Wenn jemals er den Ring ihr werde reichen,
Da spreche ‚ja‘ ihr Mund zu jedem, was
Er von ihr bitten möge —“

Unwillkürlich ging der Blick Walfrades einen Moment auf ihre Hand nieder, als suche er etwas daran; sie hob die Stirn indes sogleich wieder, als es vor ihr weiterklang:

„— Und wie das
Vor meinen Augen stand — ein grüner Raum
Lag um mich her — da schrie ich auf im Traum —“

Es schien, als ob der Erzähler damit schließe und seinem verwandelten Märchen nichts mehr hinzuzufügen habe. Doch in den Zügen der Hörerin stand lebhaft, daß sie von diesem Abbruch nicht befriedigt sei, sondern noch eine Fortsetzung verlange. Der Regen hatte völlig aufgehört, ein Sonnenstrahl fiel sogar schon wieder drüben gegen die Berglehne; durch das Nachlassen des bisherigen Geplätschers war es so still unter dem Schutzdach geworden, daß

man die Atemzüge der beiden drunter Geflüchteten vernahm. Der junge Poet aber machte keine Miene, dies Schweigen zu unterbrechen, obwohl die Augen Walfrade Tannenbergs ihm, groß aufgeschlagen, fragend ins Gesicht schauten. Dies Anblicken ohne Wort und Laut war kaum länger möglich, und halb geflüstert kam's von ihren Lippen:

„Warum?“ Dann fügte sie etwas lauter hinzu: „Warum schrieen Sie denn im Traume?“

Nun änderte sich der vorherige Stimmenklang Gerold Fredeheides zu einem halb wie in Selbstironie über sich lachenden Ton:

„Warum? Ich glaub', weil ich nicht Esser war —
Denn Träume flammen heiß und wunderbar
In einer Brust —“

Die Hand der jungen Comtesse machte eine plötzliche, wie hastig nach etwas tastende Bewegung gegen ihre eigene Brust, doch im selben Augenblick scholl unweit her der laute Ruf: „Walfa! Walfa!“ durch die Luft. Es war Gerta Meseritz' Stimme, und um ein paar Sekunden später bog sie selbst auch in Begleitung Slawendorfs, sowie einiger anderen

im Schloß anwesenden Gäste um eine Ecke und rief aus:

„Wie ich vermutet und gehofft! Ich sagte mir, das Edelwild hat sicher im Nebel den Weg zu dem Palast, den Schmolk ihm aufgebaut, gefunden, ich war nur ein Damtier und natürlich vom Blitz und Donner verdattert, daß mir das Richtige nicht gleich einfiel. Dafür sind diejenigen, welche auf mich vertraut, nun in die Traufe gekommen, während es hier nur ein Vergnügen gewesen sein muß, den improvisirten himmlischen Guß und Spaß mit anzusehen. Es ist immer die Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen.“

Sie schüttelte sich komisch, als ob sie triefende Wassermassen von sich ablasten müsse, doch war es nicht so arg, die große Tanne hatte ebenfalls gegen den kurzen Regenfall ziemlich dicht gehalten, und nur da und dort blinkte ein Tropfen auf dem Kleide und an dem blonden Haare Gertas. Walfrade war bei dem ersten Ruf von ihrem Sitz aufgefahren, stand mit ziemlich rot gewordenem Antlitz und versetzte:

„Ich rief Dir, gleichfalls hieher zu kommen,

aber es scheint niemand gehört zu haben als Herr Fredeheide."

„Natürlich nicht," entgegnete Gerta, „denn sonst hätten wir Euch dies trockene Mesopotamien schwerlich allein vergönnt, dazu sind die meisten Menschen zu eigensüchtig. Doch ich glaube Dir den Dank der Gesellschaft für Deine Hochherzigkeit ausdrücken zu dürfen, daß sie in solchem Augenblick auch an uns gedacht hat."

„Herr Fredeheide und ich haben sogar unsere Besorgnis wegen des Baumes geäußert, unter dem Du Zuflucht suchen wolltest; es ist nicht klug, bei einem Gewitter solchen Platz zu wählen." Gerta Meseritz drehte kurz das Gesicht gegen Gerold:

„So? Wirklich? Dann bin ich Ihnen also auch zu Dank verpflichtet. Wie hübsch, wenn man wechselseitig für einander besorgt ist; ich war es für euch, das heißt für Dich, einem Manne passirt ja so leicht nichts. Du vernahmst also meinen Ruf? Merkwürdig, daß ich von Deinem nichts gehört habe. Aber man ist nicht immer klug in seiner Wahl, wie Du richtig sagst, und so hat man auch zuweilen die Ohren nicht recht offen. Uebrigens ist's mir nicht

in den Sinn geraten, der Blitz könne da niederfahren, wo ich stehe. So unvorsichtig ist er nicht; ich glaube im Gegenteil, daß ich für alle den besten Schutz gebildet hätte. Es ist wohl so etwas von abstoßender, negativer Elektrizität in mir. Nicht wahr — wie verhält sich's doch damit, Herr von Slawendorf?“

Der Befragte antwortete:

„In dem Falle müßten Sie nach physikalischer Annahme gerade die positive anziehen.“

Nun lachte Gerta:

„Dann ist's wohl nicht mein Fall und eine andere gelehrte Annahme nötig. Jedenfalls aber kann ich in der Beziehung viel aushalten, denn ich weiß, daß der Blitz einmal gerade auf mich herunter geschlagen ist und ich aufgestanden und weiter gegangen bin. Den besten Beweis liefere ich dadurch, daß ich noch hier stehe.“

„Oder es war ein sogenannter kalter Schlag, gnädiges Fräulein,“ bemerkte mit wissenschaftlicher Aufhellung einer der Hörer.

„Wenn's einem dabei zu Mut wird, als verbrenne man vom Kopf bis zu den Füßen hinunter,

da wird's das wohl gewesen sein," gab Geria Meseritz scherzhaft zurück. „Trotz der Kälte nachher hatte ich indes an dem einen genug und trage kein Verlangen nach einem zweiten mehr. Gebrannte Kinder scheuen bekanntlich das Feuer."

Die auf dem Abweg zum Schloß befindliche Gesellschaft war durch das kleine Intermezzo in heiterste Stimmung versetzt, auch Walfrade Tannenberg sprach sehr lebhaft bald mit diesem, bald mit jenem, besonders mit Emich von Slawendorf, nur an Gerold Fredeheide richtete sie weder Wort noch Blick; es machte den Eindruck, als ob der Schluß des von ihm erzählten Märchens doch ihr Mißfallen erregt habe. Das Unwetter hatte nur in einer durch die Laune des alten Berggeistes von der Schneekoppe in den Bobergrund hinuntergeworfenen Wolke bestanden, hinterließ schon kaum eine Erinnerung mehr, als noch da und dort glitzernde Perlen an Blatt und Halm, und die Sonne stand bereits wieder wie zuvor in fast wolkenfreiem Blau. Als die Heimkehrenden den Anfang des Parkes erreichten, nahm die junge Comtesse den Arm ihrer Cousine, bog, von den voraufschreitenden anderen

unbemerkt, mit ihr in einen abzweigenden Nebengang ein und sagte:

„Es wird ein herrlicher Abend heut sein, den wir zu irgend einer Aufführung benützen sollten. Weißt Du irgend einen passenden Gegenstand?“

Gleichgiltig, oder eigentlich mit ein wenig leiser Ironie antwortete Gerta:

„Du hast Dich ja in Art und Weise der Elisabeth hineingewöhnt; wir könnten sie vielleicht diesmal in einem Bild mit Graf Leicester zusammen bringen und Maria Stuart als Zuschauerin im Hintergrund stehen.“

Doch Walfrade fiel ein:

„Wenn wir einmal etwas weniger Bekanntes — etwa aus einer neueren Dichtung —“ Sie brach ab und fügte bei: „Wir haben fast halben Mond.“

Lachend versetzte Gerta:

„Siehst Du ihn jetzt schon? Der Regen vorhin scheint ein Zauberwasser gewesen zu sein, das Deine Augen besonders scharfsichtig gemacht hat.“

„Ich folgere es nur, weil die Sichel gestern abend schon ziemlich voll war. Meinst Du nicht vielleicht, Gerta —?“

Die Sprecherin hielt nachsinnend an, ein besonderer Ton ihrer Worte hatte jetzt erst Gerta Meseritz' Ohr berührt, so daß diese, wie von einem halben Verständnis erfaßt, nun entgegenkommend einfiel:

„Etwas aus einer neueren Dichtung — wenig bekannt — wobei die Mithilfe des Mondes günstig wäre —“

Doch sie ward unterbrochen, die Herren hatten entdeckt, daß ihnen die beiden Damen abhanden gekommen waren, und bogen auf einem Verbindungsweg zu den letzteren heran. Walfrade flüsterte rasch:

„Sprich nicht davon, ich will's mir noch überdenken und komme nachher zum Beraten auf Dein Zimmer,“ und die wieder vereinigte kleine Gesellschaft setzte gemeinsam den Weg zum Schloß fort. Hier hatte sich bereits mehrfacher anderer Tagesbesuch eingestellt, der Vormittagsgang mit dem regnerischen Zwischenfall erheischte Ordnung der Toilette, und Walfrade und Gerta begaben sich zu diesem Behuf in ihre Gemächer.

Auch Gerold Fredeheide war in sein Zimmer gegangen, weniger aus Rücksichten auf seine äußere

Erscheinung, als weil er Verlangen trug, vor der allgemeinen Zusammenkunft im Schloß noch eine Weile mit sich allein zuzubringen. Seine Gemütsstimmung war eine hoch gehobene und doch sich selbst nicht ganz deutliche. Er konnte nicht recht ins klare darüber geraten, welchen Eindruck der kuriose Schluß seines Märchens oder Traumes bei Walfrade Tannenberg hinterlassen, und wußte sich nicht anzugeben, was sie gesagt haben würde, wenn nicht die plötzliche Unterbrechung dazwischen gekommen wäre. Daß seine wirklich vollständig dem Moment entsprungene Improvisation ihm ausgezeichnet, ohne Anstoß gelungen sei, fühlte er mit freudiger Nachempfindung, und diese sagte ihm ebenso, seine Zuhörerin habe nirgendwo ein Zeichen von Mißbilligung kundgegeben, im Gegenteil eher Unbefriedigung, als er Miene gemacht, ohne einen wirklichen Abschluß aufzuhören. Aber es hätte sich ihr mehrfach nachher auf dem Rückweg Gelegenheit geboten, ihm durch ein Wort oder wenigstens durch einen Blick ihre Kritik seines barocken Fabulirens auszudrücken, doch sie hatte dies mit keiner Silbe und keinem Zucken der Wimper gethan.

Darüber grübelnd stand er am Fenster, als es hinter ihm klopfte, und auf seinen Hereinruf trat Emich von Slawendorf ein. In dem Wesen desselben lag allen gegenüber überhaupt etwas in sich Abgeschlossenes, allein es war, als ob die letzten Tage auch sein Benehmen gegen Gerold zurückhaltender gemacht hätten. Vielleicht mochte er die ihm bei der nächtlichen Parkbegegnung entfahrenen, leidenschaftlich-heftigen Aeußerungen bereuen und einer Wiederholung solchen Ausbruches seiner innersten Empfindung vorzubeugen trachten; doch schien darin nicht allein der Grund seiner neuerlichen Wortkargheit auch gegen den Jugendfreund zu liegen, und vor allem hatte diese sich von dem Augenblick an zu vollständiger Schweigsamkeit verstärkt, als er Gerold und die Comtesse Walfrade vorhin zusammen unter das Regenschutzdach geflüchtet angetroffen. Ein stummer, doch mannigfache Gedanken widerspiegelnder Blick war aus seinen Lidern über das Bild vor ihm hingegangen, dann hatte er unterwegs sichtbar geflissentlich vermieden, an die Seite des Freundes zu kommen und von ihm angeredet zu werden. Wenn auch von anderem Denken voll in Anspruch

genommen, empfand Fredeheide dies dunkel doch ebenfalls, und ihm entflog, wie er sich nun umwandte, unwillkürlich:

„Warum klopfst Du bei mir? Das war früher zwischen uns nicht Brauch.“

„Früher ist nicht jetzt,“ antwortete Emich von Slawendorf. Doch er setzte, offenbar um das Lakonische der Erwiderung etwas abzumildern, hinzu: „Ich kann nicht wissen, ob Du allein bist oder vielleicht nicht aus Deinen Gedanken gestört zu werden wünschest.“

„Wer sollte denn hier bei mir sein außer Dir selbst?“ In der Frage Gerolds klang Verwunderung, er fuhr indes sogleich in anderem Ton fort: „Was hast Du, Emich? Mißtraust Du mir? Du bist verändert gegen mich, seitdem Du mir Deine Liebe zu Fräulein von Meseritz offenbart hast.“

Ein zurückstutzender Ruck ging über Slawendorfs Gesicht. „Seit wann? Seit ich Dir —“ entgegnete er mechanisch, und seine Augen hafteten flüchtig groß erweitert in denen des vor ihm Stehenden. Darnach aber antwortete er langsam mit sicherer, überzeugender Stimme: „Du bist in einem

seltsamen Irrtum befangen, Gerold, von dem ich keine Ahnung besessen und nicht begreife, wie er Dir entstanden. Zwischen uns ist nichts verändert, wenigstens nichts von meiner Seite. Liebe zu einem Weibe kann bei mir unserer Freundschaft nie Gefahr drohen, dazu ist sie mir zu wertvoll, das Beste überhaupt, was die Erde bietet. Die meinige hat einen Fehler begangen, Dir zu verschweigen, weshalb ich mit Dir hieher gekommen. Es ist einmal geschehen, vergib es und vergiß es! Aber gerade meine Freundschaft ist's, die mich augenblicklich zu Dir bringt. Ich fühlte wie Du, daß eine Täuschung zu einem Mißverständnis führen könne. Das ist ein Uebel, bei dem die Heiltränke nachher gewöhnlich nicht viel mehr ausrichten, sondern der Arzt muß bedacht sein, ihm zuvorzukommen."

Es war mit herzlichem Ton gesprochen, der keinen Schatten einer eingetretenen Entfremdung mehr beließ, und die beiden Freunde bestätigten dies durch einen warmen Händedruck. Emich trat jetzt ans Fenster, blickte hinaus und sagte:

„Wie glanzhell die Welt da draußen wieder liegt, als könne es keine Wolken und Wetter geben.

Der plötzliche Nebeleinfall heut vormittag erinnerte mich an das graue Gespinnst, in dem wir oben auf dem Riesenkamm zusammentrafen und fast ohne uns zu erkennen dicht aneinander vorübergekommen wären; so eigentümlich betreibt die Laune des Lebens ihr Spiel mit uns. Denkst Du noch dran, Du warst sehr zuversichtlich, Dich durch den Nebel zurecht zu finden. Aber nachher stellte sich doch meine Anwesenheit und Warnung als nicht ganz nutzlos für Dich heraus, da Du um einen Schritt weiter in die Schneegruben hineingestürzt und schwerlich bis nach Tannenberg gelangt wärest. Ich glaube, Du erkanntest damals meinen Kommentar an, daß man sich nicht immer auf die Augen, die man im Kopf trägt, allein verlassen kann, um sich vor Schaden zu bewahren."

„Ja, mein Mentor —" um den Mund Gerold Fredeheides spielte ein halb träumerisches Lächeln — „es ist schön, in dieser glanzhellen Welt noch zu atmen, gewiß, und nicht drunten in dem kalten Schneeloch zu liegen. Willst Du nachträglich von mir Dank dafür, so ist mein Herz voll dazu bereit."

„Dank? Nein," — Slawendorf schüttelte leicht

den Kopf — „den verlangt die Freundschaft für nichts, besonders nicht für etwas, womit sie sich selbst vor ihrem Ausgang behütet. Ich bin voll zufrieden mit dem hübschen Abend, den ich damals als Lohn dafür erntete. Wir saßen einmal wieder beisammen, auf freier Höhe, in leichter Luft, gewissermaßen von aller Erdenschwere abgelöst. Du sagtest mir, ich solle eine Frau in mein einsames Haus führen; es wäre besser gewesen, ich hätte Dir aufrichtig darauf geantwortet. Aber die Liebe ist eine Sphinx, von der ich glaube, daß sie zuweilen ihr eigenes Rätsel nicht kennt; darum schwieg ich und sprach nicht von mir, sondern von Dir.“

„Was meinst Du damit, daß sie ihr eigenes Rätsel nicht kenne?“ fragte Gerold.

„Nenne es, wenn Du willst, ihren Gegenstand, der sie erzeugt oder erzeugt zu haben scheint, denn ich vermute, in Wirklichkeit war sie schon vor ihm da. Ihr eigenes Vorhandensein ist auch zweifellos, sie fühlt sich, weiß von sich, ist ein körperlich-geistiger Sinn wie das Gesicht und das Gehör, dem Leibe und der Seele angehörig. Aber, was Auge und Ohr in sich aufnehmen, kann möglicherweise nicht in

Wirklichkeit vorhanden, eine Halluzination sein, die nur durch das Verlangen des Sinnes nach einem Empfindungseindruck hervorgerufen worden. Die Liebe findet vielleicht, weil sie sucht, und erkennt erst spät, daß sie sich durch ein selbstgeschaffenes Blendwerk betrogen. Um nicht zu spät zu solcher Erkenntnis zu gelangen, ist gute Prüfung der sicheren Wesenhaftigkeit ihres Gegenstandes ratsam, denn mancher Lebensbund zergeht wesenlos im Innern, weil das Auge sich nur durch einen glänzenden Schein täuschen ließ und erst von der Wahrheit, von dem, wonach die Liebe eigentlich gesucht, betroffen wird, wenn die Wahl nicht mehr möglich fällt."

Gerold Fredeheide lächelte. „Mich däucht, Emich, Dein Kopf philosophirt und physiologisirt, wo nur das Herz seine Stimme abzugeben berechtigt ist. Ich begreife, daß Du auf solche Weise in den Widerspruch rast- und ruhelosen Schwankens gerätst. Die Lösung Deines Sphinxrätsels scheint mir in einfachstem Wort enthalten: Wenn die Liebe sich von Gegenliebe überzeugt."

„Glaubst Du, daß nicht auch da die Täuschung noch einen Ausweg findet, sich fortzuerhalten? Wenn

Liebe sich nicht kennt, bedünkt mich, könnte Gegenliebe noch leichter irren. Sie ist ein Geschöpf der ersteren, doch wodurch ins Leben gerufen? — vielleicht jener sehr ungleichartig durch Willkürregung, geschmeichelte Eitelkeit, einen erweckten Sinnenreiz, der sich zur Leidenschaft steigert, doch die Goldprobe wirklicher Liebe nicht bestehen würde. Ja, Kopf und Herz widerstreiten sich, und das letztere macht sich einmal plötzlich unabhängig und begeht eine vorschnelle Thorheit, ehe der vernünftige Herrscher es zu hindern vermag. Ich habe Dir neulich nachts das Geständnis abgelegt, daß mein Herz es zweimal gethan, aber Du sprachst richtig, Freund, wozu verhilft das Philosophiren über diese Fragen? Man kann nur harren, daß die Zukunft ihre Lösung mit sich bringt. Ich that ihrer Erwähnung, um zu begründen, weshalb ich an dem Abend in der Baude nicht von mir, sondern nur von Dir geredet. Mir kommt's, daß ich damals sagte, ich hätte Deinen letzten, in Versen geschriebenen Brief an mich nicht recht verstanden. Seitdem habe ich darüber nachgedacht —"

Der Sprecher hielt, einen Augenblick vor sich hinausschauend, inne, ehe er fortfuhr:

„Und bin zur Erkenntnis gekommen, welche reale Welt Du gemeint, die Du mit Deiner idealen zu bekämpfen und besiegen trachtetest. Du benanntest Dein Ziel ‚den Weg zum Glück‘; ich sagte, es könne Dir niemand mehr Glück dazu wünschen als ich, und ich wiederhole dies heut. Wenn das Schicksal es gefügt hätte, daß ich als ein Hindernis in Deinem Wege gestanden, ich würde bereitwillig aus Deiner Bahn gewichen sein. Gerta Meseritz geht indes Dich ja nicht an — aber ich wiederhole Dir auch mit Freundesrat, baue nicht zu ausschließlich auf die göttliche Kraft des Idealen, sondern versichere Dich vorher guter, zuverlässiger Bundesgenossen aus dem Bobergrund unserer realen Erde. Und solltest Du einmal ohne mein Geleit wieder zum Riesenkamm hinaufsteigen, Gerold, so begib Dich nicht eher an den Absturz der Schneegrube, als bis dieselbe völlig nebelfrei, ohne eine Täuschungsmöglichkeit sonnenklar vor Deinem Blick liegt. Doch wir verplaudern uns, es ist wohl Zeit —“ Slawendorf sah auf seine Uhr — „daß wir uns für die Pflichten rüsten, deren Erfüllung man hier von uns erwartet. Mir fällt noch eines von jenem Abend ein — Du nanntest

Schönheit und Liebe eine Einheit, und ich hielt sie nicht für verwandt, leichter sogar dafür, daß sie sich trennen. Ich habe auch darin meinen Glauben nicht geändert, vielleicht halte ich mich deshalb an Gerta Meseritz. Auf Wiedersehen, Gerold!"

Emich von Slawendorf verließ rasch das Zimmer, Fredeheide sah ihm überrascht mit nicht klar blickenden und auffassenden Augen nach. Was hatte der Freund gewollt? Unverkennbar war ihm, und zwar erst seit kurzem, ein Verständnis aufgegangen, wonach Gerold auf Tannenberg trachte. Er hatte dies nicht deutlich in Worten ausgesprochen, aber fraglos zielten seine eingeflochtenen Ratschläge und Warnungen, seine gesamten Aeußerungen darauf hin.

Wie kam er dazu, welcher Beweggrund veranlaßte ihn?

Aufrichtige Freundschaft, gewiß; doch was konnte er überhaupt wissen, wodurch zu einem Urteil über das Ungesprochene gelangen? Er, der vor einer sicheren Erkenntnis und Begründung stets vorsichtig mit seinem Urteil zurückhielt.

Es war ein Gegenstand zur Bekundung psychologischer Zergliederungsfähigkeit, und Gerold Fredeheide

legte die Sonde seiner Seelenkundigkeit daran. Sie führte ihn zu dem Ergebnis, in dem mentorhaften Auftreten des jungen Gutsherrn etwas unbewußt Wirkendes auszufinden. Zweifellos war er ein treuer Freund, aber er war auch Herr von Slawendorf, von ältestem, dem Grafen Tannenberg voll ebenbürtigem Adel. Und als solcher hatte er dem Bürgerlichen seine verhüllte Abmahnung zu teil werden lassen, keineswegs aus thörichtem Hochmut und Ueberhebungsabsicht, aber aus unbewußter, angeborener Standessolidarität hervor.

Zum erstenmal war's, daß Gerold diese Entdeckung an dem Freunde machte, allein die Freundschaft durfte ihn nicht abhalten, mit seiner psychologischen Erforschung bis auf den Grund zu gehen, so wenig bei Slawendorf, wie früher bei Gerta Meseritz. Er konnte ja auch darüber lächeln, denn es verminderte darum den Freundschaftswert Emichs nicht. Es ließ sich sogar sagen, daß dieser heimliche Zug desselben für eine Verbindung mit Gerta Meseritz günstig geeignet sei, da die letztere unfraglich ein starkes, zwar wenn sie wollte, geschickt verborgenes, doch sich vollbewußtes aristokratisches Ueberhebungsgefühl

in sich trug. Ihr Verhalten gegen Gerold in jüngster Zeit setzte dies außer Zweifel, in deutlicher Weise gerade noch die Art, wie sie heut vormittag geäußert, daß sie ihm für seine Besorgnis zu Dank verpflichtet sei. Sie war keiner wirklichen Liebe fähig und die philosophisch reflektirende Emichs ihr jedenfalls ganz entsprechend. Nur wirkliche Liebe überwand unwiderstehlich jedes Standesvorurteil und den aristokratischsten Hochmut.

Trotz dieser scharfsichtigen Erkenntnis indes fühlte der junge Psychologe sich nicht mehr in so gehobener Stimmung wie vor dem Kommen Slawendorfs. Ein Schatten war ihm in das Glanzlicht draußen gefallen, der das alte Wort „semper aliquid haeret“ bewahrheitete. Das eben geführte Gespräch verknüpfte sich ihm mit der auffälligen Schweigsamkeit Walfrade Tannenbergs gegen ihn auf dem Heimweg vom Donnersberg, und wie er vorher den Wunsch gehabt, mit seinen Gedanken allein zu sein, so drängte ihn jetzt ein Trieb, denselben unter der Schloßgeselligkeit zu entgehen. Dies gelang seiner Natur auch bald zwischen den zahlreichen Gästen, die der Tag gebracht, und besonders, nachdem er bei der späten

Mittagstafel etwas mehr als gewöhnlich von den vorzüglichen Weinen des reichhaltigen Schloßkellers getrunken hatte. Graf Gunther unterhielt sich nach der Mahlzeit aufs eingehendste mit ihm über das nächstens bevorstehende Festspiel. Sie schritten zusammen auf einem breiten Gang vor dem Hause hin und wieder, der Graf legte im Eifer der Besprechung seinen Arm in denjenigen Fredeheides und setzte eine Weile so den Auf- und Abweg fort. Wie er seine Erkundigungen beendet, sprach er lebhaft seine Freude aus, die Bekanntschaft Gerolds am Bodensee gemacht zu haben und daß daraus der gegenwärtige Aufenthalt desselben auf Tannenberg hervorgegangen sei, wie er hoffe und wünsche, für noch recht beträchtliche Andauer. Die Abenddämmerung war eingebrochen, und die bunten Lampen in der Umgebung des Schlosses wurden entzündet, doch blieb der kleine Platz, der bei den gelegentlichen Aufführungen oder Bilddarstellungen als Schaubühne diente, heut unerhellt. Ueber dem mannigfaltigen, lautstimmigen Hin- und Hergewoge in den Wegen stieg der Mond mit ungefähr halber Glanzscheibe auf, allein sein Licht vermochte sich noch kaum neben dem seiner kleinen

künstlichen Nachbilder und Nebenbuhler über dem Parkboden geltend zu machen. Umherschlendernd suchte Gerold mit den Augen nach Walfrade Tannenberg, jedoch ohne sie entdecken zu können. Sie hatte den Tag hindurch sich fern von ihm gehalten, und er wußte selbst nicht, wenn der Zufall ihn allein mit ihr zusammenbringe, was er thun wolle, ob er sie anreden solle oder nicht. Aber die Entscheidung dieses Zweifels blieb ihm erspart, denn sie war nirgendwo unter den Schloßgästen vorhanden. Statt ihrer indes kam ihm nach einiger Zeit Gerta Meseritz allein entgegen. Sie ging schon länger ohne Begleitung, und wer acht auf sie gegeben, hätte zu der Vermutung kommen können, sie habe den Wunsch gehabt und es so eingerichtet, abgesondert von der Gesellschaft hier mit Gerold Fredeheide zusammen zu stoßen. Dazu war ihr Benehmen gegen ihn eigentümlich und überraschend, ganz derart wieder, wie es in den ersten Monaten ihrer Bekanntschaft gewesen. Sie sagte lustig, ohne Umstände ihren Arm in den seinigen legend:

„Gottlob, daß wenigstens der himmlische Zufall so viel Einsicht hat, mir einen galanten Kavalier in

den Weg zu führen, die Erde scheint sich heut abend nicht um mich bekümmern zu wollen. Ich komme mir ungefähr wie Ariadne auf Naxos vor, wenn ich meinen Labyrinthfaden nur noch in der Tasche getragen, hätte ich mir eine Häkelnadel gesucht, um ihn nützlich zu verwenden und mir eine unterhaltende Beschäftigung zu machen."

Ganz der alte Ton war's, in dem sie sprach, und er weckte in Gerold das alte, warme Gefühl der Freundschaft, die er lange für Gerta Meseritz gehegt, wieder auf. Vom Wein noch angeregt und von den wechselnden Vorfällen des Tags in eine absondere Gemütsverfassung geraten, kam es ihm, nach dem eben von Gerta gebrauchten Wort, sein Alleinsein mit ihr „nützlich zu verwenden," sowohl für sie selbst als im Interesse noch älterer und bewährt gebliebener Freundschaft. So antwortete er:

„Und es würde doch nur eines Wortes bedürfen, um Theseus sogleich herbeizuführen."

Seine Begleiterin warf einen verständnislosen Blick zu ihm auf, dann lachte sie:

„Theseus? Was für ein mythologischer Herr ist das?"

Die Erwiderung verdroß Gerold und verstärkte den Antrieb in ihm, sein Vorhaben auszuführen. Nur änderte er seinen vorherigen leicht scherzenden Ton ernsthaft und versetzte:

„Theseus ist jemand, an dem ich einigen Anteil nehme, den ich leiden sehe und aus einem peinvollen Widerstreite befreit gewahren möchte. Ich weiß, durch wen er leidet, und Sie wissen es ebenfalls. Mir fällt kein Recht und kein Grund zu, mich in Ihre Angelegenheiten einzudrängen, aber der Zustand, in den Sie meinen Freund Slawendorf versetzt haben und forterhalten, läßt mich die Bitte an Sie richten, seinem Zweifel durch deutliche Antwort so oder so ein Ende zu machen."

Es war eine gute That, die Gerold damit geradeaus und gewissermaßen wiederum ex improviso vollbracht hatte, und er fühlte sich sehr befriedigt über sein umschweifloses Aussprechen. Doch die Unaufrichtigkeit Gertas suchte offenbar ihm auszuweichen, ihre Miene erheuchelte höchste Verwunderung, und sie entgegnete:

„Herr von Slawendorf? Was sollt' ich ihm anthun? Wir sind stets die besten Freunde gewesen."

Erbittert fiel Gerold jetzt ein:

„Sie scheinen zu glauben, ich wisse nicht, daß er zweimal vergeblich um Ihre Hand angehalten hat — vergeblich aber auch, um sich damit aus den Fesseln, die Sie trotzdem um ihn fortzuschlingen bemüht sind, zu befreien.“

Nun entflog es Gerta mit einem Auflachen:

„Um mich? Sie meinen um meine Cousine —“

Die Ueberraschung hatte es ihr wider Willen von den Lippen fahren lassen; wie sie das verdutzte Gesicht des Hörers wahrnahm, fügte sie nach: „Ich hätt' es nicht sagen sollen, aber der mythologische Irrtum war zu komisch. Und da es scheint, daß Sie die Glocken so halb läuten gehört hatten — freilich begreife ich nicht recht, woher — so will ich das Geständnis meiner Neugier hinzufügen, zu wissen, was sich zwischen meiner Cousine und Ihrem Freunde eigentlich zugetragen. Da gibt's ein Orakel, das alles sieht, hört und weiß und, wenn ich's ernstlich darauf anlege, mir gegenüber den zottigen Mund nicht zugeschlossen halten kann. Denn Schmolk ist eigentlich mein ältester Freund auf der Welt, und ich glaube, hätte er nur vierzig Jahre weniger auf

dem Rücken, wir beide wären ein glückliches Paar geworden. So bin ich ihm ein bißchen um den Bart gegangen und hatte es heraus, aber ich muß Sie bitten, nichts davon zu verraten, denn er würde bärengrimmig werden, zumal da er's auf Sie so wie so nicht gut stehen hat; wer ihn kennt, merkt's ihm an. Doch Ihr psychologischer Scharfblick ist in der That beneidenswert. Er liest in echt divinatorischer Weise auf dem Grunde der Seelen und der Herzen und irrt sich nur ein wenig in dem Gegenstande, der dort thöricht als Idol aufgestellt steht. Das ist ja auch nebensächlich — "

Gerold Fredeheide hörte kaum etwas mehr von den übermütig anzüglichen Bemerkungen seiner Begleiterin, ein sonderbares Gemisch aus Beschämung und Befreiung von einem auf ihm lastenden Mißgefühl hatte ihn überkommen. Er fühlte, daß er den Spott Gertas verdiente und in der That nicht scharfsichtig, sondern höchst kurzsichtig, um nicht zu sagen blind, durch seine tägliche Umgebung hingegangen war; die kurze Unterredung zwischen Walfrade und Emich auf dem Tannenhügel, deren lautloses Bild er in seinem Spiegelteleskop aufgefangen, stand plötzlich erhellt vor seinem

Verständnis. Doch andererseits sagte er sich nicht, daß lediglich ein Mißverstehen, eine ausgeklügelte Schlußfolgerung von seiner Seite die Schuld an seinem Irrtum getragen, sondern Slawendorf habe ihn absichtlich zu dieser falschen Auffassung verleitet, ihn schon lange als Mitbewerber erkannt gehabt und sich den Vorteil dieser einseitigen Erkenntnis durch kluge Verstellung gewahrt. Heut indes, von dem Antreffen Walfrades und Gerolds unter dem einsamen Schutzdach aus seiner vorsichtig verheimlichten Zurückhaltung herausgerissen, war er nachher nicht aus Freundschaft, sondern aus eifersüchtiger Befürchtung gekommen, um seinen Nebenbuhler zu verwirren und ihm das Gemüt mit abmahnenden Zweifeln zu erfüllen. Es that Gerold weh, sich diesen logischen Gedankengang entwickeln zu müssen, denn er verlor den Freund dadurch, büßte wenigstens das Beste, was er an ihm besessen, ein, das Vertrauen in seine Aufrichtigkeit und Eigensuchtslosigkeit, aber als Gefolgschaft davon verloren auch die Warnungen desselben jede innere Bedeutung, da sie nur von der Selbstsucht eingegeben worden, ihren Zwecken zu dienen. Und Gerold Fredeheide fühlte sich so trotz allem

erleichtert, seine Brust freier aufatmend. Es hatte doch etwas auf ihm gelegen, das ihn dunkel in Unruhe und Unsicherheit versetzt. Nun war das, was aus Slawendorfs Aeußerungen „hängen geblieben", wesenlos abgefallen und die hohe Zuversicht auf die Uebermacht der „idealen Welt" ihm zurückgekommen.

Gerta Meseritz sprach neben ihm fort, und er gab auch Antwort, doch mit seinen Gedanken beschäftigt, ohne recht zu wissen, was und worauf, und obwohl scheinbar sein Arm sie führte, ging er in Wirklichkeit eigentlich von ihr geleitet. Dunkel empfand er, es liege etwas ihm nicht Verständliches darin, wie sie sich an seinen Arm gehängt, und ihm kam wohl die Frage, was sie damit bezwecke, aber er gelangte ebenfalls nicht dazu, darüber zu denken. Sie waren ziemlich weitab vom Schloß auf stille, von niemand sonst besuchte Parkwege gekommen, über denen der Halbmond stand, hier sein Silberlicht allein geltend machte und da und dort sein Spiegelbild aus einem der dunklen Wasserarme aufglänzen ließ, die, vom Bober abgeleitet, den Park durchzogen. Um einiges weiter abwärts konnte er sich in einer

etwas größeren Fläche beschauen; dort verbreiterte sich ein Wasserlauf vor einem in griechischem Stil errichteten kleinen Tempel zu einem, von Bosquets umschatteten Teich, auf dem gewöhnlich Schwäne hin und her zogen.

Nun stand Gerta plötzlich einmal still, blickte wie erstaunt vor sich auf und sagte:

„Wohin sind wir denn hier geraten? Thut es die Nacht? Mir kommt alles fremd vor, als ob ich noch nie in dieser Gegend gewesen sei.“

Das, wovor sie angehalten, war ein halb von der Natur und halb von Menschenhand zusammengearbeitetes, in den Park hinein versetztes Stückchen eines sogenannten romantischen Labyrinths, der Liebhaberei des vorigen Jahrhunderts. Man hatte vorhandene Felsauswüchse des Bodens benützt, um sie künstlich zu vermehren, Grotten in die Steinwände zu vertiefen und ein Knäuel verschlungener Wege hindurch zu schlängeln. Zwischen diese nachgeahmte Wildnis waren phantastisch zugestutzte Strauchgewächse eingestreut, hin und wieder ragte auch eine schartig zerbröckelnde Gemäuerwand, so daß in dem Wechsel des blaßweißen Mondlichtes und tiefer Schatten das

Ganze nächtlicherweile den Eindruck einer ausgedehnten Burgruine aus dem Mittelalter erregen konnte.

Gerta Meseritz hatte einen Augenblick mit ihrer gut gespielten Verwunderung wieder wie ungläubig dreingeschaut und fügte jetzt ihren ersten Worten hinzu:

„Wenn wir in romantischeren Zeiten lebten, würde ich glauben, Sie hätten mich unvermerkt auf Ihr Flügelroß gehoben und über hundert Meilen durch die Luft davongeführt. Sind das nicht — wahrhaftig, das sind die alten Klostertrümmer in der guten Stadt Isny, die Sie uns so anschaulich geschildert, und Sie selbst sind ein Zauberer, der mich dorthin getragen. Ist etwa Sonnenwendnacht heut? Nein, sie kommt ja erst noch — doch unter Ihrem sicheren Schutz will ich es wagen —“

Gerold Fredeheide verstand von ihrer, mit ernsthaftem Ton vorgebrachten wunderlichen Fiktion nichts, und auch er führte nicht sie weiter, sondern sie zog ihn rasch um einige Schritte vorwärts. Nun lachte sie: „Ich bin doch hoffentlich nicht etwa ohne mein Wissen der wieder aufgelebte Hunold Luteneſel, der für seine Heimtücke auf eine Belohnung spekulirt?

Die könnte sich mir in Katzengold oder rote Kohlen umwandeln." Und einen Moment war's, als ob Gerta mit einem unwillkürlichen Armruck ihren Begleiter wieder zurückzuziehen beabsichtige. Aber gleich darauf stieß sie aus: „Was ist das da? Alle guten Götter — Isis und Osiris kommt mir zu Hilfe, ich erschrecke zu Tod!" Und sich hastig von dem Arm Gerolds losreißend, lief sie eilfertig nach rückwärts davon und verschwand in der Nacht.

Ihre Hand hatte vor sich auf den schwarzen Schlagschatten einer Fels- oder Gemäuerwand gedeutet, unter der etwas Weißes am Boden schimmerte, sich regte und hob und zu einem Marmorbilde emporwuchs. Auch ohne den Ausruf Gertas hätte es Gerold sogleich kommen müssen, daß dies genau ebenso geschah, wie er in seiner Asylrechtnovelle das Auftauchen des weißen Bildnisses aus den Klostertrümmern vor den Augen Neidhart Zumstegs dargestellt. Ihm konnte kein Zweifel bleiben, er sei, einer getroffenen Verabredung gemäß, von Gerta Meseritz hieher geführt worden und man habe sich den Spaß gemacht, ihn selbst einmal durch eine Aufführung zu überraschen, doppelt, indem man ihm eine Schöpfung

seiner eigenen dichterischen Phantasie in einem lebenden Bilde verkörperte. Von dem allem überzeugte der erste Anblick und Gedanke; der Mond half trefflich zu dem Vorhaben, und die Scenerie war in der magisch ungewissen Beleuchtung so entsprechend wie möglich. Mutmaßlich waren, nicht wahrnehmbar, zuvor unterrichtete Zuschauer anwesend, und man erwartete jedenfalls von dem ahnungslos Hinzugeratenen, daß er sich in die ihm zugedachte Rolle finden und den Neidhart Zumsteg nach seiner Schilderung wiedergeben werde. Für den jungen Poeten lag unfraglich etwas Schmeichelhaftes in der Wahl des Gegenstandes der halb improvisirten Darstellung, und es berührte ihn als wahrscheinlich, Graf Tannenberg habe ihn deshalb so lange im Zwiegespräch festgehalten, um ihn sicher von einer Wahrnehmung der erforderlichen Vorkehrungen zu entfernen.

Nun trat die weiße Gestalt, wie die Handlung der Novelle es vorschrieb, aus der Ueberschattung in die Mondhelle vor, vollkommen getreu, in marmorgleicher, strenger Gewandung, mit einem schneeigen Schleiergewebe über dem Antlitz, wie das verhüllte Bildnis der Isis einst in der heiligen ägyptischen

Tempelstadt Sais gestanden. Etwas, das eine Lotosfrucht nachahmte, nickte auf ihrem Scheitel und von ihrer einen Hand her klang ein leises Schellengeläut, das Klingen des Seistrons wiedergebend, der andere Arm aber hob sich und winkte mit langsamer, hoheitsvoller Bewegung.

Was hatte der junge Nürnberger Patriziersohn zunächst gethan? Gerold mußte sich einen Augenblick besinnen, dann schritt er lautlos auf die Gestalt zu und streckte die Hand gegen sie vor, als sei er überzeugt, leere Luft damit zu durchfahren. Doch selbstverständlich traf er auf eine wirkliche Hand, auch nicht von Marmor, sondern eine weiße, weiche, lebendige Hand. Und jetzt klang es ihm drüber entgegen, nur um der Zuhörer willen nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache:

„Du suchst mich, und ich bin gekommen, Deinen Glauben an mich zu lohnen. Trägst Du Verlangen, mich ohne Schleier zu gewahren?“

Wort um Wort, auch die Anrede aus der Erzählung war's, doch die erste Verwunderung Gerolds darüber schwand durch die Erinnerung, daß er Gerta Meseritz einmal auf ihren Wunsch das Manuskript

eingehändigt hatte. Offenbar war seine Spielpartnerin durch ihn selbst sicher vorbereitet, und sein Gedächtnis suchte nach der von ihm zu gebenden Antwort. Rasch fand er sie:

„Gewähr es mir, hohe Isis!“

„So komm und folge mir in meinen Tempel. Doch bis dorthin muß Dein Auge blind sein.“

Die weiße Gestalt nahm ein Stück ihres Schleiers vom Haupte, schlang es ihm, zur Binde verdichtet, über die Stirn und faßte als Führerin seine Hand. Nur bot die ihrige darin eine kleine Abweichung von der Vorschrift des Originals, daß sie sich nicht kühl, sondern warm, fast heiß anfühlte und Gerold ein Klopfen des Blutes in ihr zu empfinden glaubte. Sie leitete nun seinen Schritt und gebot:

„Beuge Dein Haupt.“ Er gehorchte und merkte, daß er unter einer niedrigen Gesteindecke durchging, offenbar derjenigen einer der künstlichen Felsgrotten, welche den von Hunold Lutenesel entdeckten alten Ausgang in der Klostermauer darstellen sollte. Die scenische Einrichtung war höchst geschickt getroffen, nur kam dem blindlings Geführten einen Moment der Gedanke, wo sich die unsichtbaren und unhörbaren

Zuschauer befinden möchten, daß sie im stande seien, den wechselnden Vorgang zu gewahren. Doch konnte er nicht dabei verweilen, denn jetzt fühlte er, daß sein Fuß nach dem Geheiß der Führerin auf etwas Schwankendes trat, das ihn schaukelnd mit sich fort nahm, die Barke und das Sinnbild der Isis. Es mußte der gondelartige Kahn sein, mit dem man die Wasserläufe des Parks zu durchrudern vermochte; auch das erwies sich als hübsch vorbedacht und geordnet. Nur durchschoß den Kopf Gerold Fredeheides nun unwillkürlich die Frage: Was sollte denn weiter geschehen, wenn der Nachen auf der andern Seite eintreffe? Wartete Hunold Luteneſel mit Montfortschen Knechten dort, um ihn unter lautem Hohnlachen zu überwältigen und fortzuschleppen?

Aber als ob seine Begleiterin diesen Gedanken in ihm lese, fragte sie jetzt:

„Hast Du Vertrauen zu mir und fürchtest Dich nicht, drüben mit mir zu landen?“

Unverkennbar überkreuzte der Kahn nicht einen der schmalen Kanäle, sondern befand sich auf einer breiteren Wasserfläche, leise von zwei plätschernden Rudern vorwärts getrieben. Die beiden letzten Fragen

waren nicht an Neidhart Zumsteg gerichtet worden, und der Vertreter desselben sann einen Moment nach, ehe er entgegnete:

„Von Dir, höchste Göttin, kann ein Sterblicher nur hoffen, nicht fürchten, wenn Du es wirklich bist. Hätte ich kein Vertrauen zu Dir, da besäße das Leben keinen Wert.“

„So komm und tritt ans Land!“ gebot es ihm abermals, und er schwankte leicht, da das Fahrzeug gleichzeitig an einen Uferrand stieß, doch die Hand der Sprecherin hielt ihn und leitete ihm den Schritt herüber. Er trat auf einen weichen Rasengrund, hinter ihm murmelten leicht heranschlagende Wellenringe und tönte ein sonderbares leises Rauschen von Flügelschlägen. Ein paar Sekunden stand er, offenbar allein gelassen, ungewiß harrend, dann sagte eine Stimme, etwas von oben gegen ihn nieder:

„Wir sind da, Du kannst Deine Augen enthüllen.“

Die Worte aus der Novelle waren es wieder, und ihr Klang setzte sich dem Hörer einen Herzschlag lang durchs Ohr bis ins Innere mit einem jähen Gefühl fort, als könne doch jetzt plötzlich der spöttische Ruf darauf folgen:

„Nun wollen wir den Zeisig pfeifen lassen!“ Hastig und zugleich zögernd nahm er die Binde ab.

Doch da fanden sich keine hohnlachenden Gesichter zwischen schnaubenden Pferdeköpfen um ihn, sondern ein wundersam märchenhaftes Bild füllte ihm die Augen. Er befand sich dicht vor dem kleinen griechischen Parktempel, auf den der Mond sein silberklares Licht goß; von einem Hintergrund dunkler Laubwände hoben sich die hellen Marmorsäulen, und vor ihnen stand, noch verschleiert wie vorher, die hohe, weiße, wundervoll plastisch gewandete Gestalt. Nur war die Lotosfrucht von ihrem Scheitel verschwunden, und sie hielt jetzt ein silbern glänzendes Stäbchen in der Hand, mit dem sie wie mit einem Zauberstab auf der kleinen Teichfläche rudernde Schwäne als ihre Unterthanen zu sich heran zu befehlen schien. Dazu sprach sie unter dem Schneeflor über ihrem Antlitz hervor:

„Ich bin nicht Isis, für die Du mich gehalten, sondern eine weit mächtigere Fee, der alles Land, Luft und Meer um Dich her und was darin lebt, unterthan ist. Du kennst mich und huldigst mir, ich weiß es, denn Du selbst hast mir Kunde davon

gegeben. Doch bis heute habe ich gezweifelt, ob ich Dich belohnen oder Dich strafen solle, da Du mir Gutes erwiesen, doch auch an mir gefrevelt hast. Du nahmst in meinem Reiche widerrechtlich fremdes Eigentum einer Schutzlosen in Besitz, aber Dein Mut und Deine Opferwilligkeit erhielten ihr zugleich das Leben. Von der Nacht glaubtest Du beides verborgen, doch der Mond ist mein Auge und sieht alles. So trifft Dich Strafe, die ich Dir nicht erlassen kann, denn Gerechtigkeit muß walten. Aber die von Dir Beraubte hat Fürbitte für Dich eingelegt, daß ich Dir auch den Lohn nicht versage. Tritt herzu und kniee nieder!"

Die Stimme hielt an, und Gerold Fredeheide stieg die wenigen Stufen zu den Tempelsäulen empor und that nach dem Geheiß. Der unerwartete Fortgang des Spiels machte ihm die Sinne halb verwirrt. So viel war ihm deutlich geworden, daß die Gestalt vor ihm an die Isisrolle seiner Novelle diejenige der Fee aus seinem heut morgen erzählten Märchen anknüpfte und ihn in dem Tempel als in ihrem Wohnsitz empfing. Die Nachtstille, der Mondlichtzauber, die verschleierte weiße Gestalt und ein

wundersames Herzklopfen in ihm selbst umwoben traumhaft sein Bewußtsein. Nur konnte er sich wieder nicht sagen, was weiter geschehen solle. Er empfand mit Unmut die Thorheit, daß er seinem Märchen keinen Schluß angefügt, statt dessen den barocken Uebersprung auf Elisabeth und Essex gemacht und so der Fee nicht Worte, wie er sie jetzt wünschte, in den Mund gelegt habe. Sie schwieg auch, den Kopf etwas gegen ihn niederbeugend, einige Augenblicke, aber dann sprach sie mit weniger hoheitsvoll getragenem, fast leicht scherzhaft verändertem Stimmenklang:

„Du mußt wissen, ich kenne Dich wohl, daß Du Robert Devereux, Graf von Essex bist. Deine Verstellung nützt Dir nicht, denn wie in einem Märchenreiche plötzlich die Personen sich verwandeln, bin ich die Königin Elisabeth und strafe Dich für Deine Verwegenheit mit meinem Zorn.“

Ihre rechte Hand hatte sich gehoben, bewegte sich gegen den Knieenden vor und legte sich mit einem kaum fühlbaren Schlag auf seine Wange. Doch fast schon gleichzeitig tauchte ihre Linke flüchtig in das weiße Gewand über ihrer Brust, kam zurück

und faßte eine seiner Hände. Dazu redeten die Lippen:

„Aber für die andere That und für Deine Ergebenheit verdienst Du den Dank und Lohn Deiner Königin, den Ring, der Dir zum Gedächtnis dieser Stunde ihre Huld verbürgt."

Ihre Hand ließ einen kleinen Metallgegenstand in die seinige gleiten, offenbar indes nach dem Gefühl keinen Ring, sondern etwas Größeres und von anderer Form. Aber was es sein mochte, die Wärme von der Stätte, an der es sich bis jetzt befunden, floß noch voll und lieblich davon aus; seiner Gedanken beraubt, stotterte Gerold Fredeheide: „Meine hohe Königin —" und schloß mit feurigem Ungestüm seine Lippen auf die schöne Hand, die ihm das Gedenkzeichen gereicht. Vielleicht einen Atemzug lang verharrte sie unbewegt, dann zog sie sich hastig aufwärts, griff nach dem Schleier, riß ihn vom Kopf herab, und das dunkel vom Haar umschlossene, doch rot überglühte Gesicht Walfrade Tannenbergs tauchte enthüllt ins Mondlicht. Von ihrem Munde flog's mit halbem Lachen:

„Es ist eigentlich närrisch, ein Spiel ohne

Zuschauer zu betreiben.“ Ihre schwarzen Augensterne gingen rasch umher, und sie fügte nach: „Wahrhaftig, Gerta muß unsere Abrede mißverstanden und das Publikum an einen andern Platz geführt haben, wo es mit Ungeduld vergeblich auf die Aufführung warten wird.“ Nun huschte es, einer weißleuchtenden Wolke ähnlich, durch das Strahlengeriesel an den Teichrand, im nächsten Augenblick schlugen die Ruder des Gondelkahnes ein, und von den flügelsträubend heranschießenden Schwänen geleitet, glitt die junge Comtesse ohne ein weiteres Abschiedswort hurtig über die glimmernde Wasserfläche von dannen.

Der allein zurück Gelassene stand, lautlos dem schönen Märchenbilde nachblickend. Durch seinen von heißen Blutwellen klopfenden Kopf taumelte ihm die Frage: War überhaupt außer Gerta Meseritz jemand von der Aufführungsabsicht des seltsamen Mondscheinstückes unterrichtet gewesen? Wo hätten sich denn bei dem wechselnden Schauplatz desselben die Zuhörer befinden sollen?

Zum erstenmal fand jetzt sein Auge Zeit, sich auf das Gedenkzeichen der Huld Elisabeths in seiner Hand niederzurichten. Er hatte bisher nur gefühlt,

es sei kein Ring; nun sah es ihm hellblau flimmernd entgegen, und eine noch heißere, mächtigere Welle des Blutes durchschoß ihn blitzschnell vom Scheitel bis zum Fuß. Es war das kleine Medaillon, das Gerta Meseritz vor ungefähr drei Wochen vom Boden der Bibliothek aufgenommen und hastig in ihrer Hand verborgen hatte.

Er hatte an jenem Tage nicht gewußt, wie und wo er es verloren gehabt, und lange vergeblich darnach gesucht. Etwas Unersetzliches war ihm damit abhanden gekommen, auf dem seine Hoffnung geruht, es einmal zur rechten Stunde als einen Talisman von geheimer magischer Kraft zu benützen. Nun lag es plötzlich wieder in seiner Hand, von Walfrade Tannenberg selbst hinein gelegt. Ein Rätsel war's, wie sie es zurück erlangt hatte, sie mußte es durch einen Zufall gefunden haben, aber fraglos war es kein Zufall, daß seine Hand es heut abend wiederum hielt, und es erhellte ihm einige nicht klar verstandene Worte der Fee, deren „erlauchter Name ‚die Liebe‘ war“. Sie wußte, wann und wie er sich widerrechtlich in den Besitz dieses fremden Eigentums gesetzt, und hatte ihn durch den Wangenstreich scheinbar

für seine Verwegenheit gestraft, doch der Lohn seiner Ergebenheit darnach, die Rückgabe des freventlerisch Geraubten erkannte ihm dies als Eigentum zu. Das blaue Medaillon war kein Ring, sondern mehr als ein solcher. Oder viel mehr noch, es besaß in Wirklichkeit die Bedeutung eines Ringes.

Zur Rechten und Linken des Tempels führten Wege um den Teichrand, und Gerold schlug den rechtsseitigen zur Rückkehr nach dem Schloß ein. Er sah erstaunt auf seine Uhr, ihm erschien's wie eine Unendlichkeit seit dem Moment, in welchem Gerta Meseritz ihn verlassen, und doch konnte kaum eine Viertelstunde seitdem verflossen sein. Wie er die Uhr einsteckte, drehte er mechanisch den Kopf. In dem dichten Gebüsch, neben dem er stand, hatte es leicht geraschelt, war indes sogleich wieder still. Vermutlich ein Igel oder ein sonstiger auf nächtlichem Weidwerk begriffener kleiner Vierfüßler.

In den Wegen vor dem Schloß traf der Zurückkehrende alles, wie er es verlassen. Er mischte sich unter die promenirende Gesellschaft, sprach und hörte der Unterhaltung zu. Von einer Aufführung oder vergeblichem Harren auf eine solche war nirgends

die Rede; nach kurzer Frist fand sich auch Walfrade Tannenberg in gewöhnlicher Kleidung ein. Sie ging oftmals an Gerold vorüber, doch wie auf dem Heimweg am Vormittag, ohne ihn mit einem Blick zu beachten. Wie damals redete sie auch zumeist mit Emich von Slawendorf; Fredeheides Hand aber hielt sich um seinen kleinen zurückgewonnenen Besitz geschlossen, und ihm floß jetzt die Gewißheit daraus, daß sein wunderliches Märchen am Morgen kein Mißfallen erweckt habe. Ein unermeßlich langer Tag war's gewesen und doch noch immer verhältnismäßig früh am Abend; auch die nicht im Schloß übernachtenden Gäste dachten noch nicht an Aufbruch.

Außerhalb des Bereichs der bunten Lampen jedoch lag der weitgedehnte Park nächtlich still und leer. Nur durch einen aus der Gegend des kleinen Tempels herführenden dunklen Baumgang kam ein gedämpfter Schritt; an einer Stelle fiel ein Mondblick auf den Gehenden und zeigte Schmolks treuherziges Gesicht. Mit der Büchse auf dem Rücken und seinem Grauwolf dicht an den Fersen machte er augenscheinlich noch seinen abendlichen Rundweg, um überall „nach dem Rechten zu sehen“.

Dann stutzte er einmal, unter den dichten Bäumen her war an sein feines Jägerohr der Ton eines halb erstickten Schluchzens geschlagen, und er fragte anhaltend: „Wer ist da?“ Es kam indes keine Antwort aus dem Dunkel, bis der Hund knurrend auf eine in schwarzem Schatten befindliche Seitenbank der Allee zulief. Da sagte Gerta Meseritz' Stimme:

„Sind Sie es, Schmolk? Ich habe mir den Fuß verstaucht — es thut sehr weh.“

„Fräulein Gertchen?“ erwiderte der Alte, zu ihr hintretend. „Ja, wenn die jungen Birkhühner allein im Busch herumstreichen, fällt allerlei Teufelszeug vor; da muß man aufpassen, daß der Fuchs sich nicht heranschleicht und sie unversehens beim Federwerk hat. Komm ich ja gerad recht, wie ist's denn passirt?“

„Ich glaub', über 'ne Wurzel im Weg,“ antwortete Gerta aufstehend, „man ist so blind im Dunkel, und dann macht man's nachher wie ein albernes Kind und fängt an über das, was einem ganz recht geschehen, zu plärren. Es geht aber schon besser — wenn Sie mir ein bißchen Ihren Arm geben —“

Sie legte die Hand leicht auf Schmolks Arm, und er meinte:

„Ja, man soll sich immer vorsehen, wohin man tritt, Fräulein Gertchen. Und eigentlich — ich bin ja freilich nur ein einfältiger Mann — thut man klüger, sich dadurch vor dem Wurzelwerk in acht zu nehmen, daß man seine Füße davon läßt, besonders allein bei Nacht. Ich kann mir nicht denken, was das für Nutzen haben soll, und Pläsir kommt auch selten dabei heraus."

„Da haben Sie recht, Pläsir kommt nicht dabei heraus. Man sollte Sie nur immer erst fragen, Schmolk, ob auch Fußangeln da liegen, wo man geht, das wär' das klügste."

Gerta Meseritz hatte es wieder in ihrem gewöhnlichen lachenden Ton gesprochen, und ihr Führer nickte mit dem grauen Kopf. „Na, ich merk's, es geht wirklich schon besser. Man braucht bei den jungen Birkhühnern nur auf das Gegluck acht zu geben, das ihnen aus dem Schnabel kommt, dann hört man, ob's mit ihnen in Ordnung ist. Und die, welche helle Federn auf dem Kopf haben, kommen immer eher wieder dazu, als die mit den dunklen."

Schmolk redete gesprächig über sein ornithologisches Lieblingsthema weiter, bald tauchten die Lichter vom Schloß her vor ihnen auf. Dankend verabschiedete Gerta sich von dem Alten und wandte sich der Gesellschaft zu. Man sah ihrem Gange nicht mehr an, daß der Fuß ihr weh gethan, und hörte noch weniger an ihrer Stimme, daß sie sich deshalb wie ein albernes Kind benommen hatte.



Sechstes Kapitel.

Die Wetterwolke, welche der alte Rübezahl von der Schneekoppe in den Bobergrund hinunter geworfen, war doch ein Anzeichen seiner dauernden Mißlaune und die Vorhut einer nachrückenden Hauptmacht gewesen. Ueber Nacht hatte der Himmel sich trüb bezogen; am nächsten Morgen rüttelte der Wind in den Baumwipfeln und jagte graue Wolkenmassen übers Thal, Regen begann an die Scheiben zu klirren, sich zu verdichten und rauschend zu stürzen. Es ward Sturm, der Laub und Gezweig niederschlug, verklatscht und verlassen lagen die Parkwege, man konnte sich kaum ihr Bild vorstellen, wie es sich gestern noch silbern überflimmert im Mondlicht

gezeigt. Von diesem war, als der Abend kehrte, keine Spur seines Vorhandenseins zu entdecken; fremder Besuch hatte sich bei der ungünstigen Witterungsveränderung selbstverständlich nicht eingefunden; die ständigen Schloßbewohner sahen sich auf das Haus beschränkt. Der Umschlag draußen wandelte rasch die schöne Junitemperatur frostig um, in den großen Saalräumen war es ebenfalls naßkalt, und die Holzscheite loderten wieder in den Kaminen. Der folgende Tag verschlimmerte noch die Aussicht, das stets sinkende Barometer ließ ein langes Anhalten des üblen Wetters befürchten. Wie fast unvermeidlich äußerte dies auch seinen Einfluß auf die menschliche Gemütsstimmung, obendrein unter den gegenwärtigen Zeitumständen. Man hatte viele Mühe und Sorgfalt auf die Vorkehrungen zu dem Sonnenwendnachtsfestspiel verwendet, und die Besorgnis lag nahe, daß der ganze Plan im wörtlichsten Sinn zu Wasser werde.

So legte das Haus nicht besondere Heiterkeit an den Tag, mit Ausnahme der Stelle, an der sich Gerta Meseritz aufhielt, deren Laune durch den Regen nicht beeinträchtigt wurde. Es konnte sogar beinahe

scheinen, als ob sie ihrer etwas koboldartig schadenfrohen Natur gemäß sich innerlich über die enttäuschten Erwartungen belustige. Zwar gab sie einem erkünstelten Schmerz Ausdruck, daß sie dergestalt um ihre schöne Hoffnung betrogen werde, all die lieben und verehrten Freunde und Freundinnen aus der Hauptstadt anstatt zwischen Kerzenlüstern und Sammettapeten einmal wie fromme Lämmlein auf der Weide im grünen Gras und Laub zu sehen und von ihren Lippen die begeisterte Bewunderung der hohen Einfalt und Herrlichkeit der unentweihten Schöpfungsnatur zu hören. Das sei allerdings ein Verlust, der sich so leicht nicht wieder einbringen lasse. Doch unter vier Augen mit Walfrade meinte Gerta gelegentlich:

„Wir haben im Grund schon genug Komödien in den letzten Wochen hier aufgeführt, und mich däucht, eine neue ist gar nicht mehr erforderlich. Das, was jedenfalls die Zuschauer am angenehmsten berühren würde, wäre eine möglichst rasche Beendigung des noch nicht fertig gespielten Stückes, ein kurzer Schlußakt mit dem Segen des Vaters, der obligaten Beglückwünschung von seiten der scheinbar

überraschten Vertrauten, die eigentlich alles ins Werk gesetzt, infolge davon das Verschwinden etwaiger enttäuschten Persönlichkeiten und was sonst noch nach der Schablone regelrecht dazu gehört. Wenn man will, kann man ja mit allen noch vorhandenen sogenannten Hindernissen dieses letzten Aufzugs rasch abräumen. Das kommt mir entschieden am geratensten vor, denn, weißt Du, sonst wird schließlich auch das geduldigste Publikum von der Hinausschiebung leicht etwas gelangweilt und ermüdet."

Gerta Meseritz ahmte zum Zeichen, daß sie sich mit darin einschließe, bei den letzten Worten ein leichtes Gähnen nach; ein wesentlicher Fortschritt ihrer Vertrauensstellung hatte sich in ihnen kundgegeben, doch Walfrade Tannenberg entgegnete mit etwas erzwungenem Scherzton:

„Dein Kopf ist nur mit Possengedanken angefüllt, und ich weiß nicht, von welchem burlesken Stück Du im Augenblick wieder redest. Mir liegt ernsthaft die Frage im Sinn, wie ich mich bei unserem Festspiel als Kaiserstochter zu verhalten habe, wenn der König Ruother um mich zu werben kommt. Du, als meine Freundin Herlint, die von dem Vorgang

nicht berührt wird, bist darin freilich leicht gestellt, aber Du machtest Dich verdienter, wenn Du mir auch ernstlich mit Deinem Rat Beistand leistetest."

„Was Du König Ruother antworten sollst?" Gerta zuckte verständnislos die Schulter. „Ich denke, das hast Du ohne meinen Beirat schon zweimal gewußt und scheint mir überhaupt nicht weiter in Betracht zu kommen. Von jemandem, der nur Possen im Kopf hat, kannst Du indes vernünftigerweise nicht viel anderes auf der Zunge erwarten, und so ist's am besten, Narrheit läßt den Tiefsinn mit seiner Selbstgenüge allein, denn sie versteht ihn ja doch nicht. Bei Philippi, heißt's ja wohl, sehen wir uns zum Gratuliren wieder."

Gerold Fredeheide verbrachte den größten Teil der regnerischen Tage in der Bibliothek. Der Text, den er für die Sonnenwendnachtaufführung verfaßt, war zwar fertig, doch feilte er noch sorglich gegen seine Gewohnheit an den Versen und fügte da und dort Einschaltungen hinzu. Wenn er merkte, daß die Gedanken ihm ausgingen, streckte seine Hand sich nach der Brust und nahm das kleine Medaillon hervor, das er wieder wie vor drei Wochen, doch an

sicher haltbarer Schnur, trug. Aus dem blauen Schimmer strömte ihm alsdann stets eine Fülle von Bildern und Empfindungen auf, die sich in rhythmische Worte umsetzten; er war zwischen den schweigsamen Büchergestellen völlig sich allein überlassen, niemand kam, um ihn zu stören. Wer hätte es auch sollen? Egenolf Tannenberg gewiß nicht, und Gerta Meseritz hatte alles Interesse an den literarischen Schätzen droben vollständig verloren. Dennoch horchte der junge Poet manchmal plötzlich, von einer Halluzination getäuscht, auf. Ihm war, als ob draußen über die Stufen ein leichter Fußtritt heraufkomme, wie der Schritt Walfrade Tannenbergs klang, wenn sie vom Schloßhof her die untere Treppe hinanstieg. Doch es stellte sich immer als eine Gehörsbeirrung heraus, zumeist von dem leisen Niederschlag der Tropfen vorm Fenster verursacht. Welcher Anlaß hätte die junge Comtesse auch in die Bibliothek führen sollen? Aber wenn sie es doch wäre und träte im nächsten Augenblick allein dort durch die Thür? Er lauschte mit fiebernder Spannung, und sein Gesicht übergoß sich heiß; das Klopfen des Blutes trieb ihn vom Sitz auf, zur Thür hin, um das Ohr daran zu

legen. Nein, es war nichts, und sein Herzschlag beruhigte sich, als sei er von einer schreckhaften Beschleunigung erfaßt gewesen. Jede Lebensentscheidung, auch die zum höchsten Glück, erheischte doch ein Bereitetsein, und die Erfüllung hob die traumhafte Schönheit der Erwartung auf. Der Horchende kehrte an seine Arbeit zurück; es war besser so, daß diese Stunde es noch nicht brachte und nur die Einbildung und Erregung seiner Sinne ihn betrogen.

Auch Emich von Slawendorf fand sich nicht in der Bibliothek ein. Die Freunde trafen überhaupt selten mehr zusammen; Gerold vermied es, mit ihm allein zu sein. Wo der Tag sie unter anderen in Berührung brachte, gab er sich Mühe, unbefangen gegen den jungen Gutsherrn zu erscheinen, doch die Aufrichtigkeit seiner Natur ließ keine wirklich überzeugende Verstellung zu. Der Verkehr zwischen den beiden hatte etwas von der Naßkälte der Atmosphäre draußen und im Hause angenommen, allerdings einseitigen Ursprungs, denn Slawendorfs freundschaftlicher Ton war im Anfang der Regentage unverändert gewesen. Aber da er nicht umhin konnte, das Gezwungene in dem neuerlichen Benehmen des

Freundes gegen ihn zu empfinden, zog er sich gleichfalls in eine schweigsame Haltung zurück und verbrachte die Stunden des allgemeinen Zusammenseins meistens in der Unterhaltung mit Gerta Meseritz. Wie diese es gesagt, waren sie in Wahrheit von manchen Jahren her gute Freunde und hielten sich nichts geheim, als was etwa im Grund ihrer Herzen verschwiegen bleiben wollte. Doch dies stand in keinerlei Wechselbeziehung zu einander, so offenbar und zweifellos nicht, daß auch Gerold Fredeheide sich voll davon überzeugen mußte und Aerger über sich selbst empfand, Gerta so treffenden Anlaß zu ihrem Spott auf seinen psychologischen Scharfblick gegeben zu haben. Sie hatte gegen ihn kein Wort über die Führerrolle geäußert, mit der sie ihn an dem Mondabend in die fingirten Klostertrümmer von Isny gebracht, und ein wenig an der Unfehlbarkeit seiner Seelenkunde irre geworden, verlor er bei ihr eigentlich Maßstab und Richtschnur, sich ihr vielfach widerspruchsvolles Wesen zu deuten. Freilich ließen andere Gedanken ihm auch wie immer nicht viel Zeit dazu.

Trotz der üblen Barometerprognose wurden abends

gemeinsame Beratschlagungen über den festlichen Aufzug fortgesetzt, an denen auch Schmolk als Unterregisseur der zur Verwendung kommenden Bauernstatisten teilnahm. Er allein hielt festen Glauben an Besserung des Wetters bis zu dem bestimmten Termin aufrecht, weil der Mond in der Nacht „seine stärkste Kraft entwickeln“ und keine Wolken dulden werde. Diese sichere Zuversicht zog auch Walfrade halb und halb auf seine Seite, daß sie, den Kopf hebend und Gerold Fredeheide ins Gesicht blickend, fragte:

„Setzen Sie ebenfalls Glauben darauf?“

Ein unmerkliches Lächeln glitt ihr dabei um die Lippen; Slawendorf äußerte statt des Befragten, er halte nach meteorologischen Erfahrungen eine Aenderung in so kurzer Frist nicht mehr für möglich, und da er zudem Mitteilungen empfangen, daß seine Anwesenheit auf Hohenbreda dringend erwünscht sei, habe er den Vorsatz gefaßt, seinen schon zu langen Besuch zu beenden und morgen früh auf sein Gut zurückzukehren. Es erwiderte niemand etwas darauf außer Gerta Meseritz, die nach einer Pause mehrerer Atemzüge, als ob sie jemandem sonst das Wort lassen gewollt, sagte:

„Das kann unmöglich Ihr Ernst sein, uns, falls das Wetter sich doch bessert, in die Trostlosigkeit zu versetzen, keinen König Ruother zu haben. Was hülfen denn alle unsere getroffenen Anstalten, denen die Hauptperson fehlte?“

Nun öffnete auch Walfrade den Mund und meinte:

„Herr von Slawendorf muß ja selbst beurteilen, ob sein Fortgang aus einer zwingenden Nötigung entspringt. Wenn ihm dies so erscheint, läßt sich natürlich nichts dagegen einwenden und müssen wir auf einen Ersatz für die Rolle des Königs Ruother Bedacht haben. Dieselbe zu übernehmen wird dann wohl ihrem Schöpfer am leichtesten werden, so daß wir uns eintretenden Falls Herrn Fredeheides als Stellvertreters versichert halten dürfen. Aber ich denke, der Himmel wird noch das Seinige thun, Herrn von Slawendorf von seinen pessimistischen meteorologischen Anschauungen zurückzubringen.“

Gerta war aufgestanden, ans Fenster getreten und unterbrach die letzten Worte ihrer Cousine mit der Bemerkung:

„Es scheint, der Himmel hat nur auf die Kundgebung Deines Zutrauens in ihn gewartet, um es

zu belohnen. Wenigstens gibt er sich Mühe, sein verdrossenes Gesicht ein bißchen aufzuhellen.“

Auch die anderen kamen ans Fenster nach; die graue Wolkendecke draußen zeigte an einer Stelle einen, wenn auch mattfarbigen, doch etwas lichter abstechenden Kreiseinsatz. Schmolk sagte befriedigt, indes mit der Gelassenheit des sicher Wetterkundigen:

„Der Mond; er fängt seine Arbeit an und läßt nicht nach, bis er sie fertig gebracht.“

„Ist das wirklich seine Art, Schmolk, und zuverlässig?“ fragte Walfrade mit einem Ton halb lachenden Zweifels. Sie war neben Gerold hingetreten, und ihre nach seiner Seite herabhängende linke Hand streifte wie durch Zufall an seiner rechten vorüber. Unwillkürlich regte diese ihre Finger und umschloß mit ihnen das feine Handgelenk neben ihr, das ein paar Augenblicke reglos in seiner gefesselten Lage verblieb. Dann hob sich die Hand der jungen Comtesse, um nach der zunehmenden Helle des Mondflecks zu deuten, und sie sagte dazu in gleichem Ton wie eben vorher:

„Da haben Sie wohl wenig Aussicht, die Stellvertretungsrolle zu spielen, Herr Fredeheide, denn

Ihr Freund hat die Dringlichkeit seines Fortgehens vom Eintritt eines prophetischen Zeichens abhängig gemacht, das seine Absicht, ihn zu halten, nicht deutlicher an den Tag legen konnte. So, meine ich, beruhigen wir uns vorderhand alle am besten über das, was kommen wird, und setzen unsere Beratungen fort."

Slawendorfs Blick begegnete einen Moment dem der Sprecherin; er erwiderte nichts, doch bei der Wiederaufnahme der vorherigen Beredungen erhob er keinen Einwand gegen die Voraussetzung, welche ihn als Darsteller des Königs Ruother betrachtete. Schmolk wohnte den Verhandlungen länger bei, als er es sonst zu thun gepflegt; seine sich hierhin und dorthin richtenden treuherzigen Augen besagten, daß seine Einfalt einer genauen Einprägung alles dessen bedürfe, was ihm für sein Verhalten notwendig sei. Ganz besonders aufmerksam und liebenswürdig zeigte er sich jedem Wort und Aufblick Gerold Fredeheides gegenüber; offenbar erkannte er nachträglich jetzt die Verdienste desselben voll an, und es war, als ob er ihm durch sein Benehmen stille Abbitte dafür leiste, ihm früher ungerechtfertigterweise allerlei aufs

Kerbholz geschnitten zu haben. So erhob er sich erst und verließ mit respektvollem Gruß den Saal, als ein Diener dem Grafen Tannenberg das Harren der Abendmahlzeit meldete.

Nach dieser begab sich alles bald zur Ruhe. Es ließ sich ohne Auffälligkeit nicht vermeiden, daß Emich von Slawendorf und Gerold mit einander durch den Korridor ihren Zimmern zugingen. Die Thür des letztern lag zunächst, und er sagte, vor ihr anhaltend:

„Du wirst also morgen nicht reisen?“

Slawendorf antwortete:

„Da man meiner bedarf — ich lasse es von der Gestaltung des Wetters abhängen.“

Er hatte die Hand bereits auf den Thürdrücker gelegt und trug ein Licht in der andern; wider die Gewohnheit der letzten Tage waren gegenwärtig die Augen des Freundes auf ihn gerichtet und gingen die seinigen mit einer Art Scheu an ihnen vorbei. Gerold versetzte:

„Natürlich. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Sie hatten sich zum erstenmal nicht die Hand

gereicht; es schien ihnen auf beiden Seiten widerstrebt zu haben.

*

Der folgende Morgen bewährte Schmolk als Wetterpropheten. Das Barometer und die meteorologische Wissenschaft gingen ihn nichts an, er hatte seinen Regen- oder Sonneninstinkt in sich, wie er sich bei einer Wildfährte auf den Spürsinn seiner Nase verließ, und wenn er sie einmal ausgewittert, sie so gut wie sein Grauwolf bis in ihren letzten Schlupfwinkel festhielt. Schmunzelnd sagte er, als er Gerold während des Vormittags am Parkeingang begegnete:

„Hatte ich nicht recht mit dem Mond? Ja, ich kenne den Burschen; hat er erst 'mal die eine Backe voll, bläst er die andere auch auf und will sich vor aller Welt mit seinem Gesicht präsentiren. Wird Ihnen auch nicht unangenehm sein, Herr Fredeheide, wegen des grimmigen Riesen, den Sie darzustellen haben. Kann Ihren Namen jetzt gut behalten, obgleich ich ihn früher nie gehört, aber mir ist's, als ob ich Sie doch schon vordem gekannt hätte. Es kommt wohl von der ungewöhnlichen Größe Ihrer Statur, so etwas hilft dem Gedächtnis nach. Ich

freu' mich recht für übermorgen, daß Sie mit dabei sind; Sie passen so just in die Sonnenwendnacht mit dem ganzen Spukkram hinein, zumal da es die vom Sommer und nicht vom Winter ist. Um die Zeit sieht es hier viel anders aus, alles Schnee und Eis, selbst der Bober fror im letzten Jahr zu. Das können Sie sich schwerlich vorstellen, da kommen eben keine werten Gäste hieher. Ich bin dem Raubzeug auf der Spur, habe vor ein paar Tagen einen roten Schwanz drüben aus der Erde gucken sehen und mir gesagt, das müsse ein Fuchs sein, der auf das junge Edelwild lauert. Nun will ich seinen Bau einmal aufspüren, daß ich ihn bei Gelegenheit ausräuchern kann. Schade, daß Sie kein Jagdliebhaber sind und mich nicht begleiten mögen. Aber Sie haben auch wohl Wichtigeres vor. Vielleicht eine Sonnenwendnachtsprobe im Park? Ich will nicht aufhalten; wünsche ergebenst guten Morgen, Herr Fredeheide! Vergesse den Namen jetzt nicht mehr!"

Biedern Gesichtes und treuherzigen Abschiedsblickes ging Schmolk seines Spurwegs durch den lachenden Junivormittag, der mit einem Schlag die ganze Köstlichkeit der den Regentagen voraufgegangenen

Wochen zurückgebracht hatte. In einiger Entfernung jedoch drehte der Alte den Kopf, kurz noch einmal die hohe Gestalt des entgegengesetzt fortschreitenden jungen Schloßgastes mit den Augen bemessend, und brummte halb zwischen dem weißen Gebiß hervor:

„Hätt' nicht gedacht, daß man hier noch dazu kommen könnt', eine Bärenfalle aufzustellen. Schleicht sich scheint's doch 'mal einer im Winter von den Sudeten oder Karpathen oder Gott weiß woher herüber und versucht's, hier im Sommer weiter zu hausen. Na, wenn man ihm nur erst untern Wind geraten ist und die Stapfen von ihm im Grund hat, da braucht kein Schnee zu liegen, um ihm auf dem Pelz zu bleiben. Was meinst, Grauwolf?"

Der Hund blickte seinen Herrn an, als sei er vollständig davon überzeugt, und der Herr nickte befriedigt dem Hund, und sie wanderten einträchtig zusammen weiter. Die Vögel waren rundum wieder lustig in Baum und Busch; auf den blumenbunten Parkwiesen flatterten und wiegten sich unzählige Käfer, Bienen, farbige Fliegen und Schmetterlinge, als verbrächten sie ihr gaukelndes Dasein in dem sonnenfreudigen Ueberrest des Paradieses, von dem das

improvisirte Märchen Gerold Fredeheides erzählt hatte, und man konnte sich jetzt wieder keinen frostigen Schauer und Regenmißmut in der Welt vorstellen. Unter diesen verwandelten Umständen war auch von der Abreise Emichs von Slawendorf nicht mehr die Rede; er blieb selbstverständlich, um seiner übernommenen Verpflichtung nachzukommen, die nunmehr so dicht herangerückt lag, daß die unverhofft eingetretene Besserung des Wetters zu schleunigsten Zurüstungen auf Tannenberg trieb und die zahlreiche Dienerschaft in atemlose Geschäftigkeit versetzte. Es ließ sich voraussehen, daß kaum jemand von den geladenen Gästen ausbleiben werde, und für die von fernher kommenden galt es, Unterkunft im Schloß zu richten. So ausnehmend viele Räume dafür zur Verfügung standen, erschien dennoch die Zahl der zu Erwartenden fast noch größer, und Gerta Meseritz mußte ihr ganzes Rechentalent und alle Findigkeit des Kopfes aufbieten, um eine richtige Gleichung zwischen dem vorhandenen Platz und der herannahenden Einquartierung herzustellen. Sie zeigte sich dabei von ebenso rastlosem Eifer wie außerordentlich hausfrauenhafter, organisatorischer Umsicht, so daß sie eine fast unent-

behrliche Stütze des Grafen Gunther bildete, dessen Wunsch und Wille dahin ging, bei der bevorstehenden Festlichkeit den ganzen Glanz seines fürstlichen Reichtums und Besitztums zu Tage treten zu lassen. Auch Walfrade beteiligte sich mit an den vielfältigen Erwägungen und Anordnungen, doch ohne den Schaffenstrieb und die sich überall bemerkbar machende Förderungskraft Gertas. Sie erlahmte bald bei einer angefangenen Thätigkeit, ließ dieselbe unvollendet und meinte, die Diener seien zur Ausführung solcher Dinge vorhanden, während ihre Cousine sich nicht besann, wo etwas gebrach, selbst mit Hand anzulegen. An und für sich war es fraglos auch anziehender, sich in der noch nicht wieder schwül gewordenen, sondern nur köstlich sonnigfrischen Parkluft aufzuhalten und sich durch Blumenpflücken für die Ausschmückung im Hause verdient zu machen. Walfrade hatte einen schönen, vergoldeten Korb mit sich genommen, den sie mit den herrlichsten Rosen anfüllte. Dabei betraf Fredeheide sie und bat, ihr helfen zu dürfen. Sie antwortete: „Ja, aber nur als beratende Stütze der ausführenden Gewalt," und warf ihm eine Rose hinüber: „Würden Sie

die Ihrer Excellenz der Frau von Borke für würdig ansehen?“

Die fliegende Blume traf Gerold an die Schulter, fiel zu Boden, und er bückte sich, um sie aufzuheben. Doch zugleich griff die junge Comtesse in ihren angesammelten Vorrat, rief: „Und die für Herrn von Pottenburg?“ und warf der ersten eine zweite nach. Dann flogen ihr hurtig ein Dutzend weitere Namen von den Lippen, und mit jedem flog eine neue Rose auf Gerold Fredeheide zu, der davon ablassen mußte, sie aufzuraffen, sondern sie mit der Hand zu fangen suchte und zugleich mit seinen Augen die ihm entgegengerichteten, die duftigen Wurfgeschosse begleitenden Blicke Walfrades auffing. In ausgelassenem Uebermut, wie nur Gerta Meseritz ihn früher je besitzen gekonnt, fuhr sie, so lange ihr noch Material zu Gebot stand, mit ihrem Bombardement fort; dann hielt sie inne, weil ihr Vorrat erschöpft war. Gerold verharrte indes noch in seiner Stellung, sie mit glanzstrahlenden Augen anblickend, so daß sie fragte:

„Worauf wartet die beratende Stütze noch?“

Er entgegnete:

„Ob sich nicht auch eine mit meinem Namen zur Begutachtung einfindet."

Nun hob Walfrade lachend den goldenen Korb:

„Ich habe nichts mehr, nur den noch — wollen Sie ihn?"

Der Aermel ihres leichten Sommerkleides fiel beim Emporstrecken der Hand etwas zurück und ließ ein Stück ihres wundervollen Unterarms alabasterhaft in der Sonne flimmern. Doch senkte der letztere sich jetzt rasch wieder, da um eine nahe Biegung ein Schritt herankam und gleich darauf Emich von Slawendorf am Bosketrand erschien. Er lüftete stumm seinen Hut zum Gruß und wollte vorüber gehen, allein Walfrade sprach ihn an:

„Haben Sie so große Eile, Herr von Slawendorf?"

Er versetzte:

„Ich will Sie in Ihrer Beschäftigung nicht aufhalten."

„Im Gegenteil, Sie könnten mithelfen; doppelter Beistand ist immer wertvoller als einfacher. Der Korb hat ein solches Gewicht bekommen, daß ich ihn für einen zu schwer fürchte und es eine glückliche

Fügung ist, die Sie herführt, um ihn mit heimtragen zu können."

Gerold Fredeheide hatte sich jetzt gebückt und die Rosen in den Korb zurückgesammelt. Dieser mochte vielleicht die Schwere eines Pfundes besitzen, und es war eine schnurrenhafte Vorgabe, daß sein Gewicht für einen zum Tragen zu beträchtlich sei. Aber offenbar wollte die junge Comtesse ihn in souveräner Laune so angesehen haben und erprobte ihre Macht, mit Herrscherwillkür die Beschaffenheit eines Dinges zu bestimmen. Gerold gehorchte, legte die Hand an den Henkel und machte eine komisch verzagende Miene, als ob das Aufheben ihm allein unmöglich falle. Emich von Slawendorf hatte einen Augenblick gezaudert, sich der burlesken Zumutung anzubequemen, doch nun streckte er ebenfalls die Hand nach dem Korb. So trugen sie ihn mit einander dem Schloß zu; Walfrade ging nebenher, setzte in ausgelassener Stimmung die Posse fort und sagte:

„Ueberanstrengen Sie Ihre Kräfte nur ja nicht, lassen Sie den Korb einmal nieder, wenn er Ihnen zu schwer wird. Rosen haben ein furchtbares Gewicht, besonders die roten, man muß sich sehr mit

ihnen vorsehen. Es soll auch blaue geben, die mir allerdings noch nie zu Gesicht gekommen sind. Aber ich habe gehört, daß eine davon für den stärksten Mann kaum zu tragen sei.“

Sie hielt selbst eine rote Rose in der Hand, sog den Duft derselben ein und sprach mit ernsthafter Miene das närrische Zeug in den Sonnenglanz hinein. Man sah, daß ihre Brust noch von der ungewohnten Anstrengung des Werfens der Rosen erregt atmete. Es schien ein körperlicher Drang in ihr, der nach Aeußerung strebte, sich in die Erfindung lustiger Tollheiten umsetzte und dadurch etwas befreite. Wer sie mit unbeirrt gleichmütigem psychologischem Blick zu ergründen gesucht hätte, wäre zu der Annahme, vielleicht zu der Ueberzeugung gelangt, Walfrade Tannenberg sei innerlich von einer pulsirenden Leidenschaft überwältigt, der sie ab und zu durch die angeborene kühle Vernunft ihrer Natur ein Gegengewicht zu halten trachte; doch unterliege die letztere der Verbindung ihres klopfenden Blutes und dessen, was sie von außen durch ihre Sinne aufnehme.

*

Nun war der Vorabend des Sonnenwendtages herangekommen und brachte bereits eine erhebliche Anzahl der Gäste mit sich, für welche Unterkunft im Schloß vorgesehen worden, besonders die aus der Hauptstadt erwarteten. Die letzteren hatten sich größtenteils zu gemeinsamer Eisenbahnfahrt vereinigt und trafen von der Station auch zusammen auf Tannenberg ein. Es waren Gertas Eltern, der Landgerichtspräsident Freiherr von Meseritz und Frau, Ihre Excellenzen Herr und Frau von Borke mit Fräulein Tochter; ebenfalls Seine Excellenz der außerordentliche Bevollmächtigte Herr von Pottenburg, der noch immer von der Regelung der eingetretenen schwierigen Erbschaftsfragen in der Residenz festgehalten wurde; sodann der Ministerialkanzleichef von Schulze, der Oberkonsistorialrat Schnicke und der Oberstaatsanwalt Schloninus mit ihren Damen; der wirkliche Geheimerat Waterlos und die Geheimeräte Theuerjahr, Dieterici und Cellarius; mehrere Uniformen mit Generals- und Oberstenepauletten leuchteten zwischen den schwarzen Civilkleidungen farbig auf. Doch auch an jüngeren Offizieren, Freunden und Kameraden Egenolf Tannenbergs, war kein

Mangel, selbstverständlich fehlte gleichfalls der Husarenlieutenant Herr von Klingspor nicht darunter, und Fräulein Irma von Schönborn hatte sich einer befreundeten Familie angeschlossen. Zusammen bildeten alle bereits eine kaum zu überzählende Menge, die am nächsten Tag sicher noch um das Dreifache, wenn auch nicht an Hausgästen, anwachsen mußte. Aber Graf Gunther verfolgte die Absicht, sich für alle im Winterverlauf in der Stadt genossenen Diners und Soupers, Matinéen und Soiréen zu revanchiren, und das Ausbleiben irgend eines, gegen den er Verpflichtungen besaß, hätte ihn nicht mit der sonst wohl üblichen Befriedigung, sondern mit Mißbehagen erfüllt. Seine Räume verstatteten ihm nach Gerta Meseritz' kluger Berechnung und Anordnung die Aufnahme aller Geladenen, und nach der ersten Bewillkommnung wurden alle von der trefflich instruirten Dienerschaft auf die für sie bereiteten Zimmer geleitet.

Eine kleine, von den Zunächststehenden allerliebst gefundene Scene oder Episode flocht Fräulein Martina von Borke in den allgemeinen Empfang ein. Sie hüpfte vom Trittbrett des Wagens her mit

einem dünnen Florshawl um den sommerlich unbedeckt getragenen Nacken und Hals, an dem das kleine Türkiskreuz pendelte, geradeaus auf Walfrade Tannenberg zu und rief, beide Hände derselben ergreifend:

„Liebe, liebe Comtesse, welche Sehnsucht ich gehabt habe, Sie wiederzusehen! Das läßt sich wirklich gar nicht mit Worten ausdrücken! Und wie wundervoll Sie aussehen, so blühend, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll, ganz anders als im Winter, so — man kann das auch mit Worten nicht wiedergeben. Nun kann ich es ja ruhig aussprechen, Sie haben mir im Winter rechte Sorge gemacht; meine Freundinnen fragten oft, was mir fehle, und ich mußte ihnen immer antworten, daß ich so bekümmert um unsere liebe Comtesse sei, deren Aussehen mir vor ihrer plötzlichen Abreise gar nicht gefallen habe. Gott sei Dank, daß man das jetzt so heiter erzählen kann, aber wer müßte denn in dieser herrlichen, unverfälschten Gottesnatur nicht auch gesund an Leib und Seele werden und so — so — man möchte sagen lebensvoll — wirklich unwiderstehlich —“

Das letzte bezog sich darauf, daß Fräulein Martina nicht widerstehen konnte, um Walfrade

Tannenberg die Arme zu schlingen und sie in zärtlichster Freundschaft an sich zu drücken, wobei sie offenbar durch den Gefühlssinn noch etwas ihre beglückten Aeußerungen weiter Bestätigendes wahrnahm und der Umarmten zuflüsterte:

„Man möchte sich ausdrücken: so bräutlich, Teuerste!“ Dann warf sie einen Blick um sich her und fügte laut nach: „Ich war schon in einem Entzücken von der Eisenbahn bis hieher. Wem der liebe Gott ein kindliches Auge und Herz für die Schönheitsoffenbarungen seiner Schöpfung bewahrt hat, kann es gar nicht anders sein — ach, da ist ja auch unsere liebe Gerta! Ja, sind Sie es denn wirklich, Liebste?“ Fräulein Martina hielt beide Hände der Angeredeten. „Ihnen hat die herrliche Natur nicht so gut gethan wie unserer lieben Comtesse. Ihr Gesicht kommt mir nicht so frohgemut vor, ich möchte fast sagen verändert. Sie haben sich gewiß mit den Vorbereitungen zum morgigen Fest überangestrengt — wirklich ein wenig blaß und magerer geworden. Zum Glück, die Naturen sind ja verschieden, an einigen zehrt die frische Luft im Anfang erst ein bißchen, und die heilsame Wirkung

kommt dann nachher desto voller nach. Aber Sie müssen sich recht schonen, Liebste, daß ich beruhigt in die Stadt zurückkehren kann und dort nicht in Bekümmernis um Sie zu sein brauche."

Die Augen aller Umstehenden verweilten mit sichtlicher Rührung auf der Sprecherin, welche jetzt Gerta Meseritz ebenfalls teilnehmend in die Arme schloß und ihr zuflüsterte:

„Hoffentlich doch nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit, Teuerste!"

Sporenklirrend trat Herr von Klingspor unter eleganter Verbeugung auf Walfrade Tannenberg zu:

„Erlaube mir, mich gnädiger Comtesse ins Gedächtnis zu rufen. Unvergeßlichen Abend mit gnädiger Comtesse bei Excellenz von Borke verlebt. War freilich etwas heiß, kam außerdem unangenehme Affaire vor. Erinnere mich, daß mir boshaftes Wortspiel echappirte; weiß freilich Namen nicht mehr. Comtesse hatten vorher geistreich bemerkt, sei nicht im stande — bin nicht im stande gewesen, Namen zu behalten. Hier aber sicher nicht zu befürchten, daß schwül wird, wahrhaftig Luft wie frisch aufgemachte Native-Auster. Sicherlich auch Blume von

Johannisberger Kabinetwein vorhanden — schon selig in Gedanken, mit gnädiger Comtesse im Park promeniren und konversiren zu dürfen."

Seine Excellenz den Gesandten a. D. Herrn von Borke, als die im Rang höchstgestellte Persönlichkeit, geleitete Graf Gunther selbst in die bereitstehenden, fürstlich ausgestatteten Gastgemächer hinauf. Der erstere warf vor dem Schloßportal noch einen Blick auf die grünen Parkwipfel zurück und sagte:

„Wie berechtigt spricht Horaz: ‚Beatus ille, qui procul negotiis,' und nicht minder treffend: ‚Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.'"

Mit verbindlichem Lächeln erwiderte Graf Gunther:

„Ich hoffe, daß Excellenz sich hier wenigstens Muße von Ihrer anstrengenden geistigen Thätigkeit vergönnen werden!"

Und sie stiegen die breite Treppe zum oberen Stockwerk hinan. Alle bis jetzt noch drunten verbliebenen Gäste folgten, um nach der langen Fahrt der erwünschten Toilettenordnung obzuliegen, und der eben so bunt angefüllte Schloßhof lag einstweilen wieder leer.

Nach der Abendtafel belebte sich dafür die Parkumgebung des weitgestreckten Gebäudes in außergewöhnlicher Art. Es war ein allgemeines Bedürfnis, die vom langen Sitzen auf der Bahn erzeugte Gliedersteifigkeit zu vertreten, und überall wandelten Gruppen in animirter Unterhaltung umher. Dem ländlichen Rahmen angepaßt, bewegte die Konversation sich weniger auf dem ernsten Gebiet politischer, sozialer und wissenschaftlicher Fragen als auf dem der leichten, Geist bekundenden Causerie, des Impromptus, hauptsächlich der schwärmerischen Hingabe an die lieblichen und erhebenden, durch den ungewohnten Naturgenuß erweckten Gedanken und Empfindungen. Ringsum bethätigten laute Aussprüche die Hinneigung zur klassischen Dichtung, sowie außerordentliche literarische Kenntnisse, und mannigfaltig tönte es: „Mondbeglänzte Zaubernacht“ — „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“ — „Füllest wieder Busch und Thal“ durcheinander, allerdings zumeist von dem innigen Bedauern begleitet, daß diese gewiß schon an sich recht schönen Texte gegenwärtig doch nicht zu der ergreifenden Wirkung gelangen könnten, mit welcher ihre musikalische Komposition das Menschengemüt dem

Irdischen in eine noch weihevollere, göttlich zu nennende Sphäre entrücke. Zuweilen klang auch irgendwo die Stimme Herrn von Klingspors auf:

„Könnte einem auch einfallen, gnädige Comtesse: ‚Grad aus dem Wirtshaus kommen wir heraus!‘ Wirtshaus, wie noch gar nie dagewesen, wahrhaftige Götterwirtschaft! Liegt hier offenbar in der Luft, daß geistreiche Vergleiche einem nur so zuströmen, gar kein eigenes Verdienst. Wirklich Mond mein größter Penchant, natürlich nach Sonne, Sonne von Comtesse Gegenwart. Wie war noch alberne Geschichte? Habe einmal Glück gehabt, mit Comtesse zusammen zu hören — Mond, glaub' ich, Ibis oder Kiebitz —“

Die stärkste Gruppe der Promenirenden war um den Schloßherrn angesammelt und bemüht, über das in der nächsten Nacht bevorstehende Festspiel einiges in Erfahrung zu bringen. Graf Gunther kam diesem Verlangen gern entgegen, um seine Gäste im voraus über die mythologische Sonnenwendnachtsbeziehung der Aufführung zu unterrichten, und entwickelte den Doppelsinn des Auszugs König Ruothers nach Konstantinopel.

Am Schluß der Mitteilung äußerte der wirkliche Geheimerat Waterlos als berufenster Beurteiler mit gehobener, sonorer Bruststimme:

„Eine der Bewunderung würdige Idee! Herr Graf treffen mit der denselben angeborenen Divination und Inspiration — man möchte sagen, einem geistigen Fluidum der Erkenntnis — immer das Bezeichnendste, das sogenannte punctum saliens eines in der Vorstellung schwebenden Objektes —"

Der Graf Tannenberg fiel ein:

„Ich muß dies Verdienst leider von mir ablehnen, da der Plan und die für ihn verfaßte Dichtung nicht von mir stammen, sondern von dem jungen Herrn Fredeheide, der uns im letzten Winter einmal bei Excellenz von Borke durch die Vorlesung seiner Novelle erfreute und mir seit längeren Wochen das Vergnügen bereitet, sich zum Besuch bei uns aufzuhalten."

„Ah!" klang es überrascht aus der unwillkürlich stehen bleibenden Gesellschaft, und der wirkliche Geheimerat Waterlos bemerkte nach einem kurzen Räuspern:

„Ich erinnere mich, daß ich an jenem genuß-

reichen Abend außerordentliche Erwartungen auf den genannten jungen Dichter setzen zu dürfen aussprach, falls ein günstiges Geschick ihm etwa die fördernde Anteilnahme eines ebenso hochgesinnten als künstlerisch selbst mit der feinsten Durchbildung begabten Mäcens zuzuwenden beabsichtigen solle."

„Wie das Geschick dies in der That durch Excellenz von Borke zur Ausführung gebracht hat," ergänzte Graf Gunther verbindlich, „durch dessen Vermittlung das Talent Herrn Fredeheides zum erstenmal zu weiterer Kenntnis gelangte."

Der indirekt Angesprochene entgegnete:

„Mein Haus hat nach seinen schwachen Kräften immer gesucht, eine Sammlungsstelle geistigen Interesses zu bilden und den ersten Schritten junger, aufstrebender Begabung den oft so sehr erschwerten Weg zu ebnen — ‚vim temperatam di quoque provehunt in majus,' spricht Horaz —"

Allein Ihre Excellenz Frau von Borke fiel mit einem Ton freudiger Rührung ein:

„Wie mir das wohlthut und wie dankbar ich Ihnen bin, Herr Graf, daß Sie sich des Sohnes meiner lieben, unglücklichen Jugendfreundin in so

aufopfernder Weise angenommen haben! Er ist es ja im eigentlichen Wortsinn nicht, aber wer ihrem Hause entstammt, steht doch meinem Herzen so nahe, und in der Bildung des Gemütes hat sie sicher einen mütterlichen Einfluß auf ihn ausgeübt, den ja schon seine eminente geistige Bedeutung offenbart. Ich habe so oft versucht, ihn näher an unser Haus heranzuziehen, aber man weiß ja, wie junge Leute sind..."

Mit einem lächelnden Bedauern brach die Sprecherin ab, und die Stimme des Oberstaatsanwalts Schloninus ertönte:

„Mein Beruf läßt mir für Beschäftigung mit moderner Belletristik nicht viel Zeit, und ich leugne auch nicht, daß ich im ganzen meine Zeit besser verwerten zu können glaube. Doch entsinne ich mich meiner Befriedigung durch die zuvor erwähnte Novelle, welche, abweichend von den sonstigen zumeist völlig interesselosen Fiktionen, einen ernsthaften juristischen Gegenstand — wie ich meine, das frühere Asylrecht — behandelte und dem heutigen Verständnis in Laienkreisen näher rückte."

Die Gruppe setzte sich wieder in Bewegung, und die Geheimeräte Dieterici und Cellarius, sowie der

Oberkonsistorialrat Schnicke sprachen im Weitergehen aus, welche Anerkennung ihr Gedächtnis auch für die historischen und naturwissenschaftlichen Elemente wie nicht minder für die ganze religiös sittliche Grundlage der genannten Erzählung bewahrt habe. Um so mehr waren alle berechtigt, gespannteste Erwartungen auf die Festspieldichtung des nächsten Abends zu setzen, die eine in der That außergewöhnliche Leistung darstellen müsse, da die unbeirrbar kritische Urteilsschärfe des Herrn Grafen von Tannenberg nichts daran auszusetzen befunden. Man begriff nicht, oder man mußte vielmehr die Erklärung in der großen Anzahl der vorhandenen Gäste finden, daß man bei der Abendmahlzeit nicht bereits auf den jungen Autor aufmerksam geworden; freilich hatte man bis jetzt ja nur einmal das Vergnügen gehabt, ihn für kurze Stunden zu gewahren, und seine äußere Erscheinung konnte sich daher der Erinnerung nicht so fest eingeprägt haben. Nun aber zeigte sich ein allgemeines Interesse erwacht, ihn zu begrüßen, für den Augenblick allerdings ohne Befriedigung zu erlangen, denn der Gesuchte ließ sich in der Nähe nicht entdecken, und man wandte statt dessen den rege

gewordenen Bewunderungstrieb der glanzhell im Zenith stehenden, beinahe voll ausgerundeten Mondscheibe zu, über welche der Geheimerat Cellarius aus dem Schatz seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch ausnehmend anziehende und neuartige Erläuterungen belehrte.

Walfrade Tannenberg schritt jetzt ohne ihre bisherige Begleitung allein durch einen stilleren Gang. Sie hatte sich unter einem Vorwand entfernt und bewegte sich rasch, als werde sie von einer innern Erregung auch zu einer Beschleunigung ihres körperlichen Handelns gedrängt, ihre Augen gingen suchend zwischen den Gestalten der Spaziergänger auf den benachbarten Wegen umher. Eine gleichfalls momentan vereinzelte Dame kam ihr entgegen, und die junge Comtesse sagte, den Arm derselben fassend:

„Du, Gerta? Kannst Du es auch unter den Mondkälbern nicht aushalten? Wir sind an anderes gewöhnt; mir kommt's vor, als wären wir an König Nobels Hof in der Tierfabel versetzt. Wo ist — ich meine, hast Du etwa Herrn Fredeheide gesehen? Man vergeht vor Sehnsucht nach ihm."

„Man — wer?" entgegnete Gerta Meseritz, der

Fragenden ins Gesicht blickend. „Mann oder Weib? Es scheint, letzteres."

Walfrade drehte mit einer raschen Bewegung ihren Kopf, dessen blühende Färbung selbst das Mondlicht erkennen ließ, zur Seite und deutete:

„Drüben alle! Sie sind von Begeisterung für seine unbekannte Dichtung erfaßt, weil mein Vater ihrer mit Beifall Erwähnung gethan hat. Als sie mit eigenen Ohren seine Novelle hörten, wußten sie nicht genug daran auszusetzen."

„Ja, ich erinnere mich sehr abfälliger Urteile drüber an dem Abend," antwortete Gerta Meseritz trocken. „Die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen, heißt's ja wohl. Damals war's noch Winter, jetzt ist's Sommer. Man urteilt eben anders, wenn's einem kalt, als wenn's einem heiß ist. Nein, ich habe ihn nicht gesehen, freilich auch nicht nach ihm ausgesehen. Doch — grad da drüben geht er scheint's — nach der Länge muß er's sein."

Gerold Fredeheide war es in der That, und auch Graf Tannenberg nahm ihn gleichzeitig wahr, rief ihn an und zog ihn in den Kreis, der vorhin so viel Sympathie für ihn an den Tag gelegt hatte.

Nun schwirrten die Stimmen eine Weile um ihn her, und er erwiderte artig, mit den Augen über die Gesichter vor ihm wegschauend; Walfrade war ebenfalls herzugekommen, und wenn sein Blick an ihr vorbeiglitt, ging ein unmerkliches Lächeln um seine Lippen. In dem Mondglanz bildete er eine wundervolle, jugendlich männliche Erscheinung, alles neben sich fast um Kopfeshöhe überragend; mit den hellleuchtenden Augensternen bot er unfraglich unter seiner Umgebung etwas von einer Idealgestalt, die in Lebenskraft und Schönheit auf den realen Durchschnitt des Menschentums niedersah. Die Stimme des Geheimerats Cellarius ertönte jetzt:

„Schade, daß uns nicht ein Fernrohr zur Verfügung steht, mit dem ich die Beweisaufnahme für meine Erklärungen der Mondoberfläche den eigenen Augen der verehrten Gesellschaft anheimstellen könnte."

Gerold Fredeheide entflog:

„Ich habe ein altes Spiegelteleskop droben in der Bibliothek wieder hergerichtet und will es holen."

Es war ein gefälliges, mit allgemeinem Dank aufgenommenes Anerbieten, das offenbar niemand mit dem leisesten Verdacht erfüllte, es könne dem

Diensterbötigen zum Vorwand gereichen, um aus dem hochvornehmen Kreise leiblicher und geistiger Aristokratie zu entkommen. Er wollte sich sogleich fortbegeben, doch ward noch eine geraume Weile durch anteilvollste Fragen Ihrer Excellenz Frau von Borke nach seiner zweiten und gewissermaßen eigentlichen Mutter festgehalten. Dann gelang es ihm, sich frei zu machen; sein Blick flog noch einmal nach der Stelle, wo Walfrade gestanden, allein sie befand sich nicht mehr dort.

Schnell wandte er sich dem Schloß zu, stieg schon langsamer, aus dem Gesichtsfeld geraten, die erste, taghell erleuchtete Treppe hinan, darauf noch gleichmütiger die zweite, nur von unten her dämmernd überhellte, zum obern Stockwerk. Ein Licht hatte er nicht mitgenommen, jeder Schritt und Tritt droben war ihm aufs genaueste bekannt, und der Mond mußte das Auffinden des Teleskops in der Bibliothek klar ermöglichen. Auf dem Vorraum der letzteren geriet er jedoch in vollständigste Finsternis, so daß er trotz seiner Ortskenntnis etwas ungewiß weiter schritt. Dann tastete er nach der Thür, doch dabei war es ihm seltsam, als ob er seitwärts neben

sich in der Lichtlosigkeit einen hastigen, halb unterdrückten Atemzug höre.

„Ist jemand hier?“ fragte er unwillkürlich; da schlangen sich plötzlich aus dem Dunkel zwei Arme um seinen Nacken, und Lippen drückten sich heiß und atemlos fest auf die seinigen. Halb betäubt vernahm er das Klopfen eines Herzschlags, fühlte seine Brust jetzt wie von einem Anschwellen weicher Wellen überwogt. Doch nur zwei Sekunden lang, dann stand er allein, und seine Hand griff in die Luft. Ihm kam's vor, als habe eine momentane Traumempfindung ihn überfallen gehabt. Alles um ihn lag in lautloser Stille, nur von den Stufen der Treppe her huschte ihm ein leiser, abwärts verklingender Ton ans Ohr, wie der Schritt, den seine Halluzinationen manchmal in der Schweigsamkeit der Bibliothek draußen zu hören geglaubt.

*

Das Fernrohr war drunten im Park eingetroffen, und der Geheimerat Cellarius erörterte zuvörderst den um ihn her Befindlichen das Prinzip und den eigentümlichen Mechanismus des Spiegelteleskops, dann richtete er dieses gegen den Mond, stellte es zur Benützung

ein, und es wanderte unter Ausrufen des Staunens, des Entzückens und allgemeinsten, tiefgehenden wissenschaftlichen Erkenntnisdranges von Hand zu Hand umher. Nur die oberflächliche Sinnesart Gerta Meseritz' zeigte sich der Miterfassung durch die astronomische Begeisterung unfähig. Sie hatte Gerold Fredeheide mit dem Fernrohr aus dem Schloß zurückkommen gewahrt, und ihr Blick suchte nach ihrer Cousine, doch ebenso vergeblich, wie zuvor derjenige Gerolds es gethan. Dann tönten aus dem Munde des Geheimerats Cellarius das „mare serenitatis", das „mare tranquillitatis" und das „mare fecunditatis" — „die Meeresausbreitungen der Heiterkeit, der Ruhe und der Fruchtbarkeit, meine hochverehrten Anwesenden, wenngleich wir bei dem Mangel einer Atmosphäre auf unserem Trabanten nicht von wirklichen Wasseranhäufungen im Sinn unserer tellurischen Geographie zu reden befugt sind" — diese schätzenswerten Wissensbereicherungen tönten Gerta nur noch im Rücken nach, denn sie wanderte langsam unter dem Hause bis zu einer Stelle entlang, von wo sie zu den Fenstern des Zimmers ihrer Cousine aufzublicken vermochte. Die Scheiben waren lichtlos

dunkel, also befand sich die Gesuchte nicht dort oben. Aber trotzdem hatte sich in Gertas Kopf einmal die Vorstellung eingenistet, Walfrade sei vor einer Weile ins Schloß eingetreten und müsse sich noch drin aufhalten, und umkehrend lenkte sie den Schritt dem Hauptausgang des Gebäudes zu. Bevor sie diesen erreichte, bewährte sich auch ihre divinatorische Annahme, denn die Vermißte kam, allerdings nicht von der Vordertreppe her, sondern aus einer Seitenthür, durch die man direkt zur Bibliothek hinaufsteigen konnte, hervor. Sie stutzte ein wenig zurück, wie sie unvermutet gerade Gerta Meseritz antraf, dann sagte sie rasch:

„Bist Du auch durstig? Ich war's von all dem Mondgefasel um mich her und habe mir die Lippen etwas erquickt.“

„So? Deine Augen scheinen auch mitgetrunken zu haben,“ antwortete Gerta, denn zwischen den Wimpern der jungen Comtesse ließ die Mondhelle einen ungewöhnlichen feuchten Glanz hervorschimmern. „Du weißt, ich bin eine trockene Natur, wohl von der Art der Wüstenkamele und kann den Durst überwinden. Doch wenn Deiner noch nicht hinreichend

gestillt sein sollte, so ist Dir Gelegenheit geboten, Dich in den Meeren der Heiterkeit, Ruhe und Fruchtbarkeit weiter zu erfrischen, die Herrn Fredeheides teleskopisches Verdienst den schmachtenden Lippen drüben aufschließt.“

Walfrade Tannenberg folgte einem Antrieb, ihr Gesicht von der Sprecherin nach der Seite abzuwenden, von der ihr ein leiser, kühlender Luftzug entgegenkam. Halb lachend versetzte sie bei der Kopfdrehung:

„Wirklich? Das muß heiter für das Ohr und fruchtbar für die Phantasie sein. Laß uns zu dem Genuß nicht zu spät kommen!“

Sie hob den Fuß zum Gehen; Gerta ergänzte gleichmütig:

„Du läßt das Meer der Ruhe aus, das mich als das wünschenswerteste bedünkt, um darin Anker zu werfen und zu landen. Ich denke mir dasselbe als einen großen Gesundbrunnen, und daß ein Bad in ihm alle Nervosität beruhigt, von der, glaube ich, manchmal auch zu großes Wärmegefühl und daraus entspringender Durst Anzeichen sind.“

Walfrade erwiderte nichts mehr auf diese lunarisch-sanitätlichen Konjekturen ihrer Cousine, sondern

beschleunigte stumm ihren Gang und mischte sich unter die Mondbetrachtenden ein. Gerta Meseritz dagegen war zu den letzteren mit ebenso geringer astronomischer Wißbegier zurückgekehrt, als sie fortgegangen. Sie verweilte kaum einige Sekunden bei den lehrreichen Demonstrationen und entfernte sich allein wieder, abgelegeneren Wegen des Parkes zu. Dort ging sie außerhalb des bunten Lampenkreises und bald auch des Gesichtsfeldes der jetzt um einen Mittelpunkt näher zusammengerückten Gesellschaft. Sie hatte vorher ein Gleichnis auf sich angewandt, das äußerlich nicht im geringsten mit ihr im Einklang stand, denn ihre zierliche, feine Gestalt besaß gewiß nichts von der eines Kameles, und ebenso bildete der Park um sie her den größten Gegensatz zu einer Wüste. Aber ein tertium comparationis ließ sich vielleicht in der von ihr aufgesuchten Einsamkeit finden, und so mochte ihr trotzdem die Empfindung, wie durch eine Wüste hinzuwandern, nicht unbegreiflich fernab liegen. Außerdem befand Gerta sich entschieden nicht in zufriedenstellendem Gesundheitszustand. Fräulein Martina von Borke hatte es schon bei der Ankunft nicht minder bedauerlich

als berechtigt gesagt, sie sehe nicht gut aus. Andere, die täglich um sie waren, mochten dies nicht so wahrnehmen, aber es ließ sich nicht ableugnen, ihr Aussehen verschlechterte sich wirklich fast von Tag zu Tag. Es mußte sich eine Schädlichkeit in ihr verbergen, gegen die sie ankämpfte, so daß ihr Wesen nichts davon offenbarte, doch über ihre Gesichtsfarbe hatte sie nicht Macht, und diese legte Zeugnis von dem Vorhandensein und Fortschritt des Uebels ab. Und wer sie gegenwärtig gesehen, hätte ihre vorherigen sanitätlichen Bemerkungen als am meisten auf sie passend erkennen müssen. Zweifellos war Gerta Meseritz selbst hochgradig nervös, denn sie preßte im Gehen häufig die beiden Handflächen gegen ihr Gesicht, das hastig zwischen fliegender Hitze und Kälteschauern wechselte. Vermutlich war es für sie am besondersten erwünscht, bald in einen solchen Gesundbrunnen des mare tranquillitatis zu gelangen, den sie Walfrade Tannenberg angeraten.

So ging sie allein mit dem, was ihr die Ruhe beeinträchtigen mochte, und suchte unwillkürlich die tiefst verschatteten Wege auf. Dann sah sie einmal in die Höhe, denn es traf ihr von unweit her ein

menschlicher Sprachklang ans Ohr, und sie gewahrte, daß sie unter die dunklen Ulmen gekommen, welche den pavillonartigen Bau, in dem Schmolk hauste, überdachten. Aus einem mutmaßlich nicht völlig fest angezogenen Fenster klang die Stimme des Försters und gleich darnach diejenige Egenolf Tannenbergs hervor.

Gerta stand im Begriff, vorüberzugehen, als ihr plötzlich die Frage durch den Kopf kreuzte, was ihr Vetter hier allein so Wichtiges mit dem Alten zu besprechen habe, um ihn in seiner Wohnung zu dieser Stunde aufzusuchen und sich von allen Freunden und Kameraden drüben zu entfernen. Und ein dunkler mechanischer Antrieb ließ die Aufhorchende ihren Vorsatz des Weiterwanderns nicht ausführen, sondern ihren Fuß behutsam dem Fenster so weit annähern, daß sie die drinnen gewechselten Worte, allerdings nur halb deutlich, zu verstehen im stande war.

Offenbar hatte die Unterredung schon länger angedauert und drehte sich um einen Gegenstand der für die nächste Nacht beabsichtigten Aufführung. Schmolk sagte:

„In meiner Heimat bei Halberstadt haben wir

auch einen Donnersberg, und da erinnern sich alte Leute noch, wie's ehemals Brauch gewesen, daß der Propst am Johannistag einen Bären am Nasenring herumgeführt hat. Der stellte den Sommer vor, war zum Lachen mit Donnerbartkraut und sonstigem Gewächs bezottelt und mußte possirliche Bocksprünge machen. Verlassen Graf Rolf sich darauf, der Bärenhäuter soll schon das Maul verziehen, daß ihm und anderen die Lust an fernerweitigem Spaß vergeht."

„Das würde allerdings ein köstlicher Spaß sein, Schmolk," antwortete der junge Graf, „für mich und alle Kameraden. Glauben Sie denn wirklich, daß Sie recht gesehen haben? Ich halt's für ganz unmöglich; ist doch noch nicht vorgekommen, daß ein Fasanenhuhn auf den Lockruf — wovon? — von einem Wiesenpieper hört."

Das letzte klang zweifelnd und höchst mißächtlich hingeworfen, doch der Alte entgegnete:

„Ich denke, meine Augen sind noch gut, Graf Rolf, um 'ne Fuchsspur von 'nem Hasen zu unterscheiden und ihm auf die Fährte zu passen, ob bei Sonnenschein oder im Mondlicht. Hatte den Hühnerliebhaber lange im Wind und lauerte ihm auf die

Schliche. Ich scheuch' kein Wild auf, eh' 's mir zu Schuß läuft; wenn's mir aus dem Schnabel gerät, daß meine beiden Guckfenster drüber ins reine gekommen, da können Sie Tannenberg drauf einsetzen, daß es in Richtigkeit oder vielmehr in Unrichtigkeit ist. Einmal läßt Schmolk sich vielleicht von solchem Petz eine Nase drehen, wenn grad ein bißchen viel Grogdampf drin steckt, aber nicht wieder. Und was die Fasanenhennen angeht, wissen Sie, wenn's um die Balzzeit ist, Graf Rolf, da kommt's wohl über sie, daß sie nicht ganz richtig bei Sinnen sind, oder auch etwas zu viel davon haben — na, auf der Spur braucht man ja nicht weiter zu schnüffeln. Das ist Prickeln im Blut in der Jahreszeit und wird durch Eintauchen in kaltes Wasser zur Raison gebracht. Wollen wir also schon kurmäßig besorgen."

Ein Stuhl gab knarrenden Ton; offenbar sagte Egenolf Tannenberg aufstehend:

„Wie denken Sie's denn zu machen und zu beschönigen, Schmolk? Ich muß zur Gesellschaft zurück, man wird mich schon vermissen. Soll's wie aus Irrtum ..."

„Natürlich, aus reinem Versehen in der Dunkelheit

— purer Mißgriff der dummen Lümmel — nachher schrecklich bedauerlich!“ lachte der Alte. „Die Bärengrube will ich schon probat herrichten, da brauchen Sie sich keine Unruhe zu machen.“

„Und mein Vater? Wollen Sie ihm nicht vorher davon ...“

„Besser nicht, Graf Rolf; ist klüger, wie ich den Herrn Grafen kenne, ihn auch ein bißchen mit dem Zwischenstück zu überraschen. Er würde sonst jedenfalls der Geschichte vorher in seiner Art ohne Aufsehen ein End' machen und Ihnen und mir den Spaß verderben. Mich däucht, Sie haben ebenso drauf gepaßt wie ich, drum holt' ich mir Sie her, den Jagdzug mit Ihnen abzureden. Wenn's angeht, können Sie sich ja zum Herrn Vater halten und ihm den Erklärer von dem lustigen Spektakel abgeben.“

Gerta Meseritz mußte sich eilfertig aus der Fensternähe zurückziehen, denn Egenolf Tannenberg verließ jetzt die Behausung des Försters, schritt rasch gerade der Richtung Gertas zu und kam dicht, doch ohne sie wahrzunehmen, an dem Platz vorüber, wo sie sich in den tiefen Schatten eines breiten Ulmenstammes gestellt hatte. Es war ihr nicht möglich

gewesen, alle Worte der Unterredung zu verstehen, und noch weniger, den Sinn derselben deutlich aufzufassen, nur daß die beiden einen Zusatz zu dem Festspiel planten, von dem niemand außer ihnen wußte und wissen sollte. So weit sie den Inhalt des Gesprächs begriffen, handelte es sich um eine Posse mit einem Bären, und die Sache besaß eigentlich gar nichts, weshalb ihre Gemütsstimmung irgendwelchen Anteil daran nehmen konnte. Wahrscheinlich flößte auch lediglich ihre Nervosität ihr eine unbestimmte Unruhe darüber ein, daß gerade ihr Vetter und Schmolk sich zu einer derartigen heimlichen Verabredung zusammengefunden hatten. Wie zuvor setzte Gerta in einsam liegenden Wegen ihr Umherwandern fort, doch die mälich angewachsene Ueberreizung der Nerven, an der sie zweifellos litt, drängte ihr, wie solcher Zustand es mit sich bringt, das Gehörte immer wieder in die Gedanken zurück und ließ sie halb unbewußt darüber nachgrübeln, was die von ihr vernommenen Bruchstücke zu einem verständlichen Zusammenhang an einander fügen möge.

In Wirklichkeit war die Nacht noch nicht gerade weit vorgeschritten, allein in Anbetracht der heutigen

Reiseanstrengung der Gäste und des für morgen abend Bevorstehenden durfte der Aufbruch der Gesellschaft gegenwärtig wohl vernunftgemäßer Erwägung entsprechen. Seine Excellenz Herr von Borke, als der an Jahren und Rangstellung Hervorragendste, erwarb sich das Verdienst, die Anregung und das Beispiel dafür zu geben, indem er sagte:

„Dem Alterspräsidenten steht es wohl zu, Herr Graf, dem Dank unserer zahlreichen Versammlung für die Genüsse dieses Abends Ausdruck zu verleihen und nunmehr die Bitte um die Erlaubnis hinzuzufügen, von der fürstlichen Gastlichkeit Ihres Schlosses Gebrauch machen zu dürfen. Leider bin ich nur mehr im stande, mit einiger veränderter Beziehung das horazische Wort auf mich zur Anwendung zu bringen: ‚Nunc decet viridi nitidum caput impedire myrto,‘ indem ich für mein allerdings glänzendes Haupt statt der grünen Myrte das schneeige Kissen des Ruhelagers interpoliren muß, das Ihre Güte uns bereitet hat.“

Der Sprecher lüftete mit einem humoristischen Lächeln den Hut von seinem beinahe völlig haarentblößten Kopf; aus seiner Umgebung tönte ein

Gemurmel: „Wie geistvoll!“ — „Welch graziöse Scherzanwendung eines klassischen Wortes!“ Und Graf Tannenberg erwiderte:

„Wenn auch nicht die Myrte der Jugend, Excellenz, so schmückt ein solches nitidum caput doch unsichtbar stets ein wertvolleres Laubgrün, mit welchem die Dankbarkeit der Mitwelt den schöpferischen Boden desselben bekränzt.“

„Für geringes Verdienst, sehr geringes, lieber Herr Graf,“ lächelte Seine Excellenz, „doch es tröstet über das Gefühl der Unwürdigkeit solcher Anerkennung gegenüber der Spruch: ‚In magnis et voluisse sat est‘ —“

Die Gesellschaft hatte sich dem Schloß zu in Bewegung gesetzt, und der gräfliche Hausherr geleitete wiederum seine beiden höchstgestellten Gäste bis an die Thür ihrer Gemächer empor. Es dauerte indes natürlich ziemlich lange, bis die nachfolgende Gesamtheit sich unter einander verabschiedet hatte; Gerta Meseritz war jetzt hieher zurückgekommen und bewegte sich zwischen dem Stimmengesumme von Gutenachtwünschen und galanten Komplimenten hin und her. Ihre Augen suchten nach etwas, das sie jedoch

ersichtlich nicht fanden. Dann fiel ihr Blick auf einen von einer marmornen Gartentischplatte glitzernden Gegenstand; es war das dorthin aus der Hand gelegte Spiegelteleskop. Und Gerta trat hinzu, nahm es auf und fing nun verspätet ihrerseits an, den Mond durch das Fernrohr zu betrachten. Doch augenscheinlich nicht aus nachträglich erwachtem Interesse an den maribus serenitatis und tranquillitatis, sondern ein leichtes Zittern des Rohres verriet, daß sie eher durch ihre Beschäftigung eine bis in ihre Fingerspitzen fortgesetzte nervöse Unruhe zu bewältigen suchte. Allgemach ward es jetzt still und leer um sie, doch sie stand noch immer auf dem nämlichen Fleck, fast als ob sie sich die Aufgabe gestellt, das Teleskop zu bewachen, bis es von jemandem in Sicherheit gebracht werde. Aber niemand kam, um es zu holen, und nach einer Weile drehte Gerta sich unverkennbar mit einem plötzlichen Entschluß und trug selbst das Sehrohr dem Schloß zu. Unter diesem warf sie einen Blick nach den Fenstern Gerold Fredeheides empor, wie sie es vor einer Stunde einmal nach denen Walfrades gethan. Die letzteren hatten damals kein Licht gezeigt, und ebenso lagen auch

jetzt die ersteren noch unerhellt. Das schien den Schritt Gertas zu beschleunigen; wenigstens eilte sie hurtiger als bisher weiter und die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf.

Gerold Fredeheide hatte noch nicht das Ruhebedürfnis der tagesmüden Reisegesellschaft. Für ihn lag in Wirklichkeit voll empfunden eine „mondbeglänzte Zaubernacht“ über der Erde, und überfüllte ihm Sinn und Herz mit einem trunkenen Gefühl. Seitdem er mit dem Teleskop von der Bibliothek zurückgekommen, ging unter ihm, wo er schritt und stand, der Boden leise auf und ab, und vor seinen Augen hing es über allem um ihn her wie mit einem Gitternetz feiner, glanzziehender Goldfäden. Alles besaß nicht mehr die Farben und Umrisse der realen Welt, sondern eine ideale hatte ihr schimmerndes Lichtgewebe drüber gebreitet und war Wirklichkeit, kein Traumgebilde der Sehnsucht. Und von seiner schöpferischen Macht war es ausgeflossen, er hatte diese Welt zu einem Asyl des Märchenparadieses umgewandelt, die wundersame Fee als Herrscherin darin auf den Thron gehoben.

Vor seinen zurückschweifenden Gedanken baute es

sich auf: er stand an dem Ziel, nach dem seine kühne Novellenerfindung ihm als erste Stufe gedient. Sie hatte dem Hochmut der Gräfin Waltrud von Montfort noch größeren Stolz entgegenzuhalten, dieselbe durch scheinbare Mißachtung aus ihrer kalten Ruhe in eine Erregung zu setzen getrachtet. So entlegen Zeit und Schauplatz, so phantastisch die Handlung der Novelle gewesen und so gut er sich selbst in dieser verkleidet gehabt, hatten doch ihre hochfahrenden Aeußerungen an dem Abend ihm kundgegeben, daß sie deutlich erkannt, wer sich unter Neidhart Zumsteg und der Gräfin Waltrud verbarg. Dann hatte er einmal aus der Ferne einen Blick ihrer dunklen Augensterne aufgefangen, blitzeskurz nur, von zorniger Abweisung, doch damit zugleich von jener innern Erregung sprechend, die er bezweckt, die zum erstenmal unter der eisigkühlen Hülle ihres Aeußern aufweckbares Leben verriet. Und wenn Neidhart Zumsteg heut — oder morgen — Asylrecht bei ihr begehrte, war er der Antwort gewiß, die ihre Lippen geben würden, ihm schon ungefragt selbst gegeben hatten.

Er wollte es sich von ihr erbitten und so, wie

er es sich von Anbeginn gedacht. Nicht heimlich unter vier Augen, sondern offen vor dem Blick und Gehör der realen Welt, gegen die er in den Kampf gezogen, vor der sie ihn mit dem Siegespreise krönte. Taumelnd überstürzten sich die Gedanken in seinem Kopf, wie er jetzt um Mitternacht dem Schloß zuging.

Wie war er nur darauf verfallen, am Schluß Neidhart Zumsteg plötzlich erkennen zu lassen, daß er die kleine Mechthild Schirlitz immer geliebt habe? Er hatte sie doch lediglich für seinen Hauptzweck erfunden, ihrer als einer Nebenperson zur Verschlingung der Novelle bedurft, und Walfrade Tannenberg hatte einmal mit richtigem Verständnis bemerkt, der Ausgang des Ganzen scheine ihr ursprünglich anders beabsichtigt gewesen und der Natur und Sinnesart des Helden widersprechend zu sein.

Da kam's dem jungen Autor, daß er halb vor sich hinlachen mußte. Er war allerdings Neidhart Zumsteg und doch auch wieder nicht. Sein eigenes Geschöpf war ihm unvermerkt über den Kopf und über das Herz gewachsen und hatte, sich selbst und dem Dichter unbewußt, langsam Liebe für Mechthild

Schirlitz in sich herangereift. Die Liebe der kleinen Linnenweberstochter war nur bestimmt gewesen, dem künstlerischen Zweck zu dienen, die Uebergewalt Waltruds von Montfort glänzend hervortreten zu lassen. Aber in dem entscheidenden Augenblick hatte Neidhart nicht nur scheinbar der Tendenz der Novelle gemäß gegen seinen innern Antrieb gehandelt, sondern sich in Wirklichkeit von seinem Schöpfer unabhängig gemacht, um selbständig einem jählings in ihm verständlich erwachenden Herzschlag zu folgen. Er erkannte, die Gräfin Waltrud sei doch nur ein wundersam schönes Marmorbild, im Moment von trotzigem Selbstwillen, vielleicht mit aufflackernder Leidenschaft gemischt, fortgerissen — aus Mechthild Schirlitz' Augen dagegen durchleuchte und durchwärme ihn bis jetzt verhehlte wahre, opferfreudige Liebe bis ins tiefste Herz glückverheißend hinein — und selbst wenn der Autor andern Abschluß gewollt, hätte Neidhart Zumsteg sich ihm widersetzt und die offenbarte Liebe Mechthilds mit Gegenliebe erwidern müssen.

Es war höchst wunderlich, wie Gerold zum erstenmal dies Gefühl kam, daß er eigentlich nicht Herr über seine Geschöpfe gewesen, sondern wider Wissen

und Willen von ihnen gelenkt worden sei. Dies ganze Kreisen in seinem Kopf mochte auch einer Art geistiger Halluzination entspringen, von den hastigen Blutwellen seines Pulses hervorgerufen und von dem phantastischen Zauber der Mondnacht genährt. Er fühlte, so klar man zu denken und zu empfinden glaube, könnten Haupt und Herz trotzdem noch etwas Unverstandenes, erst plötzlich einmal Erfaßtes in sich tragen, wie das magisch verwebende Mondlicht die Dinge den Augen anders erscheinen ließ, als die unmittelbare Nähe sie dem prüfend scharf darauf gerichteten Blick umgestaltete. So gelangte er gegen das Haus zurück, an dem Marmortisch vorüber, auf welchem er zuletzt sein Spiegelteleskop liegen gesehen. Es hatte ihm manche gute Dienste als Bundesgenosse geleistet und ein — gleichfalls kaum bewußter — Dankbarkeitstrieb ihm den Fuß hieher geführt, um das Fernrohr mit sich zu nehmen, um dasselbe vor der Schädlichkeit des Nachttaus zu behüten. Doch lag es nicht mehr dort; jemand anders mußte schon die Obsorge dafür übernommen haben, und Gerold begab sich in das schlafstill gewordene Schloß hinein. Er war jetzt auch schön ermüdet, zündete auf seinem

Zimmer Licht an und begann rasch sich auszukleiden. Dabei zog ihm etwas vom Tisch herüber einen blendenden Strahlenreflex ins Auge; wie er hinzutrat, entstammte dieser einem der Spiegel des Teleskops, der die Kerzenflammen auffing und blitzartig funkelnd zurückwarf. Gerold sah einen Moment verwundert darauf. Wer mochte das Rohr hieher gebracht haben? Doch ihm kam gleich die Antwort: vermutlich Slawendorf. Jedenfalls — wer sonst?

Nun erst gewahrte er, daß daneben ein Briefcouvert lag. Er nahm es ans Licht, die Adresse richtete es an ihn, aber mit einer ihm unbekannten, wie es den Anschein regte, verstellten Handschrift. Auch das Blatt, das er draus hervorzog, wies die nämliche; es enthielt nur ein paar Zeilen:

„Der Leser wird gewarnt, Schmolk nicht zu trauen und sich morgen vor einem etwaigen Anschlag desselben in acht zu nehmen. Es könnte ihm sonst ähnlich wie Neidhart Zumsteg ergehen.“

Das Blatt mit der fremden, offenbar unkenntlich gemachten Handschrift sah Gerold Fredeheide rätselhaft an. Was bedeutete die Warnung und von wem kam sie? Zweifellos war sie mit dem Teleskop

hieher gelegt, also auch durch Emich von Slawendorf. Allein dieser hatte die Asylrechtsnovelle nicht gelesen. Freilich kannte er den Inhalt dennoch; es war in den letzten Wochen öfter darüber gesprochen worden.

Oder stammte das Blättchen doch aus anderer Hand? Ueber die Sinne Gerolds kam es wieder mit einer Halluzination, daß er einen Rosenduft im Zimmer zu empfinden glaubte, den er ein paar Herzschläge lang heut abend in der Finsternis auf dem Vorraum der Bibliothek berauschend eingeatmet hatte. Unwillkürlich blickte er in die dunklen Winkel seines großen Zimmers, ob ihm von dort etwas — irgend etwas — sich lautlos verborgen Haltendes entgegenschimmere . . .

Das war Tollheit, eine wahnwitzige Ausgeburt der Phantasie; aber das Dunkel und die Stille erregten ihm seit einigen Stunden die Einbildung mit fiebernder Ueberschwang. Er löschte sein Licht, nahm das Briefblatt und streckte sich, es an die Lippen drückend, auf sein Lager. So hörte er, nachsinnend, noch mehrmals die Schloßuhr schlagen, doch allmälich wurden seine Gedanken verworren und er fühlte sie von Traumvorstellungen durchkreuzt. Allein auch in

diesen strebte er einem Verständnis der seltsamen Warnungszeilen weiter nach, und die traumbefangenen Sinne führten ihm dazwischen phantastisch wechselnde Bilder vorüber.

*

Als Gerold Fredeheide am Morgen aufwachte, hatte die halb durchdachte, halb durchträumte Nacht ein absonderes Werk in seinem Kopf vollbracht und ohne sein deutlich wissendes Zuthun darin fertig gestellt. Die Sonnenwendtagssonne fiel durch hohe, leise vom Windhauch bewegte Parkbaumwipfel her in seine Fenster und warf ein lebendig durch einander tanzendes Geflimmer von Goldfunken und kleinen Schatten über die Decke und die Wände seines Zimmers. Darauf blickte der junge Poet noch eine Weile mit weit offenen Augen hin, und seine lebhafte Phantasie malte ihm auf den Goldgrund ein völlig anders geartetes Bild, das einer Mondnacht, durch die ein Schlitten über weiße Schneefläche dahin flog. Ein als Bär vermummter Kutscher saß auf dem Rücksitz, vor ihm eine weibliche, in Pelzwerk eingehüllte Gestalt. Da krachte und knatterte plötzlich — auch das Ohr Gerolds hörte es deutlich — Eis unter den

Pferdehufen, und alles verschwand in einem Gemenge. Nur trug der Bär jetzt drüben eine Bürde auf den Armen über das Schneefeld davon.

Dann nickte der Erwachte lächelnd dem Sonnengeringel zu und sprang auf. Wie das Ueberbleibsel eines Traumgepräges der Nacht glänzte eine phantastische Idee aus seinem Blick, während er sich hurtig ankleidete. Sobald er sein Zimmer verlassen, nahm ihn der von Stunde zu Stunde höher anschwellende Strom des lauten Lebens auf, das heut schon am frühen Vormittag Schloß und Park füllte. Mit dem Vorschreiten des Tages verdoppelte und verdreifachte sich die Zahl der gestern eingetroffenen Gäste. Tannenberg erschien mehr der festlichen Sommerresidenz eines fürstlichen Hoflagers als dem Wohnsitz eines reichen aristokratischen Privatmannes gleich. Doch alle Erfordernisse für die gewaltige Anhäufung der Geladenen waren sorglich beschafft, auch die Dienerschaft mindestens um das Vierfache vermehrt worden; das späte, in mehreren Sälen stattfindende Diner verlief auf glänzendste Weise, und Graf Gunther trug eine höchst befriedigte Miene zur Schau. Der ungeheure Kreis hatte keine Bekanntmachung

aller Eingetroffenen unter einander durch die Wirte ermöglicht, doch konnte jeder von dem andern überzeugt sein, derselbe gehöre einer Auswahl der besten Gesellschaft an, und wenigstens unter der zahlreichen Jugend befand sich außer Gerold Fredeheide kein zweiter Nichtträger eines adeligen Namens. Selbstverständlich bildete Walfrade Tannenberg unablässig einen Mittelpunkt, den ein Andrang kavaliergemäßer Bewunderung, Dienstleistungen, Komplimente und Galanterie gleichsam wie eine Wagenburg umschloß, und ihre wechselnd-ständige weibliche Geleitschaft machte den Eindruck eines um eine junge Souveränin versammelten Gefolges von Hofdamen. Sie war, wie ihre hausfrauliche Repräsentationspflicht es von ihr heischte, beredt, artig, geistvoll; aber schärfere Beobachtung hätte manchmal herausgefunden, daß ihre Gedanken nicht bei ihren Worten seien. Die ersteren mochten sich wohl naturgemäß auf ihre abendliche Rolle voraufwenden, und bevor die Dämmerung herannahte, sprach sie auch aus, daß sie auf jene bedacht sein müsse, und verabschiedete sich, um sich in ihre Zimmer zu begeben. Gerold Fredeheide hatte sich den ganzen Tag hindurch keine Gelegenheit

geboten, ein Wort mit ihr auszutauschen; er hatte selbst indes auch nicht nach einer solchen in der sie stets umringenden Menge getrachtet. Jetzt brachte der Zufall oder vielmehr die von ihr eingeschlagene Wegrichtung sie an der Stelle vorüber, wo er gerade vereinzelt stand, und kurz den Fuß vor ihm anhaltend, sagte sie:

„Sie müssen auch wohl bald an Ihr Kostüm denken. Ich bin gespannt darauf, doch ich werde den jungen Riesen, der mich zu befreien kommt, sogleich erkennen, wie er sich auch vermummt haben mag. Andere Augen kann er nicht anlegen, und Mond und Fackeln werden sie mir zeigen. Aber selbst wenn beide nicht leuchteten und die Nacht schwarz wäre wie . . .“

Walfrade Tannenberg brach, ohne einen Vergleich hinzuzusetzen und ohne überhaupt weiter zu sprechen, ab, nur um ihre noch wie zum Fortreden halb geöffneten Lippen ging ein eigentümlich aufschwellendes Lächeln, zwischen dem ihre Zähne mit einem weißen, feuchten Glanz vorschimmerten, und ihr Blick tauchte sich einen Moment in die Augen Gerolds ein. Dieser flüsterte, halb der Besinnung beraubt, rasch:

„Auf Wiedersehen, Walfrade, Kaiserstochter — wird sie mich wirklich erkennen?“

Und sie nickte hastig und eilte dem Schloß zu.

Der Zurückbleibende stand noch und sah ihrer stolzen, schlanken Gestalt nach, als ein Diener an ihn herantrat und ausrichtete, der Förster Schmolk lasse Herrn Fredeheide dringend bitten, daß derselbe auf den Donnersberg hinauskommen möge, da er sich in einigen wichtigen Vorbereitungen und Anordnungen für das Festspiel nicht zu raten wisse. Der Angesprochene fuhr aus seinen völlig anderen Gedankenkreisen auf und blickte den Ueberbringer der Meldung fragend an. Ihm entflog:

„Was will er von mir?“

Die halb vergessene rätselhafte Warnung von gestern abend stand ihm plötzlich im Gedächtnis, doch zugleich auch der ihm über Nacht zur Ausbildung gediehene Vorsatz, sich selbst darüber zu vergewissern, was für feindliche Absicht Schmolk gegen ihn im Schild führe. Er wußte, daß er sich vor etwas in acht zu nehmen hatte, und so lag ein Reiz darin, den Spieß umzuwenden und mit treuherzig unbefangener Miene selbst dem Alten irgend einen

ausgeheckten Schabernack zu vereiteln. Sein lebhaft kreisendes Blut versetzte ihn in die vollste Laune dazu; er erwiderte, daß er komme, und machte sich gleich nachher auf den Weg.

Doch im Grund war es nicht Spaßlust, die ihn trieb, sondern der Drang zur Ergründung einer gewichtigeren Frage, über die er wachend und träumend nachgedacht. Er erinnerte sich, daß Gerta Meseritz ihm einmal gesagt, Schmolk habe es nicht gut auf ihn stehen, aber daß der Förster es deshalb auf eigene Hand wagen solle, einem Gaste des Schlosses irgend etwas anzuthun, war nicht anzunehmen. Schmolk mußte Hilfsgenossen besitzen, deren Auftrag er ausführen wollte, hinter die er sich später zurückziehen konnte, und Gerold sann im Gehen darüber, wer jene sein möchten. Ein Zusammenhang des geplanten Vorhabens mit seiner Stellung zu Walfrade Tannenberg erschien ihm zweifellos, und so weh es ihm that, mußte er seinen Verdacht auf Emich von Slawendorf werfen. In irgend einer Weise beabsichtigte dieser bei der heutigen Aufführung seinen glücklicheren Mitbewerber aus dem Sattel zu heben, und vielleicht, wahrscheinlich sogar,

war Slawendorfs „gute Freundin“, Gerta Meseritz, mit an dem Komplot beteiligt. Sie hatte allerdings an dem Abend die Führerinrolle zu den nachgeahmten Klostertrümmern von Isny übernommen, aber sie verbarg offenbar mühsam etwas Verschwiegenes, eine Feindseligkeit in sich, die Gerold deutlich empfand, und hatte sich mutmaßlich nur in das Vertrauen ihrer Cousine eingedrängt, um über das heimlich fortgeschrittene Verhältnis derselben zu ihm Gewißheit zu erlangen. Das waren also die Bundesgenossen oder vielmehr Anstifter Schmolks, wie die Nacht es in Gerold Fredeheides Kopf klar auseinandergelegt, und es handelte sich jetzt für ihn in der That um den Kampf mit der realen Welt der Eifersucht und ihr heimtückisch beigesellter Hinterlist. Doch er konnte ruhig gegen sie in die Schranken treten, sie wußten nicht, welche mächtige ideale Bundesgenossin auf seiner Seite stand.

In diesen Gedanken langte er bei einbrechender Dämmerung auf dem Donnersberg an. Hier war auf der ebenen Hochfläche desselben alles bereits fertig hergerichtet, Bankreihen und Stühle für die Zuschauer standen aufgestellt; den ganzen Bühnenraum

umgab ein Kranz von hohen, in den Boden eingerammten Pechpfannen und Fackelgestellen, die im Verein mit dem zu erwartenden Mond ein taghelles, phantastisches Licht über die Darstellungen ausgießen mußten. Doch wimmelte es überall noch von beschäftigten Arbeitern, deren einer Gerold auf seine Frage nach Schmolk zu der Stelle brachte, auf welcher dieser sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es befand sich auf einem dem Ankömmling wohlbekannten Platz, nämlich unter dem Vordach der Wildsalzlecke, das dem jungen Märchenimprovisator und Walfrade Tannenberg bei dem kurzen Gewitter zur Schutzunterkunft gedient. Nur sah es rundumher gegenwärtig höchst verändert aus. Der Boden lag und stand ringshin mit Bühnenrequisiten mannigfaltigster Art und rohen, groteskesten Kostümen, Fellen, Kobold- und Tiermasken für den Mummenschanz bedeckt, der auf das Aufgebot König Ruothers mit heranziehen sollte. Die Dörfler der Herrschaft waren seit langen Jahren unter Schmolks Leitung an solche Sonnenwendnachtsaufzüge gewöhnt, hatten einen großen Teil schon vorhandener wunderlicher und ungeheuerlicher Aufputzstücke mitgebracht und

harrten, teilweise mit neu hinzubeschafften, durch den Förster ausgerüstet zu werden. Der letztere stand, als Fredeheide eintraf, im letzten Zwielicht an einem augenscheinlich mit zur Benützung bestimmten großen Holzkasten, der an der Vorderseite statt der festen Wand eiserne Gittertrallen besaß, und prüfte den Verschluß einer rückwärts daran befindlichen Thür. Nun zog der Alte respektvoll seinen Hut und begrüßte Gerold mit hocherfreuter Miene. Dieser erwiderte den Gruß ebenfalls aufs artigste:

„Sie haben meine Anwesenheit gewünscht, Herr Schmolk?"

„Ja, entschuldigen der Herr Oberinspektor geneigtest, aber wir können allein mit der Sache nicht recht in Ordnung kommen."

„Womit nicht — mit dem Kasten da?" fragte Gerold.

„Nein, damit ist's ganz in Richtigkeit, das ist nur 'ne Handwerkssache. Aber hier fehlt's!"

Schmolk tippte sich mit dem Finger bedauerlich gegen die Stirn, und Fredeheide machte ein teilnahmsvolles Gesicht.

„Wirklich? Ich glaube, Sie sind zu bescheiden,

Herr Schmolk; das ist eigentlich auch ein Fehler. Aber ich bin natürlich gern bereit, wenn ich nützlich sein kann. Wozu soll denn der Gitterkasten und was ist's?"

Der Alte antwortete geringschätzig:

„So ein altes Stück Ding; wir haben 'mal ein paar Füchse drin eingesperrt gehalten, die sich im Fußeisen gefangen hatten. Es sah possirlich aus, wenn sie über einander herumsprangen und mit den Schnauzen durch die Trallen schnüffelten. Ich bin auf den Gedanken gekommen, für den Zug als Geschenk am kaiserlichen Hof wieder ein Paar — zwei Buben aus dem Dorf — hineinzustecken, die wir dann nachher loslassen. Das besorgen wir schon selber, aber wenn der Herr Fredeheide mir nochmal Ihre Vorschrift wegen der Reihenfolge und wie alles sich aufstellen soll, wiederholen wollten ... mein Kopf ist so alt und vergeßlich — darf ich den gnädigen Herrn bitten, hier Platz zu nehmen?"

Schmolks Kopf war in der That offenbar augenblicklich so von allen ihm bevorstehenden Pflichten erfüllt, daß er Gerold Fredeheide sogar eine diesem nicht zukommende Anrede beilegte. Gleichzeitig rückte

er einen Feldstuhl unter dem Schutzdach an einen aus Brettern aufgeschlagenen Tisch, setzte sich, als Gerold sich niedergelassen, gleichfalls und sagte, die Hand nach etwas streckend, das die Dunkelheit nur noch eben als eine Flasche unterscheiden ließ:

„Ich muß mir das Gehirn erst ein bißchen klar machen — darf ich dem Herrn Schauspieldirektor auch ein Glas einschenken? Es thut immer gut, sich vorher 'mal zu stärken."

Er füllte zwei bereitstehende Gläser aus der Flasche an, und Gerold kam jetzt plötzlich die Erkenntnis, daß Schmolk die Absicht verfolge, ihn in Betrunkenheit zu versetzen, damit er nicht an der Aufführung teilnehmen solle. Der Geruch des Glasinhalts überzeugte ihn auch sogleich von der Richtigkeit seiner Vermutung. Es war unverkennbar ein äußerst stark alkoholartiges Getränk, und der Alte sagte nun:

„Ein bißchen bitter, aber zuträglich; 's ist ein Magenschnaps, den ich alle Jahre selber aus Walnüssen mache. Darf ich um die Vergunst bitten, mit dem gnädigen Herrn auf gutes Gelingen heut abend anstoßen zu dürfen?"

Gerold hätte beinahe entgegnet: „Ja, auf das Gelingen Ihres saubern Plans, alter Lutenesel!“ Er verschluckte es indes und setzte sein Glas an den Mund. Der Schnaps war allerdings von großer Bitterkeit, doch nicht unangenehm und der halbe Inhalt des kleinen Gefässes konnte jedenfalls keine berauschende Wirkung üben. Mehr beschloß der Trinkende unter keinen Umständen über die Lippen zu bringen, und er schüttete unvermerkt den Rest unter den Tisch. Sichtlich hatte der Förster auch nur darauf gewartet, ihm wieder einschenken zu können, denn er that dies sofort mit der Frage:

„Nicht wahr, er ist gut, und hilft denken und behalten!“ Und er begann sein Informationsanliegen in Betreff des Aufzugs auseinanderzusetzen.

Gerold antwortete, indem er die einschlägigen Weisungen erteilte, und harrte im stillen eines geeigneten Moments, in welchem er den Alten mit der plötzlichen Forderung erschrecken und überrumpeln könne, ihm zu gestehen, von wem derselbe beauftragt worden sei, ihn trunken zu machen. Doch bot sich die günstige Gelegenheit noch nicht, und auch etwas anderes drängte sich ihm dazwischen. Der

Ort, an dem er sich befand, berührte und umfing ihn wundersam. Hier hatte er mit Walfrade gesessen und ihr aus dem Stegreif sein Märchen erzählt, und ihr Bild aus jener Stunde stieg lebendig vor ihm auf. Nicht in der Phantasie, sondern er sah es vor seinen wirklichen Augen, nun deutlicher, nun unter einem nebelnden Schleier leise verschwimmend. Es breitete einen lieblich traumhaften Zustand um ihn und über ihn, in welchem er sich, heimlich lächelnd, bewußt war, Hunold Luteneſel gegenüber zu sitzen, die arglistigen Pläne desselben genau zu durchschauen und klug zu vereiteln, denn er schüttete stets wieder den Inhalt seines Glases zu Boden. Dann losch einmal das Bild Walfrades völlig aus, und ihm kam zum Bewußtsein, es sei natürlich fort, denn seine Wimpern seien einen Augenblick drüber gefallen. Die Stimme des Alten klang, um Belehrung ersuchend, durch die Dunkelheit vor ihm fort, doch er mußte wohl auf eine Frage keine Antwort gegeben haben, denn nun sagte Schmolk:

„Ihnen ist's doch nicht unwohl, Herr Fredeheide?"

„Nein, durchaus nicht," erwiderte er, „sehr wohl, nur ein wenig in den Augen . . ."

„Sind wohl ein bißchen schnell den Berg heraufgelaufen, da erfrischt etwas Kühles rasch wieder."

Gerold hörte den Förster aufstehen, doch sonderbar, als thue dieser es in weiter Ferne, und darnach fühlte er etwas Naßkühlendes an seinem Gesicht. Ein scharfer, strenger Geruch ging davon aus, doch übte es die köstliche Wirkung, daß Walfrade Tannenberg jetzt wieder in ihrer ganzen wundervollen Schönheit drüben auf der Bank unter dem Schutzdach dasaß. Um sie her rauschte der Regen nieder, und glänzende Tropfenfäden spannen sich von der Bretterdecke herunter. Der Kopf Gerold Fredeheides lag zurückgeneigt, und ihn stützend, über ihn gebeugt, stand der treuherzig besorgte Schmolk, der es für diesen Zustand am dienlichsten achtete, dem halb Bewußtlosen einen mit Chloroform getränkten Schwamm unter die Nase zu halten, wie er zuvor aus seiner wohlbestellten Hausapotheke „für Mensch und Vieh" den zuträglichen bittern Magenschnaps in dem Glase Gerold Fredeheides mit einem kleinen Morphiumpulver verbessert gehabt hatte.

*

Nun war der Zeitpunkt eingetreten, daß die große Schloßgesellschaft sich nach dem Donnersberg in Bewegung setzte. Alle, welche als handelnde Personen an der Aufführung beteiligt waren — eine beträchtliche Anzahl jüngerer Damen und Herren von den adeligen Gütern der näheren Umgebung gehörte dazu — hatten sich schon seit einer Weile voraus auf den Festplatz begeben, und gemächlich rückte jetzt der lange Zug der als Zuschauer eintreffenden Gäste nach. Diener führten und geleiteten ihn mit brennenden Fackeln, doch waren diese durchaus unnötig, denn der Vollmond hatte sich schon weit über den Horizont erhoben und erhellte das Thal fast mit Tagesklarheit. Der Himmel hätte kein festlicheres Gewand anzulegen vermocht; die Nacht lag ohne den leisesten kühlen Anhauch über den schweigsamen dunklen Waldlehnen umher. Nur wo die vornehme Karawane, von oben gesehen, wie ein Ameisenwanderzug auf der weißen Straße daher kam, erfüllte sich die warme Luft mit lachenden Tönen, allgemeinem Gemurmel und deutlicher draus hervorklingenden Worten. Man überschritt die Boberbrücke und begann bald auf äußerst bequem geschlängeltem Weg zum Donnersberg

hinanzusteigen; die ganze Entfernung bis ans Ziel betrug auch für das bedächtig wandelnde, vorgerückte Lebensalter kaum mehr als eine halbe Stunde. Ungefähr in der Mitte des sanft gehobenen Pfades sprudelte aus einer grün überwucherten Gesteinwand ein kleiner heller Wasserquell in eine ihn auffangende elegante Granitschale herunter, und von der letzteren her tönte einmal zu den Nachfolgenden die Stimme Seiner Excellenz Herrn von Vorkes zurück:

„Hier würde Horaz gleichfalls singen können:

‚O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero non sine floribus —‘“

und der bewundernde Beifall, den alle Hörer dieser schönen und geistvollen Anwendung eines klassischen Dichterwortes auf die Gegenwart spendeten, zeigte, in wie empfänglicher Gemütserhebung die Weiterschreitenden für die von ihnen erharrten poetischen Eindrücke seien. Dann brach ihren Augen roter Glanz aus dem sich lichtenden Tannenwald entgegen. Sie hatten die Höhe erreicht und hielten auf dem von lodernden Pechpfannen und Fackeln umkränzten Platz an. Einstimmige Begeisterung über das herrliche, von wahrhafter künstlerischer Weihe redende

„scenische Arrangement“ floß von den Lippen der sich allmälich nach Rang und Würde auf den Sitzen Niederlassenden, die ein mehr als hundertköpfiges Publikum bildeten. Alle waren aufs vollkommenste „literarisch-mythologisch versirt“, von der Doppelbedeutung der zu erwartenden Vorgänge genau unterrichtet, und auch das Schauspiel nahm mit pünktlicher Genauigkeit sogleich seinen Anfang. Unter mächtigen Hörnerrufen kam aus einer Buschcoulisse König Ruother mit seinem Gefolge hervor. Er saß in reicher glimmernder Rüstung auf schwer gepanzertem Pferd; das aufgeschlagene Visir zeigte die Züge Emich von Slawendorfs. Ein Dutzend anderer Reiter hielt um ihn, und mit kräftigen, wohllautenden Versen aus der Feder Gerold Fredeheides sprach er seine Absicht, auszuziehen, um seine in Konstantinopel gefangen gehaltenen Boten zu befreien und selbst um die Hand der Kaiserstochter zu werben. In ausnehmend kunstvoller und geschickter, durch Gleichnisse vermittelter Weise klangen aus den Reden die Sonnenwendnachtsbeziehungen hervor, welche Ruother als ein Abbild Wotans kennzeichneten, der die sieben Wintermonate aus ihrem Kerker zu erlösen und sich

mit der in ihrem höchsten Stand befindlichen Sommersonne zu vermählen trachte. Nach allen vier Windrichtungen erschallten nun wieder langgezogene Hornstöße und riefen die Mannen und Hilfsgenossen des Königs herbei. Ein buntes Bild entwickelte sich, das nach und nach fast den ganzen Bühnenraum ausfüllte. Die Riesen unter der Führung Asprians kamen in gigantischer Gestalt, fellbekleidet und keulenbewaffnet, Recken und Ritter strömten zu, Haufen närrisch ausstaffirter Knechte, mit tölpelhaft begeisterten Mienen Heuzinken und Dreschflegel schwingend, umschlossen als komisch wirkende Elemente den sich zum Aufbruch ordnenden Zug. Dieser setzte sich, von Becken- und Paukenschlägern eröffnet, in Bewegung, defilirte im Rundbogen an den Zuschauern vorüber und verschwand langsam wieder auf einem der durch den umgürtenden Wald gelichteten Forstwege.

Allgemeinster Beifall belohnte den in der That vortrefflich und charakteristisch gelungenen Aufzug. Man tauschte feine, Verständnis der erforderlichen zwiefachen Auffassung kundgebende Bemerkungen aus, die nähere und selbst weitere Umgebung des wirklichen Geheimerats Waterlos genoß den Vorzug außer-

ordentlich lehrreicher Auseinandersetzungen über die Nachwirkungen der nordischen Mythologie auf die Ideenkreise der mittelalterlichen Romantik. Vielfache Dienerthätigkeit hatte inzwischen eine Anzahl hoher spanischer Wände aneinandergereiht, und als diese nach Ablauf einiger Minuten wieder entfernt wurden, offenbarte sich ein Anblick, der mit Recht hundertstimmigen Laut der Bewunderung hervorrief. Die Scene stellte jetzt den kaiserlichen Hof zu Konstantinopel dar. Auf goldenem Thron saß Graf Gunther als Kaiser Konstantin, neben ihm in purpurbedecktem Armsessel Walfrade als seine Tochter, an deren Sitz Herlint, die vertraute Freundin der letzteren, gelehnt stand und Gerta Meseritz' Züge wies. Hofgeleit von Damen und Herren umgab die drei Hauptpersonen, byzantinische Pracht, mit der vorherigen germanisch rauhen Wildheit des Zugs König Ruothers in wirksamstem Gegensatz, überfloß das eine Weile unbeweglich verharrende lebende Bild. In der vereinten Leuchtkraft des Mond- und Fackellichtes funkelte es von Geschmeide und dem Farbenreichtum orientalischer Kostüme, doch mußte die Kaiserstochter vor allem jeden Blick auf sich ziehen. Ein Ueberbieten ihrer

weiblichen Jugendschönheit erschien nicht denkbar. Sie trug auf den schwarzen Haarwellen ein blitzendes, sichtlich aus echten Steinen bestehendes Diamantdiadem, ein Gewand aus schwerer, sonnenhaft gelber Seide floß von ihren entblößten Schultern und symbolisirte sie als Verkörperung der Hochsommersonne. Das Kleid erregte den täuschenden Eindruck, Strahlen zu werfen, und wurde in seinem weichen, lockeren Wurf über den Hüften leicht von einem rubinbesetzten Goldgürtel zusammengeschürzt. Herlint nahm sich daneben um sehr viel weniger glanzvoll aus, ungefähr im gleichen Verhältnis, in dem die Antlitzschönheit Gerta Meseritz' zu der Walfrade Tannenbergs stand. Sie hatte die letztere wie die übrigen Darsteller durch die Einfachheit der von ihr gewählten Kleidung fast unerfreulich überrascht, doch beim Eintreffen auf dem Bühnenplatz eine Aenderung für nicht mehr möglich erklärt. So stach sie in einem leichten, ihr selbst angehörigen hellgrünen Sommergewand, das sie sogar schon zuvor einmal auf Tannenberg getragen, erheblich selbst von der Pracht der Hofdamen um sie her ab, und die Beleuchtung machte die Farbe ihres Kleides obendrein

noch zu einer unvorteilhaften. Allein sie meinte, ihre Rolle sei ja auch eine durchaus nebensächliche, und sie hatte ihrem Anzug durch grünes Rankengeflecht und einen Kranz auf dem Scheitel wenigstens etwas festlicheren Anstrich verliehen.

Boten überbrachten jetzt dem Kaiser Konstantin die Nachricht von dem Herannahen des Königs Ruother, doch in friedlicher Gesinnung, als deren Ausdruck er eine Menge von Geschenken vorauf entsendet habe. In einem Monolog gab der Kaiser seiner Zuversicht Worte, daß es ihm gelingen werde, den barbarischen Ankömmling durch griechische Kunst zu bestricken und hinzuhalten, bis er selbst alle seine Hilfsvölker versammelt habe, und er ermahnte, gegen seine Tochter gewendet, diese zum Aufgebot aller ihrer Liebenswürdigkeit, um dem Gemeldeten sein kriegerisches Vorhaben der Befreiung seiner eingekerkerten Abgesandten vorderhand in Vergessenheit zu bringen. Die schöne Kaiserstochter aber selbst sprach darnach gleichfalls in einem Monolog ihr innerliches Denken und Trachten aus, daß sie schon viel von der Ritterlichkeit, Mannhaftigkeit und edlen Erscheinung König Ruothers vernommen und daß sie, falls

er in Wirklichkeit mit dem Bild, welches sie sich von ihm gemacht, übereinstimme, nicht gesonnen sei, heimlichen Plänen ihres Vaters Vorschub zu leisten, sondern denselben durch offenes Bekenntnis ihrer Liebe und Darreichung ihrer Hand an den Bewerber zuvorkommen wolle. Hierin bestärkte Herlint sie, der sie ihren Entschluß anvertraute; die Verse dieses Teils des Spiels waren unverkennbar dem jungen Dichter besonders schön gelungen und hoben sich in eine Sphäre höherer und lieblicher poetischer Empfindung auf. Der Kaiser und seine Tochter nahmen nun ihre Thronsitze wieder ein, denn die angekündigten Geschenke wurden gebracht. Sie boten die Hauptgelegenheit zur Entfaltung bunten, glänzenden und possenhaften Mummenschanzes herkömmlicher Art. Treiber führten wirkliche und nachgeahmte, mögliche und unmögliche Tiergestalten heran, ein Kamel, ein Einhorn, einen Hirsch mit goldenem Geweih, Zebra, Panther und Affen; auch Spukgebilde kamen, von Zwergen und Erdmännern am Halfter gelenkt, Werwolf und Lindwurm, der Klapperbock, das gespenstische Herbstpferd. Sie zogen vorüber und reihten sich seitwärts auf, denn nun verkündeten

Cymbeln, Pauken und Hörner die Ankunft des Königs Ruother, der indes jetzt zu Fuß und nicht mit seinem ganzen Heerbann erschien, sondern nur im Geleit seiner vornehmsten Grafen, denen sich das groteske Riesengefolge anschloß, doch, zurückbleibend, im Hintergrund einen Halbbogen bildete. So erhielt sich der Mittelraum des Bühnenplatzes ziemlich leer, um freie Bewegung zu verstatten und den Zuschauern die Uebersicht des hundertköpfigen, glanzvollen und phantastischen Bildes zu ermöglichen.

König Ruother begrüßte zunächst in feierlicher Anrede den Kaiser, allein nach einigen Versen stockte er, wie sein Mienenspiel kundthat, von der wundersamen Schönheit der jetzt erst gewahrten Kaiserstochter so betroffen, daß er, seine Worte abbrechend und die Hand wie gegen eine Zaubererscheinung ausstreckend, auf sie zutrat. Auch ihr Gesicht drückte mit guter Mimik das Wohlgefallen aus, das sie an ihm fand, doch ihre Augen flogen schnell einmal suchend an ihm vorüber nach den zur Seite gebliebenen Riesen. Es war etwas in dem Text und der Handlung des Spiels ausgelassen worden. Der junge Riese Widolt, „der Allerkühnsten einer, der je einer

Mutter Sohn hieß", dessen Rolle Gerold Fredeheide übernommen, hatte Ruother vorauf schreiten, lauttönend seine „riesenhafte" Bewunderung der Kaiserstochter ausdrücken und, vor ihr niederknieend, ihr die Huldigung des stärksten Geschlechtes auf Erden vor der Schönheit darbringen sollen. Doch diese scenische Episode war in Wegfall geraten, und der rasch umhergehende Blick Walfrades vermochte auch die Gestalt und Tracht des Widolt überhaupt nicht unter den Riesen zu entdecken. So mußte sie sich, etwas aus dem Zusammenhang gebracht, vorzeitig auf die Antwort besinnen, mit welcher sie der jetzt ohne Umschweif geradeaus an sie gerichteten Werbung König Ruothers einverständnisvoll für ihn und dies doch klug noch vor den Ohren ihres Vaters verschleiernd, zu entgegnen hatte.

Aber bevor der Werber aussprechen gekonnt, ward er noch durch einen Zwischenfall unterbrochen. Von zwei zusammengekoppelten Ochsen gezogen, erschien ein niedriger Karren, auf dem ein mit Eisenkrallen vergitterter Kasten stand. In letzterem befand sich etwas Braunschwarzes, nicht deutlich Unterscheidbares; ein als „Hans Trapp" oder „Knecht

Ruprecht" gekleideter Fuhrmann schritt mit einer langen Peitsche neben dem Gefährt her, das er vor dem Sitz des Kaisers anhalten ließ. Dazu rief er mit lauter, Schmolk kundgebender Stimme:

„Noch ein absonderliches Sonnenwendgeschenk für den großmächtigsten Herrn Kaiser von Griechenland!"

Offenbar handelte es sich um ein belustigendes Zwischenspiel von der Gattung landüblichen Volksmummenschanzes; der Ruprecht öffnete eine Thür des Kastens, zerrte an einer rasselnden Eisenkette und zog sichtlich mit ziemlicher Schwierigkeit eine schwerfällige Tiergestalt hervor, die mit tappend ungewissen Bewegungen auf den Boden gelangte. Das Ochsengespann beförderte den Karren, die Scene räumend, zur Seite fort, unter den Zuschauern aber sprach der wirkliche Geheimerat Waterlos:

„Ah, ein Bär! Eine sehr deutungsreiche mythologische Beziehung. Ein Bär auf dem Donnersberg, dem Berg Donars, des Sommergottes, dessen Bote und Vertreter der Bär ist, weil er den Winter hindurch in seiner Höhle schläft und erst, sobald die Sonne warm zu scheinen beginnt, hervorkommt. Uebrigens ist die Idee wiederum zwiefältig sinnvoll

verwertet, denn in dem Ruotherlied erscheint einer der Helden Dietrichs von Bern als ‚Wildebär‘ verkleidet vor dem König und wird von den Hunden desselben gehetzt. Auch berichtet die Geschichte der Volksbräuche von sogenannten Geckenberet'gen — Geckenbären — die in possenhafter Manier den Sommer eintanzten.“

„Ah so — höchst interessant,“ murmelte es dankbar unter den Hörern des lehrreichen Kommentars, und alle blickten verständnisvoll eifrig auf die mythologische Tiergestalt, die nun in taghellem Licht als dick umzottelter Bär aufrecht dastand, doch noch auf so schwankenden Füßen, daß ihn Schmolk mit der Hand stützen mußte. Der letztere aber sprach jetzt mit dem Ton eines herumziehenden Bärenführers:

„Dies ist ein besonderer Geckenbär, großmächtigster Herr, den ich in der Fallgrube eingefangen habe, als er an kaiserlicher Majestät Hof einzubrechen und mit seinen ordinären Tatzen eine junge Edelhindin aus dem Gehege wegzurauben versuchte. Das junge Ding war einfältig und setzte sich nicht zur Wehr, sondern hätte sich in der Stille von ihm wegschleppen lassen. Aber ich paßte dem Bärensohn

auf die Schliche, so daß ich ihn rechtzeitig am Nasenring hielt. Er ist wohl irgendwo über ein Metfaß geraten und noch etwas angetrunken und verschlafen. davon steht er so läppisch und täppisch da. Doch der Geck wird gleich anfangen, zu kaiserlicher Majestät Belustigung zu brummen und zu tanzen. Heia, Petz! Schönmachen vor der hochgeborenen Gesellschaft!"

Schmolk schlug klatschend mit der Peitsche auf den Rücken des Bären; hinter dem Sitz des Kaisers Konstantin bog sich einer der Hofkämmerer mit den Zügen Egenolf Tannenbergs vor und flüsterte einige Worte, die den Grafen Gunther zu einer ruckhaften Umdrehung des Kopfes veranlaßten. Sein Gesicht zeigte einen ungläubig überraschten Ausdruck; Egenolf raunte ihm schnell, indes länger andauernd, nochmals etwas ins Ohr, und mit leicht zusammengezogenen Brauen, doch erzwungen gleichmütiger Miene wandte der Kaiser den Blick nach dem Bühnenraum zurück. Der Bär bewegte sich jetzt schwankend hin und her, als ob er wirklich erst aus dem Schlaf erwache.

„Vortrefflich gespielt!" klang ein Lobspruch aus

den Zuschauerreihen, und Herr von Klingspor rief weiter rückwärts, lachend:

„Noch süßen Mets voll; nicht im stande, schon Gavotte zu tanzen — gar nicht im stande. Ist wahrhaftige Bärenquälerei; bin Tierschutzvereinsmitglied, gnädiges Fräulein — furchtbares Mitleid mit Zustand von Isegrim!“

Der Führer des letzteren war jedoch offenbar unzufrieden mit der Widersetzlichkeit seines Zöglings und riß ihn ärgerlich an der Kette, die an einem Nasenring des übergestülpten Bärenkopfs befestigt saß. Dadurch zerrte er diesen, jedoch augenscheinlich beabsichtigt, herunter, und der wirkliche Kopf des ungewöhnlich hochgewachsenen Spielers der Rolle kam bis an den zottig vom Fell umkrausten Hals zum Vorschein. Doch nicht als ein natürliches Menschengesicht, sondern unsagbar possenhaft, lächerlich, denn es war fleckig mit Ruß geschwärzt, die Augen kirschrot untermalt, und die Nase stach kreideweiß, mit nassem Mehl überzogen, draus hervor; das Haar hing, von Judenbart durchflochten, in grauen Zwickeln über die Stirn, an den Schläfen sträubten sich ein Paar lange Eselsohren auf.

Unter den laut lachenden Zuschauern kam niemand eine Ahnung, wer der Darsteller sei, und außer dem Grafen Gunther und seinem Sohn erkannten allein Walfrade Tannenberg und Gerta Meseritz starr verwundert in der grotesk abschreckenden Erscheinung Gerold Fredeheide.

Dieser selbst aber stand im ersten Moment lichtgeblendet und gedankenlos betäubt. Er wußte nicht, was mit ihm geschehen und wo er sei, erwachte in der That erst; die Sinne waren ihm noch von der Chloroformnarkose dumpf überschleiert. Sein Kopf strengte sich gewaltsam an, zur Denkkraft zurück zu gelangen; neben ihm scholl die Stimme Schmolks:

„Dies ist das leibhaftige Gesicht des Bärenhäuters, der ein Gelübde gethan hat, sich nicht zu waschen und zu kämmen, noch sonstiger Reinlichkeit zu pflegen, bis er eine gleichartige Bärenhäuterin gefunden, die sich in sein holdseliges Antlitz vergafft."

Da durchfuhr es Gerold mit einem Blitz der Erinnerung und Erkenntnis. Es war Schmolk doch gelungen, sein Vorhaben mit ihm auszuführen — er ließ den Blick an sich niederfliegen und sah, daß er in Bärentracht vermummt sei, wie er sich in der

Neujahrsnacht als Kutscher selbst gleicherweise unkenntlich gemacht. Und er wußte, wo er sich befinde, auf dem Schauplatz des Sonnenwendnachtfestspiels. Vor ihm saß der Hof von Konstantinopel, Walfrade als Kaiserstochter in noch nie erreichter strahlender Schönheit, und Emich von Slawendorf stand ihr als König Ruother gegenüber, um ihre Hand zu werben. Doch zugleich kam es ihm auch ins Gedächtnis, daß er aus den Halbträumen der letzten Nacht mit dem Entschluß aufgewacht sei, diesen Abend mit seinem Sieg über die reale Welt zu krönen, in seiner Rolle als Widolt vor Walfrade niederzuknieen und für sich selbst vor Auge und Ohr des ganzen vornehmen Zuschauerkreises umher das Eingeständnis ihrer Liebe für ihn von ihr zu verlangen. So, in offener, schönster, glanzvollster Feier, hatte er die Uebermacht der idealen Welt darthun und die Liebe selbst zugleich durch die Goldprobe verherrlichen gewollt, die eine Aeußerung Slawendorfs einmal als ihr höchstes Kennzeichen gefordert.

Blitzend und verworren in einem ging das alles durch Gerold Fredeheides noch umnebelten Kopf, doch ein Augenblick der Besinnung hatte ihm Kraft und

Willen des Handelns zurückgerufen. Ohne Ahnung von der lächerlich widerwärtigen Entstellung seines Gesichtes, trat er plötzlich gegen den Purpursessel der Kaiserstochter hinan . . .

„Vortrefflich — die Idee ausgezeichnet weiter geführt," bemerkte laut der wirkliche Geheimerat Waterlos, „der Bär Donars, der als Sommersymbol vor der Sonne niederkniet. In der That eine höchst talentvolle Episode in der Dichtung des jungen Herrn Fredeheide."

Dieser aber sprach ebenfalls mit laut gehobener Stimme:

„So kam der Bär einmal zu Dir, Sonnenjungfrau, und entwendete kühn einen Talisman von Deiner Brust. Es war Winter damals und Dein Herz noch kalt. Aber es ward Sommer, und Du selbst gabst mir den Talisman zurück, in dessen Besitz Du wieder gekommen. Und Du sprachst, es sei der Schlüssel Deines Herzens — hier biete ich ihn Dir dar. Ich schließe Dein Herz auf mit ihm — laß die Liebe draus hervorgehen und sich laut verkünden, die Deine Lippen mir verheißen und offenbart."

Der Knieende hatte während des Sprechens an

seinem Halse getastet und an einer Schnur unter dem Bärenfell das kleine blaue Emaillemedaillon Walfrade Tannenbergs hervorgezogen, das er ihr mit glänzend emporgerichteten Augen entgegenhielt. Das Gesicht der jungen Comtesse aber war von schneeartiger Weiße geworden; man sah, daß alles erregende Blut ihr aus Haupt und Gliedern zurückgeschossen sein mußte, selbst ihre Lippen hatten sich blaß entfärbt; wie ein lebloses Marmorbild, von jedem Sinnesimpuls verlassen, saß sie auf dem Thronsessel, mit dem Blick auf die abstoßende Erscheinung vor ihren Füßen niederstarrend. Ein paar Sekunden lang blieb sie stumm, dann bewegte sie hastig den Mund und entgegnete laut:

„Haben Sie ...“ Doch sie verbesserte sich rasch ihrer Rolle gemäß und fuhr fort: „Hast Du mein Eigentum durch Zufall aufgefunden, so gib es dem König Ruother, der soeben, wie schon mehrfach zuvor, um meine Hand geworben und dem ich sie zugesagt.“

Der Arm der Sprecherin streckte sich rasch vor, ergriff das kleine Medaillon und legte es selbst in die Hand Emich von Slawendorfs. Von den

Zuschauerbänken her tönte die Stimme des wirklichen Geheimerats Waterlos herüber:

„Abgewiesen; vollkommen folgerichtig! Denn der Bär ist nur ein untergeordnetes Sommersymbol, nicht Wodan-Ruother selbst, dem die Sonne sich zu ebenbürtigem Bündnis ergibt."

Und weiter nach rückwärts sagte Herr von Klingspor, das erste Wort des Vorredners wiederholend:

„Abgewiesen! Natürlich, meine Gnädigste; nicht im stande, anbetungswürdige Kaiserstochter zu interessiren. Untergeordnetes Subjekt; wirklich ganz amüsante Geschichte."

Außer etwa fünf oder sechs Personen war niemand auf dem Platz vorhanden, der eine Vermutung davon besaß, daß sich etwas nicht zu dem Stück Gehöriges zugetragen hatte; selbst Slawendorf sah noch mit einem Ausdruck nach Verständnis suchender Ungewißheit drein. Schmolk dagegen stieß jetzt, mit der Peitsche knallend, unwirsch aus:

„Holla, was macht mein ungeschlachter Petz mir für verliebte Grimassen! Hieher, Honigdieb! Das ist kein Leckerbissen für Dein plumpes Maulwerk!"

Gerold Fredeheide aber stand, von den Knieen

aufgefahren, reglos, starrenden Blicks. Er sah das wundervolle Antlitz Walfrade Tannenbergs vor sich wie zu der Zeit, in der er es zuerst kennen gelernt, kalt und stolz, den blühenden Schmelz davon abgefallen, den im Gang der letzten Wochen vorschreitende Erregung ihrer Sinne darüber gebreitet. Abgekühlt von der Gelächter wachrufenden häßlichen Verwandlung des vor ihr Stehenden, wallte ihr Blut nicht, hatte sie kaum Gewalt über sich zu üben gebraucht, ihn gleichgiltig von sich abzuweisen. Als vermessene Tollheit erschien ihr das Ansinnen, das er an sie gestellt — vielleicht wenn es zu anderer Stunde geschehen, sie in einer fortreißenden Willfährigkeit eigenen Begehrens getroffen hätte — sie wußte nicht, hatte sich selbst noch nicht gesagt, welche Antwort sie dann geben werde. Doch jetzt, in Gegenwart des vornehmen Kreises, ließ sie, jeglichem Verdacht eines Zusammenhanges zwischen ihr und ihm vorzubeugen, die Augen fremd und kalt an ihm vorübergehen.

Vor den seinigen stand noch sie allein, alles andere umher war verschwunden. Er hörte nur noch lautes, ergötzliches Lachen ringsum, denn sein Führer

war im Begriff, ihm den abgefallenen Bärenkopf wieder aufzustülpen. Nun begann aber auch die leuchtende Erscheinung Walfrades vor ihm auszulöschen; es kam wie schwarze Blindheit gegen seine Lider heran.

Da tauchte plötzlich doch noch ein wahrnehmbares Gesicht dicht vor ihm auf, auch ein völlig weiß entfärbtes, aber er erkannte die Züge Gerta Meseritz'. Sie war dicht an ihn herangetreten, faßte seine Hand und sagte mit fester Stimme:

„Man hat ein schändliches Spiel mit Ihnen getrieben; kommen Sie, mein Freund, ich führe Sie von hier."

Aus ihren beiden blauen Augen fiel ein seltsamer Doppelstrahl in die seinigen, wie zwei glänzende Stäbe aus Gold oder Demant oder Saphir, und als seien sie das Einzige auf Erden, woran er sich anzuklammern und zu halten vermöge. Ihm kam noch zum Bewußtsein, daß Gerta Meseritz auch die einzige von allen Hunderten umher sei, welche die Entschlossenheit, den aufopfernden Mut, die Freundschaftstreue für ihn besessen, ihm in seiner dumpfen Verworrenheit beizustehen und ihn dem Spott einer

grausam hilflosen Lage zu entziehen. Krampfhaft hielt er ihre Hand umfaßt, aber er konnte ihr nicht mehr folgen. Die herzzersprengende Aufregung und die Nachwirkung der kaum überwundenen Narkose befielen ihn wieder mit Betäubung, die Kräfte verließen ihn und er glitt besinnungslos zu Boden. Einen Moment dachte Gerta nach, dann drehte sie sich gegen den Förster und gebot:

„Helfen Sie mir, ihn fortzubringen, Schmolk!“

Dieser antwortete mit einem nachlässigen Schulterzucken:

„Er wird schon zur Besinnung kommen, daß er auf eigenen Füßen fortkann.“

Doch nun traf ihn ein Blick Gertas in die Augen, den sie mit einem kurzen, gebieterischen: „Ich will es!“ begleitete, daß der Alte plötzlich erschrocken stotterte:

„Ja, wenn ich das geahnt hätte, Fräulein Gertchen —“

Hastig winkte er einige Dörfler herzu, die mit ihm den bewußtlos Liegenden aufhoben und nach Gertas Weisung forttrugen, sie selbst ging nebenher. Graf Tannenberg äußerte laut zu seiner Umgebung:

„Ein bedauerlicher Zufall, wohl von der heißen Maske veranlaßt und sicherlich bald gebessert. Wir wollen den Fortgang des Spieles dadurch nicht aufhalten lassen.“

Das Ganze seit dem Aufrichten Gerold Fredeheides aus seiner knieenden Stellung vor Walfrade Tannenberg hatte kaum länger als eine Minute gedauert, und unter den Zuschauern befand sich niemand, der etwas anderes wahrgenommen, als daß der vortreffliche Darsteller des possenhaften mythologischen Bären von einer Ohnmacht befallen worden, aus der er sich jedenfalls rasch erholen werde.

*

Um eine halbe Stunde später lag Gerold Fredeheide auf einer alten, breiten Ruhebank in dem Wohnzimmer der pavillonartigen Behausung des Försters drunten im Park von Tannenberg ausgestreckt. Schmolk war aufs eifrigste beschäftigt, von dem Gesicht des Liegenden behutsam mit einem Schwamm und lauem Wasser alle Entstellung zu entfernen; seine Augen hatten ihren treuherzig ruhigen Ausdruck eingebüßt, man sah an scheuen Seitenblicken, die er manchmal nach der einzigen noch mit

in dem Raum Anwesenden warf, daß er in jedem Moment ängstlich eine Frage befürchtete, wer die Züge des jungen Schloßgastes derartig mit Ruß und Farbe zu einer abscheulichen Lächerlichkeit gestaltet habe, warum dies geschehen und wie es überhaupt ausführbar gewesen sei. Doch Gerta Meseritz fragte nicht darnach, sprach auch sonst kein Wort mehr. Sie hatte, nachdem der Bewußtlose auf ihre Anordnung nicht ins Schloß, sondern hieher gebracht worden, nur kurz Schmolk die Weisung erteilt, jene Säuberung zu bewerkstelligen, und leistete dabei durch unterstützende Handlangungen Beihilfe. Doch that sie dies ebenso schweigend wie der Alte, und ihre Miene konnte auch beinahe nicht minder als die seinige den Eindruck unruhiger Besorgnis regen, von ihm über etwas befragt zu werden. Dann und wann hafteten ihre Augen prüfend, aber sich schnell vorüber bewegend, auf dem wieder in seiner natürlichen Art hervortretenden Gesicht Gerold Fredeheides.

Dieser lag noch ohne Empfindung dessen, was mit ihm geschah, und ohne Besinnung. Er schlief, doch offenbar träumte er auch, denn sein Atemzug

beschleunigte sich zuweilen heftig und hob ihm unruhvoll, beängstigt die Brust.

Er war Neidhart Zumsteg und, von Hunold Lutenesel überlistet, in die Hand der Montfortschen gefallen. Sie hatten ihn mit sich fortgeschleppt, um ihn in einen Bärenkäfig zu sperren und dem Gelächter aller Zuschauer auszustellen. Dann aber kam die Nacht, Mondlicht fiel durch sein Gitter und vor diesem draußen saß Emich von Slawendorf und hielt ihm mit gleichmütigem Ton einen Vortrag über die Verschiedenartigkeit der Dichtung und des Lebens. Als bestes Beispiel dafür könne er seinen Zuhörer selbst anziehen. Derselbe habe in seiner Asylrechtsnovelle alle Personen nach ihrer Natur erkannt und handeln lassen. Doch wie er selbst von der realen Welt ganz in die gleichen Verhältnisse und unter die nämlichen Persönlichkeiten versetzt worden sei, habe alle seine vermeintliche psychologische Kunst ihn im Stich gelassen, so daß er nichts von der Wirklichkeit, sondern überall nur seine poetische Einbildung gesehen. Diese habe ihm unablässig falsche Erkenntnis vorgegaukelt, von der seine Eitelkeit sich befriedigt gefühlt, am schlimmsten aber ihn selbst betrogen, daß er Schönheit

und Liebe für identisch gehalten und, weil sein Auge von der ersteren bezaubert gewesen, auch gemeint, sein Herz finde in ihr das Höchste, was es suche, und trachte allein nach ihr. Sein Herz sei zu solchem Selbstbetrug wieder durch Eitelkeit, Blindheit und Sucht nach einem stolzen Triumph vor der Welt verleitet worden, und nun liege er in die Schneegrube hinuntergefallen, um darin zu erfrieren, wenn nicht wahre Liebe ihm die Hand reiche, ihn heraufzuziehen.

Das trug Emich von Slawendorf mit trockener Stimme vor und ging, und der im Käfig Zurückbleibende mußte darüber nachdenken, was für nämliche Persönlichkeiten denn auf Tannenberg um ihn gewesen seien, wie zu Isny und auf dem Schloß Argen am Bodensee. Und allerdings mußte er Slawendorf recht geben; Hunold Lutenesel und Schmolk, der Graf Gunther und der Graf von Montfort, der junkerhafte Sohn des letzteren und Egenolf Tannenberg besaßen, ob äußerlich vielleicht auch nicht, so doch innerlich manches Uebereinstimmende. Vor allem die Gräfin Waltrud — es war eigentlich unglaublich, wie er sich sein Herz so von

ihr verblenden lassen gekonnt, er hatte sie ja vorher genau gekannt, ins Innerste durchschaut, daß es nicht wirkliche Liebe sei, die ihm ein Asyl bei ihr darbiete, sondern hochfahrender Stolz, der eben auch in einer leidenschaftlich entflammten Sinneserregung seinen souveränen Selbstwillen behauptete. Aber — und das beunruhigte ihn — es mußte noch eine Persönlichkeit auf Tannenberg sein, über die sein vermeintlicher psychologischer Scharfblick ihn völlig und am allermeisten getäuscht hatte . . .

Gerold Fredeheide warf im Traum auf der Ruhebank den Kopf herum. Das war sinnverwirrende Wirkung einer Narkose in seinem Gehirn. Er war ja nicht der blindthörichte Autor der Novelle, sondern Neidhart Zumsteg, der auf dem Schloßhof zu Argen im Bärenkäfig saß und den jemand namens Gerold Fredeheide gar nichts anging. Er mußte durchaus auf seine eigene gefährliche Lage bedacht sein, denn der Junker von Montfort ließ drüben einen Galgen aufrichten, um ihn mit dem Frühlicht dran zu henken. Nur eine Hilfe gab es noch für ihn, wenn Mechthild Schirlitz zeitig genug vom Kaiser kam, um ihn zu retten. Denn sein

Herz schlug auf einmal in der Erkenntnis, daß sie die einzige in der Welt sei, die ihn liebe. Welche Blindheit hatte ihm die Augen überdunkelt, das nicht früher zu sehen! Das war eben die unbegreifliche Einfalt des Gerold Fredeheide gewesen, die ihn an dieser Erkenntnis verhindert gehabt. Er hätte es ja lange aus der Veränderung ihres Wesens und Behabens gegen ihn wahrnehmen müssen. Als sie noch ihre anfängliche fröhliche Unbefangenheit besessen, übermütig gelacht und lustige Narrheit getrieben, da hatte sie ihn noch nicht geliebt. Aber es war ihr gekommen, allmälich, wohl ihr selbst zuerst unvermerkt, und hatte sie völlig verwandelt. War sie nicht eine Zeit lang mit Kopfschmerzen umhergegangen oder gab vielmehr vor, von ihnen befallen zu sein? Warum das alles? Sie glaubte offenbar, daß er die Gräfin Walfrade von Montfort liebe und wollte ihm entsagen, ohne daß er jemals eine Ahnung von ihrer Liebe zu ihm gewinne. Aber deshalb sagten die Leute auch, sie sehe nicht gut aus, sei blaß und mager geworden. Welche grundlose Einbildung von ihr, daß er sie nicht wieder liebe! Es offenbarte sich ja nur erst am Schluß, doch das Bewußtsein

davon mußte er immer in sich tragen, denn er hatte das alles ja genau geschildert, und sie konnte wissen, daß sie die Isis sei, nach der er gesucht. Und sein Herz klopfte laut und ungestüm: „Mechthild Schirlitz!“ Nicht damit sie kommen sollte, um ihn zu retten, sondern er mußte ihr sagen . . .

Da war auf einmal Geleucht und Gelärm um ihn, Mondlicht und Fackelgeloder, Hornrufe, klatschende Wellen des Bodensees. Der König Ruother stand in glimmernder Rüstung vor der Gräfin Waltrud von Montfort, und unzählige zuschauende Augen umlagerten alles. Der Kaiser saß auf einem Thron, hinter ihm hielt sich eine verschleierte weibliche Gestalt, von welcher Neidhart Zumsteg wußte, es sei Mechthild Schirlitz, die von der Majestät mit einem Kuß ihrer schüchternen Lippen seine Rettung erkauft habe. Nur war es nicht Maximilian, sondern der Kaiser Konstantin von Griechenland, aber die Stimme des wirklichen Geheimerats von Waterlos erläuterte diesen scheinbaren Anachronismus als höchst sinnreich erdacht. Und nun sprach die Gräfin Waltrud mit eisesfrostigem Ton, sie habe sich besonnen, sei nicht gewillt, dem Neidhart Zumsteg durch Darreichung ihrer

Hand ein schützendes Asylrecht zu verleihen, und die Fäuste der Montfortschen Knechte streckten sich nach ihm aus. Alles um ihn war Gelächter und Gespött, daß er seine Zuversicht auf ein weißes Steinbild gesetzt, das wohl flüchtig von kreisendem Blut durchflossen worden, doch in der Marmorbrust kein Herz trug, selbst kein Leben besaß und deshalb auch gleichgiltig das in ihm klopfende Leben untergehen ließ. Nur die verschleierte Gestalt bewegte sich jetzt vorwärts, trat auf ihn zu und faßte seine Hand.

„Komm," sagte sie mit Mechthild Schirlitz' Stimme, „man hat Dich schändlich betrogen, aber wenn die ganze Welt von Dir läßt, ich bleibe bei Dir." Er fühlte eine süße Wärme aus ihrer Hand bis zu seinem Herzen hinauffließen, und es übermannte ihn mit unsäglicher Sehnsucht, ihr Gesicht zu sehen, so daß er ihr den Schleier von der Stirn herabzog. Da war's aber nicht Mechthild Schirlitz, sondern die letzte Persönlichkeit auf Tannenberg, die ihn so beunruhigt hatte, weil sie vorhanden sein mußte und er sie nicht ausfindig machen konnte. Ihren Namen wußte er nicht, doch an den Strahlen ihrer beiden blauen Augen, mit denen sie ihn hielt, denn sonst

wäre er leblos hingestürzt, erkannte er, daß sie es sei. Und noch ein zweites kam ihm, nicht von dem Kaiser hatte sie ihn durch ihren Kuß erkauft, sondern von einer wundersamen, mächtigen Fee, „deren erlauchter Name die Liebe war". Aus einem Märchen stammte sie, das er einmal in Kindertagen gehört, und alles Sehnen seines Lebens war immer nur gewesen, sie zu finden, und sie selbst war die Tochter jener schönsten, allmächtigen Fee.

Aber trotzdem war sein Herzschlag nicht beruhigt. Er konnte bei dieser Märchengestalt nicht bleiben, sondern mußte von ihr, um Mechthild Schirlitz zu finden. Denn Mechthild Schirlitz liebte ihn, die einzige auf der Welt, und ihre Liebe allein war ein Asylparadies, das als Ueberrest von einem entschwundenen Wunderreich geblieben ...

Und Gerold Fredeheide rief noch im Traum laut und flehentlich:

„Mechthild Schirlitz! Wo bist Du?" Und gleich darnach schlug er die Augen weit auf. Sein angstvoll sehnsüchtiger Ruf hatte Gerta Meseritz, die, stumm in die Mondnacht hinausblickend, am Fenster gestanden, jäh herumgezogen, daß sie, an die Ruhebank

tretend, erschreckt sich halb über ihn bog. Nun sah er einen Herzschlag lang in ihre Augen, und plötzlich ergriff er mit seinen beiden Händen krampfhaft die ihrigen und stieß aus: „Du bist Mechthild Schirlitz — geh nicht von mir — ich war nur blind und wußte nicht, daß ich Dich immer lieb gehabt hatte . . .“

Ein rüttelnder Schauer ging durch Gerta Meseritz' ganzen Körper. Sie stand atemlos, unfähig, etwas zu erwidern und sich zu regen. Sie wollte fort, aber ihre Glieder waren gelähmt; die Füße trugen sie nicht, und wider ihren Willen, weil sie nicht anders konnte, glitt sie haltlos vor der Bank nieder. Doch wie ihre Kniee den Boden berührten, umschlangen die Arme Gerolds sie unwillkürlich und hielten sie, daß sie nicht weiter sank. Er zog ihren blonden Kopf an den seinigen, schloß ihn fest an sich, und lautlos verblieben sie in dieser Stellung.

*

Droben auf dem Donnersberg war der Aufforderung des Grafen Gunther gemäß das Festspiel fortgesetzt worden, trotzdem jedoch vorzeitig zum Abschluß gelangt. Emich von Slawendorf hatte nach

dem Zwischenfall seine Rolle als König Ruother noch bis zu einem Moment weiter geführt, der ihm ein kurzes Zurücktreten in die Waldcoulisse vorschrieb. Aus dieser aber kehrte er auf sein Stichwort nicht wieder, sondern ein Diener brachte dem Grafen Tannenberg eine Benachrichtigung von ihm, daß er sich unwohl und außer stand fühle, sich an dem Fortgang der Aufführung zu beteiligen. In einer zu Garderobezwecken aufgeschlagenen Bretterhütte warf er rasch sein Kostüm ab und begab sich nach wenigen Minuten allein auf dem nächsten Weg zum Thal hinunter. Ihm war zur Klarheit gekommen, daß Gerold Fredeheide ein hinterlistiger Streich gespielt worden; von wem und wie dieser ins Werk gesetzt, wußte er sich noch nicht aufzuhellen, doch eine Mitwirkung der gräflichen Familie daran erschien ihm außer Zweifel, und sein Verdacht maß Walfrade Tannenberg die eigentliche Urheberschaft zu. Unverkennbar hatte Gerold in einem halb verworrenen Geisteszustand vor allen Zuschauern umher ernsthaft um die Hand Walfrades geworben, und sich auf eine ihm von ihr gemachte Zusage oder sonstige vorhergegangene Zusicherung ihrer Liebe berufen. Doch in

diesem entscheidenden Augenblick war er, mutmaßlich nach einem abgekarteten Plan, kalt und stolz von ihr zurückgewiesen, und wie er darnach hilflos, verlassen dagestanden, hatte einzig Gerta Meseritz das gethan, was nur der Mut und Impuls wirklicher Liebe auf Erden vollbringen konnte, sich des bewußtlos Betäubten in seiner abschreckend lächerlichen Erscheinung angenommen, ihn den Blicken des Spottes und seiner eigenen Ohnmacht entzogen. Es befiel Slawendorf mit Scham und heftigem Vorwurf, daß er nicht selbst diese Pflicht der Freundschaft an Gerold geübt habe. Doch war er im Augenblick des Vorganges noch nicht zum vollen Verständnis desselben gelangt gewesen, und die zwischen ihm und dem Freund in letzter Zeit eingetretene Entfremdung hatte fraglos mit dazu beigetragen, ihn zu einem unthätigen Zuschauer des kurzen Geschehnisses zu machen. Jetzt aber übergoß ihn eine heiße Blutwelle der Selbsterkenntnis. Trotz seiner Versicherung und seiner eigenen Ueberzeugung war er innerlich nicht zu der Festigkeit gekommen, der Mitbewerbung um Walfrade wirklich zu entsagen, und daraus das scheue Bewußtsein der Unaufrichtigkeit Gerold gegen-

über bei ihm entsprungen, das zuletzt sogar bei dem Mißgeschick desselben einen Moment die alte Freundschaft verleugnet. Nun bewältigte es ihn mit stürmischer Reue und dem Verlangen ihrer Bethätigung. Hastig bergab eilend, murmelte er vor sich hin:

„Wir freveln alle, innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums, wenn die Blindheit der Leidenschaft uns bethört. Die Blindheit des Herzens, die das Auge erzeugt, und die Leidenschaft, die nicht Liebe ist . . .“

Es war, als ob er mit einem Ruck seines Kopfes etwas von sich abwerfe; dann nahm ein Gedanke von zuvor ihn ganz in Anspruch. Gerta Meseritz war nicht auf den Bühnenplatz zurückgekehrt, begleitete offenbar den Besinnungslosen und trug für seine Unterkunft Sorge. Wo? Nach dem Vorgefallenen sicherlich nicht im Schloß. Gleichgiltig gegen Auge und Ohr der Welt that sie dies alles, weil sie Gerold Fredeheide liebte. Und wie diesem der Traum oder das Fortleben und -Weben der Seele im reglosen Körper in phantastischer Vermischung die Liebe Gertas für ihn zur Erkenntnis gebracht, so sammelte Slawendorf in seinem

Gedächtnis aus den letzten Wochen alle jetzt erst begriffenen Kennzeichen des verwandelten Wesens Gertas, die ihm ihre Liebe bestätigten. Aber schmerzlich faßte es ihn an; welchen Ausgang sollte dies nehmen, da Gerold sie nicht liebte?

Droben auf dem Berg fand inzwischen die Vorstellung, wenn auch keinen Abschluß, so doch ein Ende. Ihre Weiterführung ohne den König Ruother fiel nicht wohl möglich; Graf Gunther ergriff mit Geschicklichkeit einen Vorwand, zu erklären, daß der kaiserliche Hof sich zurückziehe, und nachdem dies geschehen, erfolgte die Meldung an die Zuschauer, daß die Aufführung beendet sei. Das Spiel hatte ziemlich lange gedauert, und die pomphaften und burlesken Aufzüge in den reichen Kostümen waren allerdings als das Wesentlichste zu betrachten, allein trotzdem kam jetzt doch dem Publikum mit dem Gefühl eines unbeabsichtigt vorzeitigen Abbrechens eine dunkle Empfindung, daß etwas vorgefallen sei, was den Anlaß dazu verursacht habe. Worin es bestehe, wußte niemand zu sagen; der Landgerichtspräsident Freiherr von Meseritz und seine Gemahlin hatten das Verschwinden ihrer Tochter von der Scene

allerdings wahrgenommen, ohne den Beweggrund dafür recht zu verstehen, und ihr Nichtwiederzurückkehren war ihnen auffällig gewesen. Doch hielten sie beides von dem Stück vorgeschrieben, und nun erst beim Aufstehen erfuhren sie auf ihr Fragen, wo Gerta sich befinde, durch einen Diener, das gnädige Fräulein habe sich mit dem ohnmächtig gewordenen Herrn Fredeheide zum Schloß hinunterbegeben. Das klang ziemlich unglaubhaft, indes blieb zu weiterer Erkundigung vorderhand nicht Zeit. Eine Anzahl von Lakaien hatte auf Anordnung des Grafen Tannenberg Fackeln ergriffen, um die vornehme Gesellschaft wieder den Berg hinab zu geleiten, und diese machte sich langsam auf den Rückweg. Man war im stillen etwas verwundert, doch mit dem Mund höchlichst befriedigt. Der wirkliche Geheimerat Waterlos bereicherte diejenigen, welche das Glück genossen, zu seiner näheren Umgebung zu gehören, mit wahrhaften Schätzen literarisch-mythologischer Erläuterungen, und der Landgerichtspräsident von Meseritz und Gemahlin beruhigten sich völlig damit, drunten Aufklärung über die unverständliche Entfernung ihrer Tochter zu erhalten.

Im Wohnzimmer Schmolks aber hatte sich die Scene ebenfalls verändert. Gerold Fredeheide und Gerta Meseritz befanden sich nicht mehr in ihrer ersten lautlosen Stellung, sondern saßen schon geraume Weile, sich mit den Armen umschlungen haltend, auf der bequemen Ruhebank des Försters. Auch Emich von Slawendorf war bereits seit einiger Zeit hinzugekommen, und der erste Blick beim Eintritt hatte ihm überraschende Antwort auf seine besorgte Frage gegeben, zu welchem Ausgang die heimliche Liebe Gertas führen solle. Viel war in wenigen Worten gesagt und darauf kurzer Ratschlag gehalten worden, der mit dem Auftrag Slawendorfs an Schmolk geschlossen, ihm sofort ein Fuhrwerk zu richten, da er noch in der Nacht mit Gerold nach Hohenbreda aufbrechen wolle. Und Schmolk hatte, noch immer in sichtlichster Angst vor einer wißbegierigen Frage von Gerta Meseritz, sich eilig davon gemacht, um den Wagen zu besorgen.

Nun sagte Emich von Slawendorf:

„So können wir also selbst unser Herz betrügen, Freund, daß wir seine wahre Sehnsucht falsch deuten und es auf Irrwege zwingen. Du bist freilich

Sieger geblieben in Deinem Kampf gegen die reale Welt und zum höchsten Triumph gelangt, aber nicht durch eigene Kraft, sondern weil Du Dir die höchste Bundesgenossin erworben hattest, von der mir nichts ahnte und Dir selbst wohl eigentlich auch nicht. Nun, denk' ich, hast Du's gelernt, daß Schönheit und Geist nicht gleichbedeutend mit dem Herzen sind, und daß alle Poesie der idealen Weltanschauung noch nicht zum Siege verhilft, wenn die Liebe ihr nicht zum Beistand entgegenkommt. Und ich weiß es jetzt auch; docendo discimus."

Das letzte kam schwermütigen Klangs von den Lippen des Sprechers. Draußen rollte der bestellte Wagen heran, doch zugleich füllte sich der Raum unter den alten Ulmen um die Försterwohnung mit vielfältigem Stimmenschall und ward von Fackelgeloder überhellt. Die Gesellschaft vom Donnersberg war eingetroffen und dem Landgerichtspräsidenten von Meseritz nachgefolgt, der durch einen der vorherigen Träger Gerold Fredeheides benachrichtigt worden, seine Tochter befinde sich nicht im Schloß, sondern in der Behausung Schmolks. Gerold fuhr jetzt bei dem herankommenden Geräusch plötzlich wie aus einem

noch fortgedauerten Traumzustand auf, zog erschreckt den Arm von dem Nacken Gertas und fragte ungewiß, verwirrt: „Doch, was nun?“

Aufstehend versetzte Emich von Slawendorf gelassen:

„Die Liebe weiß immer, was sie thut; wenn Du ihrer gewiß bist, brauchst Du vor der Antwort nicht zu bangen.“

Er trat durch die Thür hinaus auf den harrenden Wagen zu, dem sich gleichzeitig, von einem Kranz der Schloßgäste umgeben, verwundert Graf Tannenberg näherte. Sichtlich unangenehm von dem Anblick des Fuhrwerks betroffen, fragte der letztere mit einer an ihm ungewöhnlichen Hastigkeit:

„Sie wollen uns doch nicht verlassen, Herr von Slawendorf?“

„Selbstverständlich nicht, Herr Graf,“ erwiderte der Angeredete, mit zeremonieller Höflichkeit seinen Hut abziehend und in der Hand behaltend, „ohne Ihnen vorher meinen Dank für Ihre gastliche Aufnahme ausgesprochen zu haben. Doch ich sah mich schon genötigt, Ihre Entschuldigung zu erbitten, daß ich außer stande sei, die übernommene Rolle

fortzusetzen, und da mein Freund Fredeheide sich in der nämlichen Lage befindet, so habe ich es für uns beide am förderlichsten erachtet, noch heute nach Hohenbreda hinüberzufahren."

Ein leichtes Zucken ging bei den letzten Worten durch den Körper des Sprechers, denn von der Seite fiel ihm ein sonnenhaft goldhell gegen ihn herangenahter Glanz ins Auge. Es war Walfrade Tannenberg, sie hatte das Diamantdiadem von ihrem Scheitel entfernt, doch ihr Kaiserstochtergewand noch nicht abgelegt, das im Fackellicht Strahlen um sie her zu werfen schien. Ungeblendet von diesen wandte ihr Slawendorf jedoch nun den Blick ruhig ins Gesicht und sagte:

„Ich hätte fast versäumt, Ihnen Ihr Eigentum zurückzustellen, Comtesse, dessen Ueberreichung ich der Rolle verdankte, welche mir die Vergünstigung auferlegte, um Ihre Hand werben zu dürfen. Da das Spiel beendigt ist, liefere ich selbstverständlich auch dies Spielrequisit wieder in Ihre Hand, mit der Bitte, die Verzögerung bis zu diesem Augenblick entschuldigen zu wollen. Ich hätte es schon eher gesollt, aber der Zufall, von dem mein Freund

betroffen worden, ließ mich erst jetzt zu der Erkenntnis meines Unterlassungsfehlgriffes gelangen."

Er legte das blaue Medaillon, das Walfrade Tannenberg ihm droben aus der Hand Gerold Fredeheides dargereicht, in die ihrige, jedoch ohne diese mit den Fingerspitzen zu berühren. Die junge Comtesse drückte erwiderungslos die Lippen leicht zusammen, doch etwas anderes zog ihr im gleichen Moment unwillkürlich den Blick herum. In Schmolks Zimmer hatte Gerta Meseritz auf die letzte Aeußerung Slawendorfs hin einfach: „Komm!" gesprochen, ihren Arm in denjenigen Gerolds gelegt und den von der Narkose und Erregung des Abends noch Willensunkräftigen und halb Widerstrebenden mit sich vor die Thür gezogen. Hier stand sie plötzlich ihren Eltern gegenüber; ihr Vater blickte sie eine Sekunde lang sprachlos an, wie sie ihren Arm fest in den ihres Begleiters geschlungen hielt, ehe er die Frage hervorbrachte:

„Was bedeutet das?"

„Daß Gerold Fredeheide und ich uns seit langem geliebt und uns verlobt haben," antwortete Gerta ruhig.

Die zahlreiche Gesellschaft umher war baumstill geworden und starrte auf das junge Paar. Der Freiherr von Meseritz fuhr verdutzt zurück und mußte seine Gedanken sammeln, bis er ausstieß:

„Ihr? Du? Spielst Du noch Komödie oder bist Du von Sinnen?“

„Keins von beiden, lieber Vater, sondern ich handle sehr ernsthaft und wie die Vernunft es mir vorschreibt.“

Doch nun scholl es ihr, unbekümmert um die anwesenden Zuhörer, entgegen:

„Mit einem Referendar wolltest Du Dich verloben, der nichts besitzt, nichts ist, nichts kann, als Verse machen, niemals eine Stellung in der Welt einnehmen wird? Mit einem namenlosen Menschen von bürgerlicher Herkunft? Und Du glaubst, ich würde jemals meine Einwilligung dazu geben?“

„Du weißt als Jurist, lieber Vater, daß ich mündig geworden bin.“

Die unglaubliche Gelassenheit seiner Tochter ließ den Landgerichtspräsidenten jetzt seine Würde vergessen und zur Heftigkeit aufflammen.

„Ich befehle Dir, den Arm dieses Herrn

augenblicklich zu verlassen und mir auf mein Zimmer zu folgen, sonst ist Dein Elternhaus künftig für Dich verschlossen. Keine Sekunde länger!“

Es durchfuhr Gerold Fredeheide mit einem schreckhaften Ruck, denn er fühlte, daß seine Begleiterin den Fuß vorsetzte. Angstvoll haftete sein Blick auf ihr; er empfand sich wieder allein dastehend, dem Spottgelächter aller umher preisgegeben, denn der Mut eines Mädchens konnte nicht ausreichen, um diese Prüfung der Liebe zu bestehen.

Aber mit unwandelbarem Gleichmut erwiderte Gerta Meseritz:

„Das thut mir leid, lieber Vater; so muß ich Herrn von Slawendorf um Asylrecht für die Liebe bitten, daß er mich mit nach Hohenbreda nimmt. Dann wirst Du Deine Einwilligung vielleicht geben.“

Sie trat auf den Wagen zu und stieg hinein. Es war ein unerhörter Skandal vor Auge und Ohr der hundertköpfigen vornehmen Gesellschaft. Das Freifräulein von Meseritz fuhr mit einem bürgerlichen Liebhaber auf das Gut seines unverheirateten Freundes davon! Alles starrte wortlos, und sprachlos starrend stand auch Walfrade Tannenberg. Sie

hatte ihren Sinnen nicht geglaubt — ihre Cousine liebte Gerold Fredeheide und er sie. Hatte sie denn nicht mit ihm, sondern er mit ihr nur ein Spiel getrieben? Ihr Gesicht war bei den Abschiedsworten, die Slawendorf an sie gerichtet, sehr bleich geworden, doch nun schlug ihr eine Blutwelle gedemütigter, zorniger, eifersüchtiger Leidenschaft ins Antlitz. Ihr Blick suchte und fand die Augen Gerolds, trachtete sie zu halten, aber vergeblich; ihre Augen besaßen keine Macht mehr über ihn. Und wider Wissen und Willen stieg fieberhafte Erregung ihres Innern ihr über die Lippen:

„Gerta — bist Du wahnsinnig?“

Der Ruf mischte sich mit einem andern des Freiherrn von Meseritz:

„Wenn Du nicht umkehrst und mir gehorchst, sage ich mich von Dir los!“

„So fahren Sie, Freund!“ bat Gerta, ruhig zu Emich von Slawendorf gewendet, der die Zügel ergriffen hatte. Er klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen rasch an, und der Wagen rollte aus dem Schatten der alten Ulmen in die glanzhelle Mond- und Sonnenwendnacht hinein. Nach einigen

Augenblicken wendete Slawendorf den Kopf und sagte mit tiefem Ernst: „Deine ideale Welt ist doch eine gewaltige Siegerin, Gerold; ich beneide Dich um sie!“

„Um meine Mechthild Schirlitz — nein, um meine Isis,“ gab Gerold Fredeheide mit glücktrunkener Stimme zur Antwort, seinen Arm fest um Gerta Meseritz schlingend.

Die zurückgebliebene reale Welt stand noch ohne Sprache; nur am Rand des Kreises verlieh Fräulein Irma von Schönborn gegen den gerade neben ihr befindlichen Herrn ihrer innersten Empfindung durch die Worte Ausdruck:

„Ja, wie ist denn so etwas möglich?“

Der neben ihr Stehende war zufällig Herr von Klingspor, und er antwortete: „Ist gar nicht möglich, gnädiges Fräulein! Wirklich, gnädiges Fräulein, gar nicht im stande, gnädiges Fräulein von Meseritz zu begreifen. Darf mir erlauben, gnädigem Fräulein meinen Arm noch zu kleiner Mondlichtpromenade bis zum Souper ans Schloß anzubieten? Wahrhaftig, ideal göttlicher Mondschein, wäre nicht im stande, ihn noch schöner zu denken.“



Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände. Preis geheftet M. 20. —; fein gebunden M. 25. —

Von seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller an hat der Verfasser die deutsche Lesewelt alsbald zu fesseln und ihre Gunst sich unverändert zu erhalten, ja, sich immer tiefer in derselben festzusetzen gewußt. „Die Lehnsjungfer“, sein jüngstes Werk, ist ohne Frage zugleich seine reichste und inhaltschwerste Schöpfung. Ihre Hauptverwicklungen fußen auf einem altmecklenburgischen Rechte, vermöge dessen an Stelle eines fehlenden männlichen Majoratserben die Tochter eines Lehnsherrn unter gewissen Bedingungen das Erbe einer Lehnsherrschaft antreten kann. So sehr aber auch die Titelheldin sich durch ihr tief und edel angelegtes Wesen in die Herzen der Leser einschmeichelt, noch näher tritt uns ihr energischer Vetter, der prächtige Curd von Oldenfleth. Wir begleiten ihn ins Kadettenhaus und auf die Rennbahn, beobachten ihn als strammen Offizier bei den Konflikten des Jahres 1848 und auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866, dessen kriegerische Entwicklungen mit ebenso erstaunlicher Sachkenntnis als plastischer Darstellungskraft geschildert sind, und sehen ihn zuletzt nach langen Irrfahrten in den Hafen einlaufen, der diesem hochgemuten Odysseus endlich die Befriedigung seiner Herzenswünsche bringt. Um die Geschicke der beiden Hauptpersonen aber rankt sich eine Fülle fesselnder Episoden, durch welche der Verfasser bethätigt, daß er das Leben der untersten Volksklassen nicht minder mit vollem Verständnis und warmem Herzen erfaßt hat als dasjenige der gebildeten Stände und der vornehmen Welt. Durch all diese Eigenschaften und eine hohe Kunst des scheinbar ganz natürlich und schlicht sich entwickelnden Vortrags wird der Roman einen Platz ersten Rangs in der erzählenden Literatur unserer Tage behaupten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.





